

15. Jahrgang

INDOGERMANISCHE FORSCHUNGEN

ZEITSCHRIFT FÜR INDOGERMANISTIK UND ALLGEMEINE SPRACHWISSENSCHAFT

Begründet von Karl Brugmann und Wilhelm Streitberg

Herausgegeben von
WOLFGANG P. SCHMID

78. BAND 1973



WALTER DE GRUYTER · BERLIN · NEW YORK

Inhalt

Aufsätze:

	Seite
Beck Richard. Length and Monophthongization in Gothic	113
Boretzky Norbert. Überlegungen zur Regelmäßigkeit von Lautwandel (anhand eines albanischen Wandels)	21
Cercignani Fausto. Indo-European <i>eu</i> in Germanic	106
Francis E.D. Heracl. <i>ἐνδεδιωκότα</i> (IG. XIV 645. i. 120—1)	100
Georgiev Vladimir I. Die Herkunft der indoeuropäischen En- dungen für Nominativ-Akkusativ-Vokativ Plural Neutr. um und Dual	43
Hamp Eric P. Solutions and Problems from Speyer	141
Kolde Gottfried. Einige Bemerkungen zur Verwendung der Prä- dikate BESCHREIBEN und ERKLÄREN in der Lin- guistik	1
Marino Matthew. The Non-unique Graphic System of Weakly Stressed Old Saxon Vowels	163
Peeters Chr. The Word for 'dog' and the Sequence *wH + Con- sonant in Indo-European	75
— Gothic 'soh Pan gilstrameleins frumista' and the Germanic Ad- jective Declension	144
Pütz Herbert - Thümmel Wolf. Kritische Bemerkungen zur neueren Syntax und Semantik	169
Seibold Elmar. Ahd <i>wär</i> und awn. <i>værr</i>	146
Sims-Williams Nicholas. A Note on Bactrian Syntax	95
Strunk Klaus. Methodisches und Sachliches zu den idg. Nasal- infixpräsentien (ai. 7. Klasse)	51
Thomas Werner. Zur Bedeutung des Tempuswechsels von Prä- teritum zu Präsens im Tocharischen	78

Besprechungen:

Allén Sture. Nusvensk frekvensordbook baserad på tidningstext 1, 2. — ders., Tiotusen i topp (Herbert Blume)	326
Donum Indogermanicum. Festgabe für Anton Scherer (Wer- ner Thomas)	227
Fourquet Jean. Prolegomena zu einer deutschen Grammatik (Gottfried Kolde)	316
Fraenkel Meir. Zur Theorie der Lamed-He-Stämme (Erich Neu)	366
Kurzer Grundriß der germanischen Philologie bis 1500 (Elmar Seibold)	310
Hoernle A.F. Rudolf. Manuscript Remains of Buddhist Literature found in Eastern Turkestan (Werner Thomas)	249
Jakobson Roman. Selected Writings. Vol. II. Word and Language (Michael Shapiro)	193
Karlsson Hugo. Studier över båtnamn, särskilt namn på båke- båtar och bankskutor från 1700-talets Bohuslän (Mortan Nolsøe)	332
Keiler Allan R. A Phonological Study of the Indo-European Laryngeals (Fredrik Otto Lindeman)	237

	Seite
Krahe Hans. Einleitung in das vergleichende Sprachstudium (Werner Thomas)	225
Kuryłowicz Jerzy. Die sprachlichen Grundlagen der altgermanischen Metrik (Christian Wagenknecht)	323
Lausberg Heinrich. Romanische Sprachwissenschaft I, 3. Aufl., II u. III, 2. Aufl. (Hans-Erich Keller)	278
Malkiel Yakov. Linguistica generale, filologia romanza, etimologia (Christoph Schwarze)	296
Mauricius , Arta Militară (Erich Trapp)	260
Müffelmann Friedrich. Althochdeutsch. Einführung in Grammatik und Literatur (Hans Szklenar)	350
Myth and Law among the Indo-Europeans (H. Biezaïs)	231
Nagy Gregory. Greek Dialects and the Transformation of an Indo-European Process (Klaus Strunk)	251
A Critical Pāli Dictionary II 7 (Colette Caillat)	247
Paul Hermann. Prinzipien der Sprachgeschichte. Studienausgabe der 8. Aufl. (Siegfried Kanngießer)	217
Pfister M. Lexikalische Untersuchungen zu Girart de Roussillon (Gustav Ineichen)	307
Rizescu I. Pravila ritorului Lucaci (Helga Stein)	304
Russu I.I. Elemente autohtone in limba română (Helga Stein)	301
Schmid Wolfgang P. Skizze einer allgemeinen Theorie der Wortarten (Johannes Bechert)	207
Schmidt Dagmar. Die Namen der rechtsrheinischen Zuflüsse zwischen Wupper und Lippe (Albrecht Greule)	351
Seibold Elmar. Vergleichendes und etymologisches Wörterbuch der germanischen starken Verben (Alfred Bammesberger)	324
de Simone Carlo. Die griechischen Entlehnungen im Etruskischen, Bd. II (Raimund Pfister)	261
Sperber Rüdiger. Das Flußgebiet des Mains (Ernst Dickenmann)	354
Studien zu den Boğazköy-Texten, Heft 14, 15, 16, 17, 20 (Günter Neumann)	239
Symposion über Syntax der uralischen Sprachen 15.— 18. Juli 1969 (György Lakó)	358
Szemerényi Oswald. Einführung in die vergleichende Sprachwissenschaft (Fredrik Otto Lindeman)	201
Vorschläge für eine strukturelle Grammatik des Deutschen (Lothar Paul)	338
v. Wartburg Walther. Einführung in die Problematik und Methodik der Sprachwissenschaft, 3. Aufl. (Wolfgang Rothe)	204
Weinreich Uriel. Erkundungen zur Theorie der Semantik (Herbert E. Brekle)	213
Wiesinger Peter. Phonetisch-phonologische Untersuchungen zur Vokalentwicklung in den deutschen Dialekten, 2 Bde. (Wolf Thümmel)	334
Zucchelli Bruno. Studi sulle formazioni latine in -lo- non diminutive e sui loro rapporti con i diminutivi (Georg Renatus Solta)	265

I. AUFSÄTZE

Einige Bemerkungen zur Verwendung der Prädikate BESCHREIBEN und ERKLÄREN in der Linguistik

(1) „Wir gehen aus von dem Satze . . . daß die empirische Sprachforschung . . . ihre Aufgabe darin zu erblicken hat, „die in der Erfahrung gegebenen Tatsachen zu beschreiben und durch Nachweis der Bedingungen und Triebkräfte zu erklären“.“¹ Dieses programmatische Zitat von Ernst Otto stellte Wilhelm Havers 1931 an den Anfang seines „Handbuches der erklärenden Syntax“. Im Jahre 1970 sahen die Autoren einer „Einführung in die generative Transformationsgrammatik“ die Aufgabe der Linguistik darin, „die Beobachtungsdaten zusammenhängend, d.h. systematisch zu beschreiben und zu erklären“². Daß sie damit die Meinung vieler Sprachwissenschaftler der Gegenwart ausdrückten, ließe sich vielfach belegen³.

¹ W. Havers, *Handbuch der erklärenden Syntax*. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung 1931 (= Indogerm. Bibliothek. I 20), S. 1.

² J. Bechert, D. Clément, W. Thümmel, K. H. Wagner, *Einführung in die generative Transformationsgrammatik. Ein Lehrbuch*. München, Max Hueber Verlag 1970 (= Linguistische Reihe. 2.), S. 17f.

³ Zwei Hinweise mögen hier genügen: Erstens auf die bekannte Hierarchie von Kriterien für die Bewertung von Grammatiken, in der N. Chomsky zwischen (nur) beschreibungsadäquaten und erklärenden Modellen unterscheidet (N. Chomsky, *Aspects of the Theory of Syntax*. Cambridge/Mass., MIT 1965. Deutsch: *Aspekte der Syntax-Theorie*. Frankfurt/M., Suhrkamp. 1969. S. 39ff.). Hier liegt zumindest ein Ausgangspunkt für die in den letzten Jahren zu beobachtende erstaunliche „Rehabilitierung“ des Erklärungsanspruchs linguistischer Theorien. Vgl. hierzu unten S. 2 f. — Zweitens: Hierfür ein zufällig herausgegriffenes Beispiel: „Linguistische Regeln sind operationale Regeln der Linguisten zur Beschreibung und Erklärung

Wenn Wilhelm Havers und die genannten Linguisten der Gegenwart die gleichen Prädikate verwenden, um ihre Tätigkeit zu kennzeichnen, nämlich *beschreiben* und *erklären*, so ist dies zunächst aus wissenschaftshistorischen Gründen interessant, da inzwischen unter der Wirkung von Bloomfields Distributionalismus, aber auch im europäischen Strukturalismus (etwa bei A. Martinet) die *Beschreibung* im Vordergrund stand und kaum einmal gefordert wurde, die Sprachwissenschaft habe ihren Gegenstand auch zu *erklären*.

Bevor wir uns nun der Tatsache zuwenden, daß Havers mit dem Prädikat *erklären* offensichtlich etwas ganz anderes meint als ein „Chomskianer“, sei eine Gemeinsamkeit beider Standpunkte festgehalten: Beide meinen mit *Erklären* kein historisch-etymologisches Vergleichen und Zurückführen einer Ausdrucks- oder Inhaltsstruktur auf eine „ursprüngliche“ im Sinne eines „post hoc propter hoc“⁴. Diese negative Übereinstimmung muß

einer Sprache.“ (E. Barth, *Linguale und soziale Regeln*. In: K. Hyldgaard-Jensen [Hrsg.], *Linguistik 1971*. Frankfurt/M., Athenäum Verlag 1972 = Athenäum Skripten zur Linguistik 1, S. 313.)

⁴ Die historisch-etymologische *Erklärung* verläuft nach folgendem Schema: Das Sprachzeichen Z_2 gilt zum Zeitpunkt T_2 , weil Z_1 zum Zeitpunkt T_1 gegolten hat ($Z_1 \neq Z_2$; T_1 vor T_2), und Z_2 mittels genereller Hypothesen [H] auf Z_1 abgebildet werden kann. Drei Beispiele für die Vielfalt solcher Erklärungen: 1. (nhd.) *Pfahl* wird erklärt aus (lat.) *pālus* unter der Voraussetzung, daß: (a) *pālus* galt vor *Pfahl*, (b) lat. anlautend *p* entspricht nhd. *pf*, (c) *Pfahl* und *pālus* „bedeuten dasselbe“. 2. Die „irreguläre“ Form *gegessen* (als Part. II zu *essen*) gilt heute, weil früher einmal die Form *gezzzen* als Ergebnis einer „Kontraktion“ von *ge-ezzzen* gegolten hat und diese wegen ihres Stammvokals und der Endung *-en* als Infinitiv „fehlinterpretiert“ werden konnte, so daß noch ein weiteres Element *ge-* zur Kennzeichnung der Part. II-Funktion hinzugefügt wurde. 3. Das Wort [ri:f] wird heute *rief* geschrieben, weil es früher einmal [riøf] ausgesprochen wurde. — Da wir uns im weiteren nicht mehr mit dieser Art von Erklärungen befassen können, sei hier noch folgendes angemerkt: Historische Sprachveränderungen lassen sich generell nicht deduktiv-nomologisch erklären, da insbesondere die notwendige Hypothese, Z_1 „bedeutet dasselbe“ wie Z_2 im strengen Sinne nicht verifizierbar ist. Hinzu kommen weitere Gründe, die unten (Abschn. 7) in anderem Zusammenhang erörtert werden. Als induktiv-kausale Begründungen mit nur statistischem Gültigkeitsanspruch haben Erklärungen der oben belegten Form dagegen ihre

deswegen so betont werden, weil im umgangsmetasprachlichen Diskurs sehr häufig eine „Erklärung“ auffallender sprachlicher Ausdrücke in eben diesem historisch-etymologischen Sinne gefordert und gegeben wird⁵.

Im Sinne dieser einleitenden Bemerkungen sollen nun folgende Fragen behandelt werden:

- (a) Was kann man unter *Beschreiben* und *Erklären* in der Linguistik verstehen und was wird vom Linguisten beschrieben oder erklärt? Hierbei wird die Erörterung im wesentlichen auf die theoretischen und methodologischen Positionen beschränkt, die durch die beiden eingangs wiedergegebenen Zitate markiert sind.
 - (b) In welchen Grenzen ist es jeweils sinnvoll und möglich, eine *Beschreibung* und eine *Erklärung* der Beobachtungsdaten durch die Linguistik zu fordern?
- (2) In Umkehrung der wissenschaftshistorischen Abfolge soll zunächst die Bedeutung der metasprachlichen Prädikate *beschreiben* und *erklären* im Rahmen der generativen Transformationsgrammatik, also im Sinne des Zitats von Bechert-Clément-Thümmel-Wagner erörtert werden:

Im Anschluß an neuere wissenschaftstheoretische Vorstellungen sind die Prädikate *beschreiben* und *erklären* hier in folgen-

Berechtigung. Vgl. W. Stegmüller, Wissenschaftliches Erklären und Begründen. Berlin, Springer Verlag 1969, S. 83; F. v. Kutschera, Wissenschaftstheorie II. München, Wilhelm Fink Verlag 1972 (= Uni-Taschenbücher, 198), S. 381.

⁵ Vgl. hierzu weiter unten Abschn. 6. Eine weitere, wenn auch triviale Übereinstimmung von Havers und den zitierten „Chomskianern“ sei angemerkt: sie stimmen in ihrer Verwendung der Prädikate *beschreiben* und *erklären* insofern mit der unreflektiert-umgangssprachlichen (objekt- oder metasprachlichen) Verwendungsweise derselben überein, als die Reihenfolge der mit ihnen bezeichneten Tätigkeiten die folgende sei: erst werde etwas beschrieben und dann erklärt, wobei diesem zeitlichen Nacheinander eine „wertmäßige“ Steigerung entspreche: *Erklären* sei „mehr“ als nur *Beschreiben*. Das besagt natürlich so lange noch gar nichts, wie die allgemein-wissenschaftstheoretische Bedeutung dieser Termini und ihre spezielle Verwendung in der Linguistik noch nicht geklärt sind.

dem Sinne zu verstehen: „Einen sprachlichen Sachverhalt zu erklären heißt, eine Aussage, die diesen Sachverhalt beschreibt, aus Universalien und Randbedingungen (also . . . speziellen grammatischen Annahmen) deduzieren zu können.“⁶ Und „deduzieren“ meint bekanntlich etwa „mittels allgemeiner logischer Schlüsse ableiten oder auch vorhersagen“⁷.

(3) Welches sind nun die „sprachlichen Sachverhalte“ oder die „Beobachtungsdaten“, die beschrieben und erklärt werden?

Die nächstliegende Antwort wäre: artikulierte Lautketten, die von Sprechern in bestimmten Situationen geäußert worden sind und die der Linguist als Repräsentationen von Sätzen einer Sprache identifiziert hat, entweder weil er diese Sprache selbst beherrscht oder aber indem er sich auf das Urteil eines diese Sprache beherrschenden Informanten verläßt. Unter diesen Äußerungen sind bekanntlich jene für den Linguisten besonders aufschlußreich, die sich nicht auf den „außersprachlichen“ Gegenstand einer Kommunikation beziehen, also nicht das „Objekt“ des Kommunikationspartners wieder aufnehmen, sondern auf die Form der sprachlichen Äußerung Bezug nehmen, also entweder spontanmetakommunikativer Natur sind oder extrakommunikativ⁸, auf eine mehr oder weniger explizite „Informantenbefragung“ hin geäußert werden. Und zwar sind sie aus mindestens den folgenden zwei Gründen wichtig:

⁶ S. Kanngießer, *Aspekte der synchronen und diachronen Linguistik*. Tübingen, Max Niemeyer Verlag 1972 (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft, 9), S. 7f., und zwar im Anschluß an K. R. Popper, *Logik der Forschung*. Tübingen, J. C. B. Mohr. 3. Aufl. 1969. § 12.

⁷ Vgl. J. D. Apresjans Forderung an erklärungsadäquate Modelle, daß sie (1) die Erklärung experimentell ermittelter Fakten erlauben, die ältere Modelle nicht erklären, und (2) die Vorhersage möglichen Verhaltens des Objektes gestatten. (J. D. Apresjan, *Ideen und Methoden der modernen strukturellen Linguistik*. Übers. v. B. Haltot und E. Mai. München, Max Hueber Verlag 1971, S. 93.)

⁸ Zu diesen Termini vgl. u.a. D. Wunderlich, *Die Rolle der Pragmatik in der Linguistik*. Der Deutschunterricht 22 (1970) H. 4, S. 5–41. Hier: S. 19.

Erstens wird man eine Äußerung wie

(1) *Im vergangenen Jahr habe ich viel gereist.*

wenn überhaupt, dann „anders“ beschreiben müssen als

(2) *Im vergangenen Jahr bin ich viel gereist.*

obwohl (1) unter gewissen Zusatzbedingungen sogar wahrscheinlicher sein kann als (2), und zwar eben weil die Mehrzahl der Deutschsprechenden (1) als von ihrer Sprache „abweichend“ oder sogar als nicht zu ihr gehörig beurteilen würden, nicht aber (2), wodurch (1) aus dem Gegenstandsbereich einer Theorie der deutschen Sprache ausgeschlossen würde.

Zweitens sind die direkt beobachtbaren und beschreibbaren „Oberflächenstrukturen“ für die Sprachverwendung bekanntlich keineswegs allein ausschlaggebend: sie sind systematisch redundant, aber auch defizient und zudem oft nicht-projektiv. Diese Eigenschaften einer konkreten Äußerung können jedoch nur auf der Grundlage metasprachlicher Operationen des Informanten festgestellt werden (z.B. Paraphrasenbildung zur Desambiguierung oder Feststellung von „Bedeutungsgleichheit“ als Voraussetzung für die Formulierung von Transformationen). Aus diesen Gründen ist es verständlich, daß der Linguist generell sein Interesse vornehmlich den metasprachlichen Urteilen seines Informanten zuwendet, also seiner Fähigkeit zur Beurteilung eigener und fremder Äußerungen und deren eventueller Korrektur (falls sie von der eigenen „Sprachkompetenz“ abweichen).

Eigentlicher Gegenstand der Sprachbeschreibung ist darum nach Noam Chomsky bekanntlich die Sprachkompetenz des Sprecher-Hörers (bzw. die „Gruppengrammatik“), und das heißt: die individuellen Intuitionen über die eigene Sprache (u.a. darüber, welche Lautketten Repräsentationen von Sätzen der eigenen Sprache sind), bzw. das interindividuell gültige System von Einsichten der Angehörigen einer in dieser Hinsicht „homogenen“ Sprachgemeinschaft über das, was in ihrer Sprache richtig und falsch ist⁹. Die konkret-einmaligen Sprechakte sind dann nur

⁹ C. Heeschen u. G. Kegel, Zum Autonomiedenkens der Linguistik oder Das Verhältnis von Psychologie und Linguistik im Selbstverständnis der Linguistik. Ling. Ber. 21 (1972) 42–54. Hier: S. 46.

noch das Beobachtungsmaterial, aber nicht mehr der eigentliche Gegenstand der linguistischen Beschreibung (und Erklärung).

(4) Die Beschreibung der Sprachkompetenz eines Sprecher-Hörers ist sodann zu verstehen als eine *Explikation* aller relevanten regulären Bedingungen spezifisch „sprachlicher“ Art, die die Produktion sprachlicher Äußerungen und deren intentions-adäquates Verstehen ermöglichen. Diese sind teils universell, teils einzelsprachlich (= „langue“-spezifisch), teils textsorten- und situationsbedingt gültig¹⁰.

Eine solche *Beschreibung* hat insofern bereits grundsätzlich eine *Erklärung* der Sprachkompetenz zum Ziel, als sie die Struktur einer (realen oder potentiellen) Äußerung als das Explikandum aus einem Explikans mittels allgemeiner logischer Operationen zu deduzieren versucht. Dieses Explikans enthält eine Menge generell gültiger Gesetze (nomologischer Hypothesen über sogenannte „Sprachuniversalien“ formaler Art) und singuläre Anfangs- oder Randbedingungen (langue-spezifische Regularitäten). Die besondere Struktur einer Äußerung P wird erklärt durch die Existenz (oder die Formulierbarkeit) der Regel(n) R der Grammatik G.¹¹.

„Die Erklärung einer Gesetzmäßigkeit besteht, grob gesprochen, in ihrer Einbettung in eine umfassendere Theorie, aus der diese Gesetzmäßigkeit folgt.“¹² Sie befriedigt damit auch die Frage nach dem WARUM, die nach W. Leinfellner¹³, W. Stegmüller¹⁴

¹⁰ Eine Grammatik, die dies leistet, ist darum bekanntlich im Sinne N. Chomskys (l.c. Anm. 3, S. 39f.) *beschreibungsadäquat*.

¹¹ Vgl. R. D. Gumb, Rule-Governed Linguistic Behavior. The Hague, Mouton 1972 (= Jan. ling. Ser. minor, 141), S. 53.

¹² J. Wang, Wissenschaftliche Erklärung und generative Grammatik. In: K. Hyldgaard-Jensen (Hrsg.), Linguistik 1971. Frankfurt/M., Athenäum Verlag 1972 (= Athenäum Skripten Linguistik, 1), S. 50–66. Hier: S. 52. Vgl. auch: C. G. Hempel and P. Oppenheim, Studies in the Logic of Explanation, In: C. G. Hempel, Aspects of Scientific Explanation. New York/London, Free Press 1965, S. 320f.

¹³ W. Leinfellner, Einführung in die Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie. Mannheim, Bibliographisches Institut 1967 (= B. I. Hochschultaschenbücher, 41/41a), S. 168.

¹⁴ W. Stegmüller, l.c. Anm. 4, S. 77.

und anderen ein wesentliches Kennzeichen wissenschaftlichen Erklärens ist: Die Äußerung P hat das Merkmal M, weil man eine Regel R formulieren kann, die für P M spezifiziert und außerdem mit den Intuitionen des Sprecher-Hörers A derart in Einklang steht, daß man eine R „entsprechende“ Strategie S des Sprechers bei der Produktion von P annehmen darf, also verkürzt sagen kann: A „befolgt“ in der Produktion von P die Regel R.

Beispiel: Die Äußerung

(3) *Peter besuchte Otto an seinem Geburtstag.*

ist mindestens zweideutig, weil der Sprecher A bei ihrer Produktion die Strategie S angewendet hat, die mit der grammatischen Regel R (in diesem Fall: Pronominalisierung einer mit einer früheren referenzidentischen Nominalphrase) beschrieben werden kann, durch welche zwei unterschiedliche „Tiefenstrukturen“ in eine identische „Oberflächenstruktur“ abgebildet werden können. Diese Regel R expliziert das intuitiv-umgangsmetasprachliche Verhalten des Sprecher-Hörers A, durch welches dieser die Äußerung (3) desambiguierter, falls ihre Mehrdeutigkeit die Übermittlung der intendierten Information gefährdet:

(4) *Peter besuchte Otto an Ottos/seinem eigenen Geburtstag.*

Wenn eine solche Beschreibung der Sprachkompetenz von A in Form rekursiv-generativer Regeln erfolgt, wird die (intendierte) Vorhersagekraft der Beschreibung und damit ihr (intendierter) Status einer wissenschaftlichen Erklärung besonders deutlich, soll sie doch die Vorhersage der relevanten Merkmale aller potentiellen Sprechakte von A (im gegebenen Zeitpunkt) ermöglichen — jedenfalls dann, wenn der Apparat generativer Regeln umfassend genug konzipiert ist.

Demnach hätte es also keinen Sinn, in der Linguistik die *Beschreibung* als „Schilderung eigener Beobachtungen“ oder Referat bzw. Sammlung von Wahrnehmungen nach dem Muster „was ist der Fall? wie verhält sich . . .?“ als selbständige Phase vor der *Erklärung* der Beobachtungsdaten zu postulieren, wie

dies W. Stegmüller¹⁵ generell fordert. Denn ohne Kenntnis der „gesetzmäßigen Zusammenhänge zwischen den Einzeltatsachen“ (nach W. Stegmüller wesentliches Merkmal einer *Erklärung*) ist auch die *Beschreibung* eines Sprechaktes allenfalls im trivialen Sinne einer Reproduktion seiner Ausdrucksgestalt (im gleichen Medium!) möglich, und das ist noch keine *Beschreibung*.

(5) Alle Versuche, in der Linguistik *Beschreiben* und *Erklären* voneinander abzugrenzen, ja gegeneinander auszuspielen, lassen polemische Absichten vermuten: Wenn ein Linguist nur zu *beschreiben* vorgibt, so entweder, um sich von normativen Zielsetzungen zu distanzieren, die mit einer willkürlichen Beschränkung der Beobachtungsdaten verbunden wären. Dann hieße *Beschreiben* im Grunde Materialsammeln, ohne daß notwendigerweise die Bedingtheit dieses Tuns durch besondere Fähigkeiten und Hypothesen des Beschreibenden im Sinne des kritischen Rationalismus reflektiert würde; man vergleiche etwa W. Havers' Ausführungen zur *Beschreibung*¹⁶. Oder aber der Linguist distanziert sich auf diese Weise von gewissen Formen subjektiv-einfühlender Deutung, für die weiter unten noch ein Beispiel folgen wird (S. 17). Wenn er dagegen ausdrücklich die *Erklärung* als sein eigentliches Ziel bezeichnet, so mag er sich gegen ein „naives Faktensammeln“ ohne ausreichende vorherige Klärung der theoretischen Voraussetzungen und Konsequenzen dieses Tuns wenden oder gegen eine „systeminterne“ „statische“ Analyse vorgegebener Ausdrucksstrukturen, die die „kommunikative“ und vielleicht auch noch weitere „Funktionen“ („Leistungen“, „Wirkungen“) eines Sprechaktes nicht ausreichend reflektiere oder infolge einer strengen Beschränkung der „Beschreibung“ auf einen Korpus von Äußerungen einer (wie auch immer verstandenen) „Kreativität“ des Sprecher-Hörers nicht Genüge tue. So stellt H. J. Vermeer¹⁷ der „deskriptiven“ Sprachwissenschaft im Sinne einer Beschreibung von Sprachfakten „ohne daß nach Ursache oder Wirkung gefragt würde“, die *kausale* Sprachwissen-

¹⁵ W. Stegmüller, l.c. Anm. 4, S. 76f.

¹⁶ W. Havers, l.c. Anm. 1, S. 1–10.

¹⁷ H. J. Vermeer, Einführung in die linguistische Terminologie. Darmstadt, Wissenschaftl. Buchgesellschaft 1971, S. 28.

schaft gegenüber, die eben dies tue, aber „bisher nicht als eigener Forschungszweig etabliert“ sei¹⁸.

Angesichts solcher Auffassungen ist lediglich an die triviale Tatsache zu erinnern, daß bereits die Entwicklung und Begründung elementarer Verfahren und Kategorien der Sprachbeschreibung „erklärende Hypothesen“ (also „eine Theorie“) des Analyse-subjektes voraussetzt, etwa hinsichtlich der Möglichkeiten der Segmentierung des Lautkontinuums oder der Zulässigkeit von Idealisierungen der Daten, und diese Hypothese nur im Rekurs auf metasprachliche Meinungen des Sprechers (Informaten) aufgestellt werden können¹⁹.

(6) *Exkurs*: Es gibt eine Reihe umgangsmetasprachlicher (Vor)-formen der „erklärenden Beschreibung“ im Sinne der Ausführungen (unter (4)):

a. Die bekannte Erscheinung der „Eindeutung“ oder „Volks-etymologie“, d.h. die synchron-systeminterne Erklärung dessen, was nur diachron-systemextern als regulär erklärt werden kann — so etwa, wenn ein deutschsprachiges Kind das Fremdwort *Querulant* mit *quer* in Verbindung bringt und dies damit erklärt, daß sich ein Querulant eben immer „quer“lege. Entsprechend werden gern „idiosynkratische“, also nicht vorhersagbare und damit der angenommenen „Systematizität“ der Sprache widersprechende Merkmale historisch-etymologisch „erklärt“.

b. Metasprachliche Paraphrasen zur Auflösung kommunikativ relevanter Mehrdeutigkeiten, wie sie oben (S. 7) bereits erwähnt wurden:

(5) *Peter besuchte Otto an seinem Geburtstag — nein: nicht an seinem eigenen, sondern an Ottos Geburtstag.*

c. Erklärungsversuche für auffallende Abweichungen von den eigenen Erwartungsnormen hinsichtlich der Struktur von Äußerungen, wenn der Beobachter diese Abweichungen als vom Spre-

¹⁸ Ähnlich auch J. Knobloch, Ethnolinguistik. In: H. P. Althaus, H. Henne, H. E. Wiegand, Lexikon der Germanistischen Linguistik. Tübingen, Max Niemeyer Verlag 1973, S. 216.

¹⁹ Zum Problem der „Anfangssegmentierung“ von Äußerungen vgl. C. Heeschen, Grundfragen der Linguistik. Stuttgart, Verlag W. Kohlhammer 1972 (= Urban-Taschenbücher, 156), S. 90.

cher nicht beabsichtigte „Fehler“ interpretiert. So wird man etwa angesichts von

(6) *Im vergangenen Jahr habe ich viel gereist.*

produziert von einem primär französisch Sprechenden, geneigt sein, eine „Interferenz“ als „Ursache“ oder „Erklärung“ für die besondere Struktur dieser Äußerung anzunehmen, was natürlich in dieser verkürzten Form nicht mehr als eine zwar plausible, aber höchst lückenhafte „Erklärungsskizze“ im Sinne W. Stegmüllers²⁰ darstellt.

(7) Gegen die im Abschnitt (4) referierte, verbreitete Annahme, linguistische Beschreibungen könnten grundsätzlich den Charakter strenger wissenschaftlicher *Erklärungen* und damit Vorhersagekraft besitzen, müssen nun einige ebenso grundsätzliche Bedenken vorgebracht werden:

Abgesehen davon, daß die bislang vorliegenden Beschreibungen (und damit: Erklärungsversuche) von Sprachkompetenzen (oder „Gruppengrammatiken“) insbesondere im Bereich der so genannten „Performanzbedingungen“ von jener Vollständigkeit noch weit entfernt sind, die für eine streng deduktiv-nomologische Erklärung im Sinne W. Stegmüllers (vgl. oben Anm. 4) unabdingbar wäre, resultiert eine erste grundsätzliche Grenze möglicher Vorhersagekraft von Beschreibungen der genannten Art aus der Tatsache, daß ihr Gegenstandsbereich, also die Menge der (richtigen) Sätze der Sprache L, auf der Grundlage der metasprachlichen Einsichten der Sprecher-Hörer nicht eindeutig definierbar ist, da die ganze Vielfalt individuell möglicher Sprachverwendungsweisen aus diesen „Einsichten“ nicht restlos abgeleitet werden kann und die Differenzen zwischen dem aktuellen Sprachverhalten und jenen „Ansichten über den eigenen Gebrauch“ nicht einfach als Ausdruck linguistisch irrelevanter Störungen der „Sprachperformanz“ abgetan werden können.

Dazu sind jene „Ansichten und Einsichten“ des Informanten über die Sätze seiner Sprache zumindest hinsichtlich „peripherer“ Regularitäten derselben zu unzuverlässig: sein extrakommunikatives Verhalten zu leicht manipulierbar durch die Veränderung

²⁰ W. Stegmüller, l.c. Anm. 4, S. 348.

der Testbedingungen²¹ und seine metakommunikativen Urteile zu abhängig von seinem Wissen über den jeweiligen „Weltzustand“²², vor allem aber von den sozialen Bedingungen der jeweiligen Redekonstellation und der mit diesen verbundenen unterschiedlichen Toleranzbereitschaft²³.

Für eine Linguistik, die nicht (mehr) die Beschreibung konkreter Sprechakte als ihre eigentliche Aufgabe betrachtet, sondern der diesen „zugrundeliegenden“ Sprachkompetenz, wird damit die empirische Verifizierung ihrer Hypothesen zum entscheidenden Problem. Denn diese werden nun nicht mehr dadurch falsifiziert, daß man authentische Äußerungen zitiert, die diesen Hypothesen nicht entsprechen²⁴. Denn diese Äußerungen können nicht nur das Ergebnis einer als solche beabsichtigten Abweichung oder „Innovation“²⁵ oder auch einer Fehlleistung von der Art eines „Versprechens“ sein; sie können auch auf Kompetenzdifferenzen zwischen Individuen hinweisen, durch die eine Hypothese über die Sprachkompetenz eines definierten Individuums noch keineswegs falsifiziert werden kann.

Daß die den Sprechhandlungen zugrunde liegenden Strategien und damit die im Explikans einer linguistischen Erklärung auf-

²¹ Vgl. u.a. S. Greenbaum and R. Quirk, *Elicitation Experiments in English: Linguistic Studies in Use and Attitude*. London, Longman 1970 (= Longman Linguistic Library).

²² Vgl. G. Lakoff, *Presupposition and relative wellformedness*. In: D. D. Steinberg & L. A. Jakobovits (ed.), *Semantics*. Cambridge, UP. 1971, S. 329–340.

²³ Hier wäre zu unterscheiden, ob der „Inhalts-“ oder der „Beziehungsaspekt“ in einem Kommunikationsakt vorherrscht. Vgl.: P. Watzlawik, J. H. Beavin, D. D. Jackson, *Menschliche Kommunikation*. Bern, Verlag Hans Huber. 2. Aufl. 1971, S. 53ff.

²⁴ B. Ulvestad scheint dies allerdings noch nicht bemerkt zu haben. Vgl. B. Ulvestad, *Die logische Struktur grammatischer Regeln*. In: *Sprache der Gegenwart* 20. Düsseldorf, Pädagogischer Verlag Schwann 1972, S. 156–173.

²⁵ In diesem Zusammenhang ist an C. F. Hocketts Kennzeichnung natürlicher Sprachen als „nicht-wohlgeformte“ Mengen von Sätzen zu erinnern. Die Unzuverlässigkeit der Informantenurteile über die „Akzeptabilität von Sätzen“ findet in dieser Kennzeichnung natürlicher Sprachen ihren formalen Ausdruck. (C. F. Hockett, *The State of the Art*. The Hague, Mouton 1968 = Jan. ling. ser. minor, 73.)

tretenden „Gesetze“ sozial gültige Handlungsregeln sind, beschränkt die prognostische Kraft „erklärender Beschreibungen“ von Sprachkompetenzen in einem zweiten, ebenso grundsätzlichen Sinne²⁶:

Sprachliche Äußerungen sind Handlungen im Sinne der Handlungstheorie, also „intentional, d.h. über eine Absicht, vermittelt“²⁷. Der Sprecher verfügt frei über die Regeln seiner Sprachkompetenz (die Bedingungen seines Sprechens). Er kann sie anwenden, er kann auch von ihnen absichtlich abweichen, ohne sie damit (für sich) außer Kraft zu setzen und ohne daß dies anders als im Rekurs auf seine „Intentionen“ „erklärt“ werden könnte. Hinzu kommt die häufige, im System-Gefüge-Charakter natürlicher Sprachen begründete Möglichkeit der Wahl unter mehreren fakultativ-alternativ realisierbaren Formen (vgl. die nicht-obligaten, sog. „stilistischen“ Transformationen oder die lexikalische Synonymie)²⁸.

Das bedeutet: Die in eine erklärende Beschreibung der Sprachkompetenz als „Randbedingungen“ eingehenden Regularitäten gestatten grundsätzlich keine sichere Voraussage, daß der Sprecher A die Äußerung P in der Situation K produzieren würde — eher wohl eine Voraussage darüber, wie der Hörer B die Äußerung P, wenn sie einmal geäußert ist, normalerweise verstehen würde. Eine hörerorientierte Betrachtungsweise scheint also von gewissen Schwierigkeiten einer sprecherorientierten Erklärung absehen zu können. Jedoch wird man hier wiederum mit der Möglichkeit absichtlichen (oder etwa auf Kompetenzdifferenzen beruhenden unabsichtlichen) Mißverständnisses rechnen müssen. Da außerdem hiervon unser erstes Argument, die unzureichende Objektivität, Reliabilität und Vali-

²⁶ Die entgegengesetzte Auffassung J. Wangs (l.c. Anm. 12, S. 51f.) ist das Ergebnis einer theorieinternen Argumentation.

²⁷ U. Maas, Grammatik und Handlungstheorie. In: U. Maas u. D. Wunderlich, Pragmatik und sprachliches Handeln. Frankfurt/M., Athenäum Verlag 1972 (= Athenäum Skripten Linguistik, 2), S. 192ff.; H. Schnelle, Sprachphilosophie und Linguistik. Reinbek, Rowohlt Taschenbuch Verlag 1973 (= rororo studium, 30), S. 275f.

²⁸ Vgl. S. J. Schmidt, Texttheorie. München, Wilhelm Fink Verlag 1973 (= Uni-Taschenbücher, 202), S. 163.

dität der metasprachlichen Informantenintuitionen unberührt bleibt, wird man jener optimistischen Auffassung mit allem Nachdruck entgegentreten müssen, derzufolge linguistischen Theorien Erklärungskraft im Sinne der streng deduktiv-prognostizierenden wissenschaftlichen Erklärungen zukommen könne, die zum Beispiel K. R. Popper primär im Hinblick auf die Naturwissenschaften beschrieben hat.

In diesen Zusammenhang gehört wohl auch ein Satz aus L. Wittgensteins Philosophischen Untersuchungen: „Grammatik sagt nicht, wie die Sprache gebaut sein muß, um ihren Zweck zu erfüllen, um so und so auf Menschen zu wirken. Sie beschreibt nur, aber erklärt in keiner Weise, den Gebrauch der Zeichen.“²⁹

(8) In den voranstehenden Abschnitten wurde versucht darzulegen, welche Ansprüche Vertreter der generativen Transformationsgrammatik erheben, wenn sie die Sprachkompetenz *beschreiben* und *erklären* zu können behaupten. Es ergab sich einerseits, daß jede Beschreibung einer Sprachkompetenz (und im Grunde auch jeder einzelnen sprachlichen Äußerung) auf eine Erklärung derselben hinausläuft im Sinne einer Explikation der auch für potentielle sprachliche Äußerungen verbindlichen relevanten Merkmale. In diesem Sinne ist die Rede vom *Beschreiben* und *Erklären* in der Linguistik eine Tautologie³⁰. Andererseits ist die Vorhersagekraft linguistischer Theorien im strengen Sinne begrenzt erstens dadurch, daß ihr Gegenstandsbereich nicht eindeutig bestimmt werden kann, zweitens durch die Intentionalität der Sprechhandlungen³¹.

²⁹ L. Wittgenstein, Philosophische Untersuchungen. Frankfurt/M., Suhrkamp 1971 (= suhrkamp taschenbuch, 14), S. 170: Nr. 496.

³⁰ Es nimmt darum nicht wunder, daß manche Autoren stets vom *Beschreiben* reden, wo andere nur *Erklären* gebrauchen. Man vergleiche etwa D. Cherubim/H. Henne, Zur bewertung von sprachbeschreibungen. ZGL. 1 (1973) 34 mit W. Kummer, Beschreibungstechnik der Linguistik. In: H. P. Althaus, H. Henne, H. E. Wiegand, Lexikon der Germanistischen Linguistik. Tübingen, Max Niemeyer Verlag 1973, S. 66f.

³¹ In diesem Zusammenhang erscheint Noam Chomskys Forderung nach „Erklärungsadäquatheit“ linguistischer Modelle (vgl. oben Anm. 3) als reine Spekulation. Die Dürftigkeit und Angreifbarkeit seiner

An dieser Stelle setzen nun seit eh und je Erklärungsversuche ganz anderer Art für die Struktur sprachlicher Äußerungen an, die sich unmittelbar an jene Auffassungen anschließen lassen, die im ersten der eingangs wiedergegebenen Zitate, also dem von Wilhelm Havers zum Ausdruck kommen.

Zunächst sei diese Art des *Erklärens* an einem Beispiel demonstriert, das D. Wunderlichs schon fast klassisches Standardexempel „*Monika, es zieht*“³² variiert und damit gleichzeitig die Aktualität von Wilhelm Havers’ Rekurs auf „*Bedingungen und Triebkräfte*“ bei der Erklärung sprachlicher Fakten unter Beweis stellt:

Der wohlerzogene Enkelsohn sagt zu seiner Großmutter:

(7) *Magst du auch gern Apfelsaft?*

und wird von der gutwilligen Großmutter so verstanden, als ob er gesagt hätte:

(8) *Ich mag Apfelsaft. Gib mir welchen.*

Der Linguist erklärt diese Verwendung einer Frage als „*indirekten Sprechakt*“ anstelle der intendierten (und auch verstandenen) Aufforderung, indem er dem Enkelsohn gewisse taktische Überlegungen hinsichtlich des voraussichtlichen Erfolgs seines Sprechaktes unterstellt. Angesichts der für Sprechakte konstitutiven Intentionalität derselben liegt es generell für den Linguisten nahe, nach einer „*teleologischen*“ („*funktionalen*“ oder „*intentionalen*“ Erklärung für die Wahl bestimmter sprachlicher Formen in

mentalistisch-biologistischen Hypothesen über den Spracherwerb (den ‘language acquisition device’) können diese Annahme nur bestärken, auch ist die in diesem Zusammenhang wesentliche Annahme keineswegs plausibel, daß die internalisierten Grammatiken aller Sprecher einer Sprache identisch seien. Vgl. A. v. Stechow, Aspekte zur Bewertung von generativen Grammatiken. Ling. Ber. 9 (1970) 18–28. Außerdem H. Schnelle (l.c. Anm. 27, S. 75). Andererseits kann die Frage nach der Beschreibungsadäquatheit von Grammatiken offenbar nur im Rekurs auf die Ebene der „*Erklärungsadäquatheit*“ diskutiert werden, wenn an eine Grammatik ein höherer Anspruch gestellt werden soll als der, daß sie den gleichen Output generiere wie eine als „*black box*“ etikettierte Sprachkompetenz.

³² Z.B. in D. Wunderlich, Sprechakte. In: U. Maas u. D. Wunderlich (l.c. Anm. 27, S. 151ff.).

einem bestimmten Sprechakt zu suchen, und zwar als notwendige Ergänzung zur oben erläuterten Erklärung möglicher Sprechakte durch Beschreibung der Sprachkompetenz, zumal die teleologische Deutung bekanntlich als ein Spezialfall der kausalen Erklärung gelten kann, nämlich als „kausale Erklärung aus Motiven“, also als eine wissenschaftliche Erklärung, die Motive des Handelnden als Antecedensbedingung enthält³³.

(9) Solche „funktionale“ Erklärungen sind umgangsmetaphysch immer dann zu erwarten, wenn der Hörer vermutet, daß der Sprecher von seinen (des Hörers) Erwartungsnormen absichtlich abgewichen sei, um einen bestimmten (im weitesten Sinne des Wortes „stilistischen“) Effekt zu erreichen.

Wie gelangt nun aber der beobachtende und erklärende Linguist zur Kenntnis der Motive des Sprechenden? Er wird sie mit der für eine plausible Erklärung notwendigen Genauigkeit und Sicherheit nicht immer der Analyse der Reaktionen des Kommunikationspartners entnehmen können, er wird sich in die Situation des Sprechers versetzen müssen, die Rolle des neutralen Beobachters aufgeben und in die eines Partners des Sprechers in einer Metakommunikation treten müssen, um dessen Intentionen nachvollziehen zu können. Damit aber sind Subjekt und Objekt des wissenschaftlichen Erkenntnisprozesses in einem noch wesentlicheren Sinne voneinander abhängig, als dies für die Position eines kritischen Rationalismus generell gilt (vgl. oben S. 8). Voraussetzung für eine „funktionale“ Erklärung ist damit, daß erstens sowohl der Linguist wie auch der Sprecher über die gleiche Fähigkeit zur reflektierten Regelbefolgung verfügt³⁴, daß sich der Linguist zweitens auf die Aufrichtigkeit seines metakommunizierenden Informanten verlassen kann.

(10) Wir haben uns bisher strikt auf vorgegebene Sprechakte als Gegenstand „funktionaler“ Erklärungsversuche oder besser: Interpretationsversuche beschränkt. Der Linguist ist aber be-

³³ W. Stegmüller (l.c. Anm. 4, S. 533); C. G. Hempel and P. Oppenheim (l.c. Anm. 12, S. 327).

³⁴ Vgl. K.-O. Apel, Noam Chomskys Sprachtheorie und die Philosophie der Gegenwart. In: Sprache der Gegenwart. 20, l.c. Anm. 24.

kanntlich an der Interpretation konkret-einmaliger Äußerungen nur insofern interessiert, als sie Beispiele für Klassen möglicher Sprechakte darstellen. Das führt zwangsläufig immer wieder zu Versuchen, auch Systemmerkmale und diachrone Systemveränderungen „funktional“ zu erklären; ja, es gilt generell als selbstverständliches Ziel grammatischer Darstellungen, die Beziehungen zwischen „Form“ und „Funktion“ zu untersuchen, d.h. die dem Sprecher zur Verfügung stehenden Formen der Ausdrucksstruktur auf mögliche „Absichten“ oder „Triebkräfte“ abzubilden. Hier sind aber zwei wesentliche Einschränkungen zu machen:

(a) Wie schon Otto Funke im Anschluß an Anton Martys Sprachtheorie betont³⁵, wählt zwar der Sprecher in einem konkreten, *hic et nunc* ablaufenden Sprechakt bestimmte sprachliche Ausdrucksmittel in Abhängigkeit von seinen Intentionen. Und darum ist eine „teleologische“ Betrachtung der ersteren zulässig. Sobald wir aber von der Erklärung eines Sprechakts zur Erklärung des Sprachsystems übergehen, ist zu beachten, daß für jene Performanzwahl nur die jeweilige Sprechsituation und die jeweiligen aktuellen Intentionen ausschlaggebend waren, dem Sprecher aber keine weitergehenden Absichten unterstellt werden dürfen, etwa hinsichtlich der Angemessenheit der gewählten Ausdrucksmittel für das synchron gültige System oder gar für die künftige Entwicklung desselben. Das heißt: letztere verläuft „planlos“, ihre teleologische Interpretation quasi als Summe individueller finaler Entscheidungen ist unzulässig.

(b) Die kommunikative (Zentral)funktion³⁶ sprachlicher Äußerungen ist Grundlage jeder Strukturbeschreibung, wie sich an der differentiell-funktionalen Phonemanalyse mit ihrer Methode

³⁵ O. Funke, *Studien zur Geschichte der Sprachphilosophie*. Bern, A. Franke 1928 (= Neujahrsblätter der lit. Ges. Bern, NF 1 6), S. 131ff.

³⁶ Eine umfassende Darstellung der zahlreichen und z.T. widersprüchlichen Verwendungsweisen des *Funktionsbegriffs* in der Linguistik ist hier weder möglich noch erforderlich. Wir beschränken uns auf die („pragmatischen“) Funktionen von Sprechhandlungen im Sinne notwendiger oder möglicher Leistungen (Rollen, Aufgaben) derselben als „semiotischer Instrumente“.

der Minimalpaarbildung und der Definition von Phonem und Allophon besonders gut zeigen lässt. Aber auch die jeweils verfügbaren syntaktischen und semantischen Strukturen werden durch ihre kommunikative Funktion notwendig determiniert und insofern auch aus ihr heraus erklärbar, zum Beispiel der systematische Zusammenhang zwischen dem Freiheitsgrad der Satzgliedstellung einerseits und der morphologischen Kasuskennzeichnung andererseits. In diesem Sinne (der Prager Schule, aber auch Coserius³⁷) hat jede Sprachbeschreibung eine funktionale Erklärung zum Ziel: indem die in einer Sprache existierenden Oppositionen auf der Ausdrucksebene beschrieben werden, werden diese als (mögliche) Auslöser kommunikativer Effekte erklärt. Wie H. Frei³⁸ schon 1929 an umfangreichem Material demonstrierte, können umgekehrt sprachliche Abweichungen als Folge „funktionaler Defizite“ des jeweils gültigen Sprachsystems erklärt werden.

Problematisch wird dieser Funktionsbegriff aber dann, wenn der Linguist glaubt, zur teleologischen Erklärung bestimmter sprachlicher Ausdrucksmittel neben der kommunikativen Zentralfunktion weitere „Sekundärfunktionen“ (Bedürfnisse oder Triebkräfte) postulieren zu müssen, womöglich dort solche „Sekundärfunktionen“ sucht (und auch „findet“!), wo gar keine vorhanden sind — aus einer unzulässigen Verabsolutierung des „funktionalen“ Prinzips heraus, wonach allen Unterschieden auf der Ausdrucksebene unterschiedliche „Funktionen“ auf der InhaltsEbene zuzuordnen wären. Ein Beispiel mag dies veranschaulichen:

Es gibt einige deutsche Verben mit fakultativem Reflexivpronomen:

(9) *Da irrt er (sich) aber gewaltig!*

J. Erben findet: „Das Hinzufügen von *sich* ändert die inhaltliche Aussage nicht, wenngleich der Ausdruck verstärkt und der

³⁷ Vgl. u. a. E. Coseriu, Einführung in die Transformationelle Grammatik. Vorlesung gehalten im Sommer-Semester 1968 an der Universität Tübingen. Autorisierte Nachschrift besorgt von G. Narr und R. Windisch, o. O., o. J., S. 76.

³⁸ H. Frei, *La Grammaire des fautes*. Bellegarde 1929.

Subjektbezug betont wird.“³⁹ Ob das Irren oder der Subjektbezug verstärkt wird, bleibt unklar, auch, was eine „inhaltliche Aussage“ (im Gegensatz zu einer anderen Art von Aussagen) ist. Sicherlich aber will doch *Erben* die Verwendung des Reflexivpronomens bei *irren* aus der möglichen Intention eines diese Form benutzenden Sprechers erklären, den „Ausdruck zu verstärken“, „den Subjektbezug zu betonen“ — es sei denn, man wollte der „Sprache“ selbst eine eigene „wirkende Kraft“ oder „Intention“ zuschreiben.

H. Brinkmann dagegen meint, das *sich* bei *sich irren* betone das „Willentliche“(!)⁴⁰. Wenn schon zwei sich relativ nahe stehende Sprachwissenschaftler über die hier zu postulierende „Sekundärfunktion“ so unterschiedlicher Meinung sind, so ist wohl zu vermuten, daß auch durch die Formulierung weiterer „Sekundärfunktionen“ wie „Ökonomie“, „Subjektivierung“, „Abschwächung“, „Verhüllung“, „Affektentladung“, „Anschaulichkeit“ usw. kaum eine plausible „funktionale“ Erklärung bestimmter Merkmale sprachlicher Systeme möglich wird, werden diese „Funktionen“ doch stets *ad hoc* formuliert und sind insofern nie zwingend, weil sie eine der (oft antagonistischen⁴¹) Sekundärfunktionen willkürlich absolut setzen müssen. Sie gestatten infolge der Freiheit des Sprechers und der multiplen Determinierung von Systemveränderungen nie verlässliche Prognosen. Bestenfalls sind es lückenhafte Erklärungsskizzen, deren wesentliche Detailregularitäten (noch) nicht bekannt sind, oft genug sind es Pseudoerklärungen, deren Explikans entweder

³⁹ J. Erben, Deutsche Grammatik. Ein Abriß. 11., völlig neu bearbeitete Auflage vom „Abriß der deutschen Grammatik“. München, Max Hueber Verlag 1972, S. 216.

⁴⁰ H. Brinkmann, Die deutsche Sprache. Gestalt und Leistung. 2., neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Düsseldorf, Pädagogischer Verlag Schwann 1971, S. 206.

⁴¹ Systemintern könnten beispielsweise Proportionalität und Symmetrie als (beschreibungs)ökonomisch gelten. Wie jedoch C. Heeschen (l.c. Anm. 19, S. 53) zu Recht betont, muß das, was in „strukturalistischer“ Hinsicht ökonomisch erscheint, keineswegs „ökonomisch“ sein hinsichtlich der zweckmäßigsten Verhaltensstrategien des Sprechers.

empirisch leer oder deren erklärendes Argument nicht als rationales Argument akzeptierbar ist⁴².

(11) Als Ergebnis der vorliegenden Erörterung möglicher Verwendungsweisen der (metasprachlichen) Prädikate *beschreiben* und *erklären* in der gegenwärtigen Linguistik sei folgendes festgehalten:

1. Jede *Beschreibung* der relevanten Strukturmerkmale sprachlicher Äußerungen ist — explizit oder implizit — als Versuch einer *Erklärung* derselben gemeint, und zwar entweder aus allgemeingültigen Regularitäten der Sprachkompetenz des Sprechers oder aus den spezifischen Intentionen desselben in der konkreten Kommunikationssituation.

2. Demgemäß können neben der historisch-etymologischen Erklärung, die hier nicht näher behandelt wurde, im wesentlichen zwei einander in der Forschungspraxis ergänzende Arten der Erklärung unterschieden werden:

2.1. Die Erklärung der Ausdrucks- und Inhaltsstruktur einer sprachlichen Äußerung durch die Beschreibung der Sprachkompetenz des Sprechers in Form einer „generativen Grammatik“.

Der für solche Erklärungen konstitutive Anspruch auf Vorher sagekraft wird in Frage gestellt

a) durch die generelle Unzuverlässigkeit der Sprecherintuitionen und Informantenuurteile hinsichtlich der Frage, ob mögliche Lautketten Repräsentationen möglicher Sätze ihrer Sprache sind,

(b) durch die Intentionalität der Sprechhandlungen.

2.2. Die Erklärung der Form einer sprachlichen Äußerung als Ausdruck spezifischer Intentionen des Sprechers.

Die Gültigkeit solcher „funktionaler“ Erklärungen hängt ab

⁴² Vgl. W. Stegmüller, l.c. Anm. 4, S. 346ff. — Die hier genannten Einschränkungen gelten im übrigen auch für die oben (Anm. 4) kurz betrachtete historisch-etymologische Erklärung.

- (a) von der Möglichkeit, diese Intentionen in einer „verstehenden Metakommunikation“ des Linguisten mit dem Informanten zu ermitteln,
- (b) vom Gegenstand der Erklärung insofern, als eine solche Interpretation vorliegender, konkreter Sprechakte möglich ist, nicht aber eine eben solche Erklärung von „Eigenschaften“ einer Sprachkompetenz oder eines Sprachsystems bzw. des diachronen Wandels eines solchen,
- (c) von der Möglichkeit, allgemeingültige Beziehungen zwischen Merkmalen der Ausdrucksstruktur und Klassen möglicher Intentionen („Sekundärfunktionen“) aufzustellen. Die übliche Praxis, solche „Sekundärfunktionen“ ad hoc für bestimmte Einzelmerkmale oder Verwendungsweisen zu postulieren (und dann zu generalisieren), führt bestenfalls zu sehr beschränkt gültigen „Erklärungsskizzen“.

Genève,
Crêts de Champel 14

Gottfried Kolde

Überlegungen zur Regelmäßigkeit von Lautwandel (anhand eines albanischen Wandels)

I. Allgemeine Überlegungen

1. Seit den Tagen der Junggrammatiker hat die Frage nach der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze die Gemüter bewegt und leider die Aufmerksamkeit so in Anspruch genommen, daß man es versäumt hat, systematisch die Behandlung ebenso wichtiger und empirisch besser zugänglicher Probleme in Angriff zu nehmen¹. Die einen, die die Frage positiv beantworten, schienen vielfach der Ansicht zu sein, daß es nun nichts weiter zu erklären gäbe, die anderen, die zu einer negativen Antwort fanden, waren oft der Meinung, daß es sich nicht weiter lohne, nach Regelmäßigkeiten zu suchen. Es wurde dabei übersehen, daß dann immer noch geklärt werden muß, ob es überhaupt ausnahmslose Lautwandel gibt und welcher Art sie sein können, und, wenn nicht alle Lautwandel das gemeinsame Charakteristikum der Ausnahmslosigkeit aufweisen, sich die Aufgabe ergibt, die verschiedenen bekanntgewordenen Prozesse zu gliedern und zu ermitteln, welchen Anteil sie an der Veränderung einer Sprache während eines bestimmten Zeitraumes haben. Erst aus solchen empirischen Forschungen ließen sich allgemeinere Gesetzmäßigkeiten des Sprachwandels ableiten.

¹ Sogar in einem Beitrag zum 9. Intern. Linguistenkongreß wird für die Lautgesetze noch Ausnahmslosigkeit in Anspruch genommen, und zwar mit der Begründung, daß dies automatisch aus der doppelten Artikulation der Sprache folge. Offensichtliche Ausnahmen werden dadurch weginterpretiert, daß sie als unter die Gesetze einer anderen Sprechergruppe fallend bezeichnet werden. Das Ganze ist ein typischer Versuch, durch geeignete Wahl von Definitionen eine vorgefaßte Meinung zu „beweisen“; vgl. J. Fourquet, Pourquoi les lois phonétiques sont sans exceptions, Proceedings of the Ninth International Congress of Linguists (The Hague 1964), S. 638–649.

Ehe man sich fragt, ob Lautwandel ausnahmslos verläuft, ist es auch erforderlich zu klären, was unter Lautwandel überhaupt zu verstehen sei. Dies mag überflüssig erscheinen, ist es aber nicht, wenn man bedenkt, daß durch geschickt gewählte Definitionen Beweise für alles mögliche geliefert werden können. In unserem Falle besagt dies, daß eine Definition nicht nur die ausnahmslosen oder höchstregelmäßigen Prozesse einbegreifen dürfte, denn dann hätten wir das zu Beweisende bereits vorausgesetzt. Wir sollten daher, dem allgemeinen Verständnis entgegenkommend, unter Lautwandel alle diachronen, bleibenden lautlichen Veränderungen in der Sprache verstehen. Die Spezifizierung „diachron“ ist hierbei unumgänglich, wenn man nicht auch alle morphophonematischen Alternationen, deren Verhältnis zueinander nur als synchron zu verstehen ist, einbeziehen will². Andere Einschränkungen halte ich allerdings nicht für erforderlich. So wäre es etwa falsch, nur solche Prozesse zu berücksichtigen, die die Sprachlaute qua Phoneme betreffen³, denn wir können empirisch ermitteln, daß sich viele subphonematische Prozesse wesentlich gleich phonematischen Prozessen verhalten. Die Aufgabe der diachronen Forschung kann es ja auch nicht sein, Beweise für die Brauchbarkeit strukturalistischer Konzepte beizubringen.

2. In ihren Erörterungen ließen die Junggrammatiker das Prinzip der Analogie zu und sie machten selbst, wie auch andere Linguisten in der Folgezeit, von ihr reichlichen Gebrauch. Dagegen ist an sich nichts zu sagen, da sich Analogieerklärungen etwa bei morphologischen Ausgleicherscheinungen oft geradezu aufdrängen. Was man kritisch anmerken muß, ist vielmehr ihre Inkonsistenz bei der theoretischen Abgrenzung der beiden Prinzipien (der Ausnahmslosigkeit und der Analogie). Möchte man

² Diese Alternationen sind zwar das Ergebnis von Lautwandel, sie selbst können aber nicht mehr als solcher bezeichnet werden. Dies hat bereits H. Paul erkannt; vgl. Prinzipien der Sprachgeschichte (Tübingen 1966) S. 68.

³ Ein Exponent dieser bei Strukturalisten mehr oder weniger verbreiteten Haltung ist H. Hoenigswald; vgl. seine Formulierung in *Language change and linguistic reconstruction* (Chicago 1965), S. 72.

das Prinzip der Ausnahmslosigkeit aufrechterhalten, dann muß man erweisen, daß die Analogie nicht schon per se eine Durchbrechung der postulierten Ausnahmslosigkeit bedeutet. Das kann eigentlich nur in der Weise geschehen, daß man die Analogieprozesse als eine Art Wandelprozesse zu erweisen versucht, für die ganz bestimmte Bedingungen formuliert werden können; sind die Bedingungen erkannt, dann muß man die Wirkung der Analogie in all den Fällen feststellen können, in denen die betreffenden Bedingungen vorliegen. Es ist nun offensichtlich, daß ein solcher Beweis für den Charakter von Analogieprozessen weder von den Junggrammatikern noch von Späteren erbracht worden ist⁴. Daraus kann man nur den Schluß ziehen, daß zumindest Ausnahmslosigkeit von Lautwandel nicht mit Notwendigkeit anzunehmen ist und daß man schon von vornherein damit rechnen muß, auch unregelmäßigem Lautwandel zu begegnen. Die Analogie ist ja so beschaffen, daß man sie als einen potentiell universalen Störfaktor für Lautwandel bezeichnen muß.

3. Abgesehen von diesen rein theoretischen Erwägungen kennt jeder Linguist aus seiner Praxis zahlreiche diachrone Prozesse, die nicht den Eindruck der Ausnahmslosigkeit machen, und bei denen als Störfaktor keineswegs nur die Analogiewirkung auftritt. In vielen Fällen gelingt es gar nicht aufzuhellen, welche Faktoren wohl den regelmäßigen Ablauf des Wandels gestört haben könnten.

All das sollte uns jedoch nicht davon abhalten, die verschiedenen Typen des Lautwandels genau zu beschreiben und von einander abzugrenzen. Die Anschauung, man könnte über Lautwandel nichts weiter aussagen, wenn er nicht grundsätzlich ausnahmslos verliefe, entspringt einer bisher weit verbreiteten Haltung deterministischen Denkens, die sich etwa wie folgt äußert: Eine Eigenschaft kommt einem Gegenstand entweder grundsätzlich zu oder gar nicht; ein Gesetz wirkt ausnahmslos oder gar nicht; eine Veränderung vollzieht sich in einem bestimmten

⁴ Auch Kuryłowicz und Mańczak konnten mit ihren neueren Untersuchungen diesen Beweis nicht erbringen; vgl. K.-H. Best, Probleme der Analogieforschung (München 1973), Abschnitt 6.

Objektbereich durchweg oder überhaupt nicht. Diese an sich verständliche Haltung, die dem Grundsatz folgt, daß gleiche Ursachen auch gleiche Wirkungen haben müssen, läßt sich aus zwei Erwägungen nicht aufrechterhalten und ist z.B. in den Naturwissenschaften bereits als unbeweisbar und die Forschung behindernd beiseitegeschoben worden. Die erste Erwägung ist praktischer Art. Man könnte zwar auch in den Fällen, in denen keinerlei Ursachen für Störungen eines Prozesses zu entdecken sind, von der Annahme ausgehen, die Ursachen wären uns nur vorläufig unbekannt. Nun hat man es aber oft mit historischen Objekten zu tun, bei denen keinerlei Aussicht darauf besteht, die Menge unserer Informationen erweitern zu können. Ein Festhalten an deterministischen Gesetzen hätte dann offensichtlich nur noch die Funktion, unsere reiner Spekulation entspringenden Vorurteile zu stützen. Die zweite Erwägung knüpft an Erfahrungen der Quantenphysik, nach denen es Vorgänge gibt, die offenbar nicht dem Kausalprinzip unterliegen⁵.

Für unsere Zwecke brauchen wir indessen nicht einmal grundsätzlich Stellung zum Kausalprinzip zu beziehen. Es genügt die Einsicht, daß es nicht weiter führt, über Dinge zu spekulieren, über die man nichts (oder nichts mehr) wissen kann. Anstatt zu behaupten, daß sich jeder Lautwandel als ausnahmslos herausstellen würde, sofern wir nur über die nötigen Informationen verfügten, sollte man besser die greifbaren, phänotypischen Erscheinungen erfassen und aus ihnen allgemeinere Schlüsse ziehen.

4. Nach dem zur Zeit verfügbaren Wissen kann nicht die Rede davon sein, daß sich alle bekannten Lautwandelprozesse als gleichartig verstehen lassen. Es gibt eine Reihe von Typen, und das Vorkommen eines Typs schließt das Vorkommen anderer in Sprache überhaupt oder in einer bestimmten Sprache nicht aus. Im folgenden soll eine vorläufige Gliederung versucht werden die sich auch auf quantitative Erwägungen stützt. Sie schließt natürlich Gliederungen nach anderen Prinzipien nicht aus.

⁵ Eine auch für Nichtspezialisten verständliche Darstellung findet sich bei R. Carnap, *Einführung in die Philosophie der Naturwissenschaft* (München 1969), Kap. 30.

Die Typen (unter dem Gesichtspunkt der Vollständigkeit des Wandels):

a) Ausnahmsloser Lautwandel. Es gibt genügend Evidenz dafür, daß diese Art von Wandel tatsächlich existiert; man denke etwa an den Wandel von auslautendem *-m* (des Vorgriechischen) zu *-n* in dem ältesten uns überlieferten Griechisch; an die Entpalatalisierung der palatalen Konsonanten im Auslaut im Bulgarischen; an den Zusammenfall von *y* und *i* in den südslavischen Sprachen usw. Derartige Ausnahmslosigkeit kommt bei allen möglichen lautlichen Prozessen vor, geradezu notwendigerweise ausnahmslos scheinen aber Prozesse zu sein wie spontaner Schwund eines Lautes bzw. Phonems (etwa *h* im späten Latein) oder spontaner Zusammenfall zweier Laute bzw. Phoneme (Verschmelzen der stimmlosen und stimmhaften Verschlußlaute in deutschen Dialekten). Auch positionsbedingter Zusammenfall von Lauten, der synchron formuliert zu den sog. Neutralisierungen führt, die zu den morphophonematischen Charakteristika der Sprache gehören, scheint fast immer ausnahmslos zu verlaufen (z.B. dänisch die Beseitigung der stimmlosen Verschlußlaute im Inlaut und Auslaut der Wörter). Durchbrechungen der Regel dürften hier indessen eher möglich sein, denn wir wissen ja, daß fast alle Sprachen in Einzelfällen ungewöhnliche Lautkombinationsmuster (clusters) dulden. So wurden im Spätlatein alle *-m* im Auslaut beseitigt, nach dem Ausweis der roman. Sprachen müssen aber *rem* (franz. *rien*) und *quem* (span. *quien*, rum. *cine*) eine Ausnahme gemacht haben.

b) Regelmäßiger Lautwandel mit einer relativ geringen Zahl von Ausnahmen, die auf dem Wirken anderer, konkurrierender Lautgesetze beruhen oder für die sehr komplizierte Bedingungen gelten. Können diese störenden Gesetze als einschränkende Bedingungen formuliert werden, dann schwindet eigentlich der Unterschied zum Fall a). Wir hätten es dann doch mit einem ausnahmslosen Wandel zu tun, für den eben viele, z.T. verschiedenartige Bedingungen gelten. Voraussetzung bleibt aber, daß die Bedingungen dem lautlichen Bereich der Sprache entstammen. Als ein nicht ganz einwandfreies Beispiel könnte die

3. Palatalisation des Slavischen genannt werden⁶, bei der *g k ch* nach (nicht wie üblich vor) bestimmten vorderen Vokalen, aber nicht nach allen zu *z c s (š)* gewandelt wurden. Dabei ist noch die etymologische Herkunft des *i* zu beachten, der Akzent spielt eine Rolle und gewisse gerundete Vokale wirken als Störfaktoren. (Es scheint anzugehen, die vielen verschiedenen Bedingungen Lautgesetzen gleichzusetzen; sie würden allerdings nicht bestimmen, daß ein Wandel einsetzt, sondern daß er unterbleibt.)

c) Regelmäßiger Lautwandel mit einer relativ geringen Anzahl von Ausnahmen, die durch analogischen Ausgleich zustande gekommen sind. Theoretisch kann man zwischen den Fällen unterscheiden, in denen der Lautwandel vollständig durchgeführt und erst nachträglich in einigen Wörtern rückgängig gemacht wurde, und solchen, in denen er in den Ausnahmefällen erst gar nicht zustande kam. Ein Beispiel wie serb. dial. *majka majke majki* (dat.) „Mutter“ statt *majka majke majci* würde wohl als nachträgliche Beseitigung der Palatalisierung zu deuten sein⁷.

d) Regelmäßiger Lautwandel mit einer mehr oder weniger großen Anzahl von Ausnahmen, für die in der Mehrzahl alle Erklärungsversuche versagt haben. An diesem Punkte muß man sich Gedanken machen, wie Regelmäßigkeit am günstigsten zu definieren ist. Man sollte sich nicht der Täuschung hingeben, daß irgendwo eine natürliche Grenze zwischen regelmäßig und unregelmäßig liege, die es nur zu entdecken gelte; hier ist auf jeden Fall eine Entscheidung zu treffen, zu deren Stützung man nur gewisse Plausibilitätsgründe anführen kann. So ließe sich die Grenze bei über 50% oder bei 70% der Fälle oder anderswie festsetzen.

e) Sporadischer Lautwandel. Manche lautlichen Veränderungen betreffen nur wenige Wörter; man erkennt die Bedingungen, aber der Wandel tritt in der Mehrzahl der zu erwartenden Fälle gar nicht ein. Es ist hier vor allem an Fernassimilation bzw. -dissimila-

⁶ Weitere Literatur dazu bei H. Bräuer, *Slavische Sprachwissenschaft I* (Berlin 1961), S. 196; vgl. auch W. Thümmel, Die dritte oder Baudouinsche Palatalisierung im Slavischen. *Scando-Slavica* 13 (1967) 115–145.

⁷ Zu anderen Ausnahmen vgl. A. Leskien, *Grammatik der serbokroatischen Sprache* (Heidelberg 1914), S. 344.

tion zu denken (griech. *gligora* zu *grigora*, lat. *arborem* zu span. *arbol*), die ja oft in einer Sprache nebeneinander vorkommen. Bei konsequenter Durchführung solcher Wandel, die unter direkt entgegengesetzten Bedingungen verlaufen, würden sich die Verhältnisse in den lexikalischen Einheiten genau umkehren, aber es würden dieselben Lautkombinationen wie vor dem Wandel zulässig sein und ein stabiler Zustand wäre somit nicht erreicht. Vielleicht ist dies der Grund, warum solche einander widersprüchlichen Prozesse schon in den Anfängen stecken bleiben.

Andere Fälle betreffen wirklich nur Einzelwörter und es ist fast aussichtslos, nach Bedingungen zu suchen⁸. Es sind dies Beispiele, für die man gern Analogie (Anlehnung an ähnlich klingende Wörter ähnlichen Inhalts) verantwortlich macht, ohne letztlich etwas Bestimmtes aussagen zu können.

Daneben gibt es Erscheinungen von Lautwandel, die den Anhängern der strengen Lautgesetzlichkeit ein besonderer Dorn im Auge sein müssen: Die Bedingungen für den Lautwandel sind völlig klar zu fassen und zudem noch recht einfach; es gibt keine Kollisionen mit anderen Prozessen wie etwa bei Assimilationen versus Dissimilationen; der Wandel würde sogar zur morphophonematischen Vereinheitlichung der Sprache beitragen. Dennoch hat sich der Wandel nur höchst sporadisch vollzogen. Ein solcher Wandel soll im zweiten Teil der Untersuchung an einem albanischen Beispiel illustriert werden.

f) Unter keine der besprochenen Arten paßt ein gelegentlich vorkommender Typ, bei dem unter gleichartigen Bedingungen nicht ein Wandel einmal eintritt, in anderen Fällen unterbleibt, sondern sich zwei verschiedene Produkte des Wandels ergeben. Dieser Typ begegnet uns vor allem bei Spaltungsprozessen. Die Besonderheit besteht darin, daß nicht wie üblich eine Bedingung genannt werden kann, die für die Aufspaltung eines Lautes a in die Laute b und c verantwortlich zu machen ist. Als Beispiele

⁸ H. Schuchardt behauptet allerdings, daß sich mitunter auch für Einzelwörter die Bedingungen völlig einwandfrei bestimmen lassen (z.B. portug. *fome*); vgl. Über die Lautgesetze gegen die Junggrammatiker, Hugo-Schuchardt-Brevier, zusammengestellt und eingeleitet von L. Spitzer (Halle 1928), S. 68.

können genannt werden die Entwicklung altind. *r* sonans zu mittelind. *a i u*, lat. *ɛ* zu franz. *ai* [ɛ] oder *oi* [wa]⁹.

5. Einen Teil dieser Unregelmäßigkeiten, mit denen die klassische historisch-vergleichende Sprachwissenschaft zu kämpfen hatte, konnte die dialektgeographische Linguistik klären. Die Erkenntnisse, die man aus den detaillierten, weiträumig angelegten Dialektaufnahmen gewann, besagten, daß viele Störungen einfach dem Einfluß benachbarter Dialekte oder verwandter Sprachen zuzuschreiben waren. An und für sich hätten diese Ergebnisse wenigstens teilweise zur Stützung der junggrammatischen Auffassungen über die Lautgesetzlichkeit führen können, viele Dialektgeographen zogen daraus jedoch genau entgegengesetzte Schlußfolgerungen. Kurz zusammengefaßt laufen diese darauf hinaus, daß man eigentlich zwischen lautgesetzlicher Entwicklung und durch Dialektinterferenzen bewirkter Entwicklung gar nicht scheiden könne; abgeschlossene Sprachgebiete seien eine Fiktion, jeder Lautwandel wandere und Interferenz sei die natürliche Form sprachlicher Veränderung. In letzter Konsequenz führte dies zu der Formulierung, daß jedes Wort seine eigene Lautgeschichte habe¹⁰. Dieser als extrem zu bezeichnende Standpunkt verfällt in genau denselben Fehler, den die Junggrammatiker mit ihrer Postulierung der Ausnahmslosigkeit begingen, nämlich den des Alles oder Nichts. Dabei müßten gerade die Praktiker gemerkt haben, daß für diese Ausschließlichkeit keine sprachliche Evidenz beizubringen ist. Wohl ist in manchen geographischen Bereichen die Störung durch Interferenz so groß, daß praktisch keine Regel mehr formuliert werden kann, es gibt aber daneben zahlreiche, relativ einheitliche und geschlossene Sprachräume, durch die Neuerungen vollständig hindurchgelaufen sind, so daß wir im Endergebnis einheitlichen Lautwandel konstatieren können. So ergibt sich auch hier wieder eine breite Skala von Verhaltensformen in den uns be-

⁹ Vgl. M. Mayrhofer, Handbuch des Pali I (Heidelberg 1951), S. 39. Die Diskussion des franz. Wandels bei H. Rheinfelder, Altfranzösische Grammatik I, S. 21f. zeigt letzten Endes nur, daß sich keine Bedingungen für die Aufspaltung finden lassen.

¹⁰ Vgl. A. Bach, Deutsche Mundartforschung (Heidelberg 1950), S. 76f.

kannten Sprachen. Der albanische Lautwandel, von dem unten die Rede sein wird, ist ein Beispiel von auch geographisch steckengebliebenem Wandel.

6. Obwohl schon ältere Linguisten gegenteilige Ansichten geäußert haben¹¹, begegnet man in der Literatur doch überwiegend Formulierungen von Lautgesetzen, in denen die Bedingungen für den Wandel statisch, für die Dauer des Wandels gleichbleibend verstanden werden. Diese Auffassung ist indessen keineswegs zwingend, wir finden durchaus Hinweise darauf, daß der Katalog der Bedingungen sich während des Lautwandels verändern — verengen oder erweitern — konnte, was natürlich auch eine Veränderung des Objektbereiches zur Folge hat. So ist es durchaus denkbar, daß ein Lautwandel seinen Anfang in einer analogischen Veränderung nimmt, die gewissermaßen fehlgedeutet wird und sich zu einem für alle grammatischen Kategorien geltenden Wandel auswächst; oder ein rein phonetisch begründeter Wandel stößt auf so viele morphologische Hindernisse, daß der analogische Ausgleich eine Ausbreitung des Lautwandels überhaupt verhindert. Es besteht der Verdacht, daß man sich diesen dynamischen Aspekten des Lautwandels noch gar nicht genügend systematisch gewidmet hat, obwohl doch bei dieser Betrachtungsweise sicher viel (praktisch und theoretisch) Neues zutage gefördert werden könnte. Leider kann man nicht verleugnen, daß gerade Strukturalismus und Transformationsgrammatik — soweit sie sich diachronen Problemen gewidmet haben — zur Aufhellung dieser zentralen Probleme nichts beigetragen haben.

Der unten zu besprechende albanische Lautwandel zeichnet sich durch eine starke Abhängigkeit von morphologischen Kategorien aus. Für ihn läßt sich äußerst wahrscheinlich machen, daß sich die Menge der Bedingungen im Laufe seiner Entwicklung verringert hat.

7. Mit der Erörterung der durch die Sprachgeographie an den Konzeptionen des Lautwandels vorgenommenen Korrekturen wurde bereits deutlich, daß man bei der Behandlung von Lautwandel nicht immer im Rahmen einer geschlossenen Sprachform

¹¹ Vgl. Schuchardt, op. cit., S. 57.

bleiben kann. Sprachwandel überhaupt kann deutliche Dialektgrenzen und Sprachgrenzen überschreiten, sogar Grenzen zwischen nichtverwandten Sprachen (oder so entfernt verwandten, daß der genetische Zusammenhang keine Rolle mehr spielt) bilden dabei keine absoluten Hindernisse. Man denke etwa an die Diphthongierung von *i* und *ü* im oberdeutschen Raum und sein Pendant im Tschechischen, das durchaus vom Deutschen ausgelöst worden sein kann¹².

Dieser Fremdeinfluß würde den Wandel selbst betreffen, der Wandel ist gewissermaßen importiert. Fremder Einfluß kann sich auch noch in ganz anderer Form äußern, wofür unser alb. Wandel ebenfalls wieder ein Beispiel bietet, übrigens das einzige mir bisher bekannte: Der Wandelprozeß an sich hat keine fremde Herkunft, er konnte sich aber erst an Sprachmaterial entfalten, das durch Entlehnung in die Sprache gekommen war. Lautkombinationen der Art, wie sie für die Entfaltung des Lautwandels erforderlich waren, gab es vor dieser Zeit im Albanischen gar nicht mehr.

II. Ein albanischer Lautwandel

1. Der vorangegangene kurze Überblick über die Probleme des Lautwandels hatte die Aufgabe, die Vielfältigkeit der Prozesse anzudeuten, die sich hinter diesem Ausdruck verbergen. Er schien mir nötig, um die einzelnen Aspekte des im folgenden zu behandelnden albanischen Wandels theoretisch einbetten zu können.

Bei diesem Wandel trat an die Stelle von ursprünglichem vor-tonigem *o* ein *a*-Laut. Der Vorgang war jedoch, wie bereits ange-deutet wurde, zahlreichen Einschränkungen unterworfen, und die Zahl der Fälle ist im Verhältnis zu den nichtgewandelten *o* nicht allzu groß, so daß es sich empfiehlt, eine vollständige Liste der bisher bekannten Fälle zu geben¹³.

¹² Vgl. M. Komárek, *Historická mluvnice česká I* (Prag 1958), S. 146, 148.

¹³ Wie mir der alb. Dialektologe J. Gjinari brieflich mitteilt, ist das Ausmaß des Wandels in den Dialekten bisher noch nicht genau bekannt, da noch keine detaillierten Aufnahmen in den Mundarten durchgeführt wurden. — Das hier ausgewertete Material stammt daher aus Wörterbüchern, Dialektbeschreibungen und persönlichen Informationen.

Das folgende Verzeichnis enthält die Herkunftsangaben geographisch geordnet (von Norden nach Süden: Kosovo und angrenzende Gebiete Jugoslaviens, Nordgegisch Albaniens, Mittelgegisch, Südgegisch, übrige). Für jeden Beleg sind angegeben Herkunft, schriftsprachliche oder sonst verbreitete alb. Form, etymologische Herkunft und bei Entlehnungen Lautform in der Ursprungssprache¹⁴.

- aborr* Dr. (K.) Sh. Mor. Ma. sgeg.: *oborr*, slav. *obor*
aficer sgeg., *aficjer* Br.: *oficer*, neol.
agranoma Br.: *agronom*, neol.
akllaj(ë) ubest. (Mann): *okllai*, türk. *oklağı*
akolla Dr. (K.) Sh., *akolle* *akollë* (Mann): *okoll*, slav. *okolo*
apange Dr. (K.), *aponga* Dr. (Q.), *apang* Sh., *apenga* Ma. sgeg., *apenjës* Kr.:
 opingë, slav. serb. *opanci*, maked. *opinci*
apet Dr. (Q., K.) Sh. Mor. sgeg.: *opet*, slav. *opet*
artak(e) Dr. (Q. K.) Sh.: *ortak*, -e, türk. *ortak*
Asmon sgeg.: *Osman*, türk. *Osman*
asten Greci: *osten*, *hosten*, slav. *osten*
axhak Dr. (Q. K.) Ma. sgeg., *agjak* Sh.: *oxhak*, türk. *ocak*
Badrumet (ON) Kr.: *podrum*, *bodrum*, slav. *podrum* (auch türk. *bodrum*)
bastan Dr. (Q.) Br. Zadr.: *bostan*, türk. *bostan*

¹⁴ Erklärung der Abkürzungen:

- Dr. (Q.) : Drenica; aus A. Çetta, Tregime popullore I, Prishtinë 1963
Dr. (K.): Drenica; aus H. Kajtazi, Proza popullore e Drenicës, Prishtinë 1970
Sh. : Shala e Bajgorës; aus L. Mulaku, Govor Albanaca Bajgorske Šalje, Priština 1968
Mor. : Morava e epërmë (Mitteilung von Gjinari)
Pr. : Preshevë (Mitteilung von R. Ismajli, Prishtinë)
Br. : Bregu i Bunës (Mitteilung von Gjinari)
Zadr. : Zadrima; aus M. Lambertz, Albanische Märchen, (Schriften der Balkankommission, Ling. Abt. XII), Wien 1922
Ma. : Mati (Mitteilung von Gjinari)
Kr. : Kruja (Mitteilung von Gjinari)
mgeg. : mittelgegisch (Mitteilung von Gjinari)
sgeg. : südgegisch (Mitteilung von Gjinari)
Greci : Italien, Prov. Avellino; aus M. Camaj, Parlata albanese di Greci, Firenze 1971
allg. : allgemein albanisch
ubest. : nicht zu lokalisieren
Mann : St. E. Mann, An historical albanian-english dictionary, 1948
Sel. : Slavjanskoe naselenie v Albanii, Sofija 1931

- cakat(i)* Dr. (Ç. K.): *cokat*, alb.
capoj Ma., *captoj* sgeg., *captune* Br.: *copētoj*, alb. (zu *copē*)
çaban Dr. (K.), *qaban* Sh.: *çoban*, türk. *çoban*
çarap Dr. (Ç.): *çorap*, türk. *çorap*
çarroj Dr. (K.): *qorroj* (zu *qorr*), türk. *kör*
daktor Br.: *doktor*, neol.
dallap Dr. (Ç.), Mor. Pr. Br. Ma. sgeg.: *dollap*, türk. *dolap*
damate Kr.: *domate*, griech. *ντομάτα*, (ital. *tomata*?)
flarij sgeg.: *florinj*, griech. *φλωρί*, lat. *florinus*
gaditi sgeg., *kadit* Br. Kr.: *godit*, slav. *goditi*
gamar Kr. sgeg.: *gomar*, griech. *γομάρι*
garic-a Greci: *gorricē*, slav. *gornica*
gatoj allg.: *gatoj*, slav. *gotov-*, *gotv-*
gavat Kr.: *govatē*, lat. roman. ? *gavata*
jardēm Pr.: (*jordam*?), türk. *yordam*
jargan Dr. (Ç.) Sh. Ma.: *jorgan*, türk. *yorgan*
kaçake pl. Dr. (K.): *koçak*, slav. ?
kallaj Dr. (Ç. K.) Sh. Mor. Ma. sgeg.: *kollaj*, türk. *kolay*
kallan Sh.: *kollan*, türk. *kolan*
kanac Dr. (K.): (*konac*?), slav. *konac* (wohl junge Entlehnung)
kanak Dr. (Ç. K.) Sh. Zadr. Ma., *kanok* sgeg., *kanakxhi* Dr. (Ç. K.):
 konak, türk. *konak*, *konakçı*
kanop Dr. (Ç. K.) Sh. Ma. Kr.: *konop*, slav. *konop*
karrik sgeg., *karrek* Ma.: *korrik*, alb.
karrutē ubest. (Sel.): *koritē*, slav. *korito*
kasit sgeg., *kases* Ma.: *kosit*, slav. *kositi*
katalik Sh.: *katolik*, ital. *cattolico*
katec Br. Ma. Kr. sgeg.: *kotec*, slav. ?
kavaç Dr. (Ç.), *Kavaçe* (ON) Kr.: *kovaç*, slav. *kovač*
ladroj Dr. (Ç.) Sh.: *lodroj*, alb. (zu *lodēr*)
lapat sgeg., *lapat-a* Greci: *lopatē*, slav. *lopata*
magule, *gamule* allg. (Sel.): *mogilē*, *gomilē*; *gamule*, slav. *gomila*, *mogila*
mas matmoti Dr. (K.): *mbas motmotit*, alb.
masnjari Greci: *mosnjeri*, alb.
mator Kr.: *motor*, neol.
matukē ubest. (Sel.): (*motikē*?), slav. *motika*
mazomakeq Sh.: *mos zot mā keq!*, alb.
naksan Dr. (K.), *nakson* Dr. (Ç.) Kr.: *noksan*, türk. *noksan*
nakush, *nakūj*, *nakōn*, *nanjo*, *naj*, *najhēr* Dr. (Ç.): *ndokush*, *ndokuj*,
 ndokend, *ndonji*, *ndonjani*, *ndonjihere*, alb.
napran Pr.: *noprān*, türk. *nobran*
nāshta Sh., *nashta* Dr. (Ç.) (Betonung?): *ndóshta*, alb.
patterre sgeg.: *potere*, slav. *potera*
patkua, *patkue* allg.: *potkua*, *patkua*, slav. *potkova*
parotē ubest. (Sel.): *porotē*, slav. *porota*

sakak Dr. (Ç. K.) Sh.: *sokak*, türk. *sokak*
samanat Greci: (*somenat*, *aso menate*), alb.
shafer sgeg.: *shofer*, neol.
shkadrôn Kr.: *shkodran* (zu *Shkodra*), alb.
shtojzavallet Zadr.: *shtojzovallet* (*shto i zot vallet!*), alb.
talhoj Ma.: *tēholloj* (zu *hollē*), alb.
tamrruk Dr. (K.): (*tomrruk*), türk. *tomruk*
tapall Dr. (Ç.), *tapalloj* Zadr.: *topall*, *topalloj*, türk. *topal*
tarrakop Dr. (K.): *tērnagop*, *tērnakop*, slav. *trnokop*
trakati Dr. (K.): *trokat*, *trokit*, alb.
vanoj Dr. (Ç. K.) Sh. Br. Zadr.: *vonoj* (zu *vonē*), alb.
varé Greci: *voré*, griech. $\beta\omega\pi\alpha\zeta$, (gegen *murrâ*, *murrē* lat. *boreanus*)
varrez sgeg.: alb. geg. sonst *vorr*, *vorrez*
zatni sgeg.: *zotni* (zu *zot*), alb.
zavít Sh.: (*vozit*), slav. *voziti*

Dazu einige unklare Fälle:

ase allg.: *ose*, *a*, *ase* (etymologisch unklar)
avan ubest. (Mann): *ovan* (etymologisch unklar)
katruve Br., *katrovë* allg.: *katrove*, auch *kotrovë*, *kotruve* (Mann)
pacerrkë Dr. (K.), *pacerkë* (Mann): *pocerkë* Dr. (Ç.) (etymologisch unklar)
tapanxhet pl. Ma., *tapanxhë* allg.: *topanxhe*, türk. bereits *tabánca*

2. Trotz der ungenügenden Erforschung der Verbreitung des Phänomens läßt sich doch schon ziemlich sicher sagen, daß der Wandel nur in gegischen Mundarten vorkommt. In toskischen Texten begegnet man nur erhaltenem *o* (z.B. Çamëria¹⁵: *dobiçe florimtë moré porsit zorkadh*; *goxha nobet sokak çoban kollaj konak ortake*; sogar allgemein verbreitetes *patkua* lautet hier *petkua*); die einzige Ausnahme stellt der toskische Dialekt von Greci (Italien) dar. Es wäre möglich, daß der Ort nicht nur von toskischen Flüchtlingen besiedelt wurde, sondern auch zu einem gewissen Anteil Gegen zuwanderten, wodurch sich die Lautformen *asten garica lapata masnjeri samanat varé* erklären würden¹⁶.

Die eben gemachte Einschränkung hinsichtlich der Verbreitung genügt nicht, denn der Lautwandel ist keineswegs aus allen gegischen Mundarten bekannt. So konnte ich keine Beispiele für

¹⁵ Vgl. H. Pedersen, *Albanesische Texte* (Abh. d. phil.-hist. Cl. d. Kgl. sächs. Gesellsch. d. Wiss. 15, Nr. 3), Leipzig 1895 (s. Glossar).

¹⁶ In der *Dottrina cristiana* von Matranga etwa begegnen auch geg. Lautformen. Allerdings möchte sie Sciambra eher als ein Versehen des Verfassers werten. Vgl. M. Sciambra, La „*Dottrina cristiana*“ albanese di Luca Matranga. Città del Vaticano 1964, S. XL.

Dushmani¹⁷ finden, obwohl Wörter zitiert werden, die andernorts mit *a* lauten; vgl. *kollomoq stérholloj kotorvaxhi shkodrâ shoqni*; *konop kosit kotec oborr porosit vorit*; *kollajt konak ortak oxhak* u.a. Dasselbe trifft für Dibra zu¹⁸: *bostan dollam kodosh konak noprano* *ortak oshaf oxhak* u.a. Wie es sich mit anderen Gegenden verhält, etwa dem nordalbanischen Bergland oder dem mittelgegischen Makedonien, läßt sich vorerst nicht sagen.

3. Auch dort, wo man den Lautwandel beobachten kann, hat er sich keinesfalls vollständig durchgesetzt. Es bestehen auch beträchtliche Unterschiede zwischen den einzelnen Mundarten hinsichtlich der Zahl der Beispiele. Die meisten Beispiele lassen sich aus dem Dialekt der Drenica beibringen (*artak axhak bastan çaban çarap dallap jargan kallaç kanak kanakxhi naksan sakak tamrruk tapall çarroi*; *apet aponga aborr akolla kanop kanac kavaç*; *cakat kaçake ladroj matmoti trakat vanoj nashta nakush usw.*, *najhér*). Aus dem derselben Mundartengruppe angehörenden Dialekt von Shala e Bajgorës, dem ja eine der wenigen ausführlicheren Beschreibungen albanischer Dialekte gewidmet ist, wird eine kleinere Zahl von Beispielen genannt, wobei man aus der Darstellung den Eindruck gewinnt, daß der Autor alle ihm überhaupt bekannten Beispiele nennt (vgl. *agjak artak kallan kanak jargan kallaç qaban sakak*; *apet aborr apang akolla kanop zavit*; *nashta ladrue vanue katalik mazomakeq*)¹⁹. Ganz wenige Beispiele — gegen viele Gegenbeispiele — bietet der nordgegische Dialekt von Presheva, der allerdings nicht mehr zum Kosovo-Typ gehört (*dallap jardëm napran*)²⁰. Als Material stehen nur Turzismen zur Verfügung.

Auch die Zahl der für das Mittel- und Südgegische genannten Beispiele hält sich in Grenzen.

Für einige Mundarten ist das Material immerhin so reichhaltig, daß wir auf die Existenz von *o*-erhaltenden Formen nicht nur

¹⁷ Vgl. W. Cimochowski, *Le dialecte de Dushmani* (Poznań 1951), Index des mots, S. 217–228.

¹⁸ Das Material besteht nur aus Turzismen, die Herr Ismajli für mich abgefragt hat.

¹⁹ Vgl. Mulaku, op. cit., S. 54f.

²⁰ Vgl. Fußnote 18.

aus der geringen Zahl der genannten gewandelten Formen schließen können, sondern auch direkte Belege haben. So ist selbst aus der Drenica eine Zahl von Wörtern mit erhaltenem *o* zu belegen, die die Zahl der gewandelten Fälle durchaus übersteigt (vgl. *bollak borçlı bostan çorroj doğrile hoxhallartë koçi kogja kojshi osmanli postaçi topuz; bodvalltë dobi godit kolibe kori korit kosit opçinë pobratim porosit robni torishte; coptoj çortoj dorzoj goglue grovellë kopil provoj rroktar shoqni shotan vogjli zotni; doktorr komisjan shofer*; Beispiele aus Dr. (K.)). Dasselbe trifft für Presheva zu, in dem die folgenden Turzismen ungewandelt erhalten sind: *bollëk borozon borxhli bostan boshllëk bozaxhi çoban dogramaxhi dogri domuz dori hoshaf hovárde jorgan kodosh kojshi kollaj konak llokum noksan ortak oxhak postoki sojsëz sokak somun topçi topall topuz*. Beispiele könnten auch noch aus anderen Mundarten angeführt werden. Bei Mulaku (op. cit.) finden wir den ausdrücklichen Hinweis, daß die Zahl der Wörter mit erhaltenem *o* bei weitem größer ist als der mit *a*.

4. Auffälliger noch als diese Inkonsistenz in der Durchführung des Wandels ist der Umstand, daß in einzelnen Dialekten sogar für ein und dasselbe Wort zwei verschiedene Formen gebräuchlich sind, die Inkonsistenz sich also auf das einzelne Wort erstreckt. In den Texten aus der Drenica (Dr. (K.)) begegnen nebeneinander die Formen *artak – ortak, axhak – oxhak, bastan – bostan, dallap – dollap, jargan – jorgan, kallaj – kollaj, kanak – konak, sakak – sokak; kanop – konop; nakush – nokush, cakat – cokat, ladron – lodron*. Es ist zwar möglich, daß die zweifache Aussprache nicht von denselben Personen verwendet wird und dem Aufzeichner einzelne Fehler unterliefen, die Zahl der Beispiele spricht jedoch dafür, daß dieses Schwanken dem Dialekt tatsächlich eigentlich eigentlich ist. Eine direktere Information erhalten wir für Shala e Bajgorës: Nach Mulaku (op. cit.) kann man in seltenen Fällen die Wörter *oborr lodrue konop opang konak* auch in dieser Form, d.h. mit erhaltenem *o* hören.

5. Ehe wir zu erklären versuchen, wie es zu diesem Lautwandel gekommen ist und auf welche Zeit er datiert werden kann, empfiehlt es sich, einen Überblick über die etymologische Herkunft des Materials zu geben. Dem mit den Balkansprachen ver-

trauten Leser wird aufgefallen sein, daß die größere Zahl der zitierten Wörter nicht echt albanische oder sehr frühe (z.B. lateinische) Lehnwörter sind, sondern vor allem dem Slavischen und dem Türkischen entstammen.

Interessanterweise hat der Wandel auch auf Neologismen übergegriffen, und zwar offensichtlich auf solche, die aufgrund der veränderten gesellschaftlichen Verhältnisse auf dem Wege sind, volkstümlich zu werden.

Es folgt eine Aufstellung der gewandelten Fälle nach ihrer Herkunft.

Slavisch: *aborr akolla aponga usw. apet asten Badrumet gadit garic-a gatoj kaçake(?) kanac kanop karrutë kasit kavaç lapat-a magule und gamule matukë paterre patkua parotë tarrakop zavít.*

Diese Wörter stammen natürlich aus den südslavischen Sprachen. Die genauere Herkunft (serbisch oder makedonisch-bulgarisch) lässt sich nur in einigen Fällen an der Lautform ablesen.

Türkisch: *akllaj(ë) artak Asmon axhak bastan çaban çarap çarroj* (alb. Ableitung) *dallap jardäm jargan kallaj kallan kanak naksan napran sakak tamrruk tapall.*

Übrige Lehnwörter und Unklare: *damate flarij gamar gavat varé.*

Neologismen: *aficer agranom daktor katalik mator shafer.*

Albanische Wörter: *cakat captoj karrik ladroj matmoti masnjari mazomakeq nakush nakuj nakon naj nanjo najhér nashta samanat shkadrón shtojzavallet tallhoj trakat vanoj varrez zatni.* Das *a* in *shtojzavallet* könnte in Anlehnung an das häufige *zavalle* pl. (türk.) „Sorgen“ Zustände gekommen sein.

Die zuletzt aufgeführten Wörter müssen nicht alles Erbwörter sein, sie machen aber einen älteren Eindruck als die übrigen und Entlehnung ist zumindest nicht nachzuweisen.

6. Rekonstruktion des Verlaufs und der Ursachen des Wandels. Wie aus den Beispielen ersichtlich wird, lässt sich der Wandel zwar auch an Erbwörtern und an offensichtlich alten, da allgemein verbreiteten slavischen Lehnwörtern nachweisen, er geht

aber nicht in diese alten Zeiten zurück²¹. Die erst sehr spät einsetzende Überlieferung des Albanischen reicht immerhin aus, um zu zeigen, daß der Wandel *o* > *a* im 17. Jahrhundert in Nordalbanien noch nicht begonnen hatte. Bei Mulaku²² findet sich der Hinweis, daß die Erscheinung in der älteren albanischen Sprache fehlt, und eine Durchsicht des Wörterbuchs von Bardhi²³ bestätigt dies; slav.: *pogaccia uobeg*; türk.: *hoda cholai bogas occha cioban*; andere: *gomar horriat drogoman*; *condend doctuer forzuem sciogheria rotuluem*; alb.: *copestaar goghessime ndogna ndonesse ndosta, te vonuemit, me voruem, roghetaar*. Die Anzahl der Beispiele dürfte ausreichen, um die eben gemachte Behauptung zu stützen, und zwar um so mehr, als sich einige Turzismen und sogar einige albanische Wörter darunter befinden, die später in gegischen Dialekten *a* aufweisen.

Der ganze Vorgang ist wohl als eine Art Reduktion vortoniger Vokale zu verstehen; hierzu paßt eine Bemerkung Mulakus, der zufolge es sich um einen ungespannten Laut handelt, der die Rundung des *o* eingebüßt hat²⁴. Theoretisch wäre es denkbar, daß der betreffende Laut eine Art Zwischenlaut zwischen *o* und *a* darstellt und diese Erscheinung alle ursprünglichen vortonigen *o* betrifft; die Unterschiede in den Belegen (die einen mit erhaltenem, die anderen mit gewandeltem *o*) wären dann nur auf die Unsicherheit der Aufzeichner hinsichtlich der Natur des gehörten Lautes zurückzuführen. Diese Deutung verbietet sich jedoch, da ja vielfach ausdrücklich gesagt wird, daß bestimmte Wörter ganz selten auch mit erhaltenem *o* zu hören sind.

Wenn der Wandel eben als Vokalreduktion interpretiert wurde, so ist dies nicht die einzige Erklärung, die sich zunächst anbietet.

²¹ Eine Ausnahme unter den slav. Wörtern bilden vielleicht *magulē*, *karrutē*, *patkua* < *mogyla*, *koryto*, *podkova*, deren *a* jedoch auch als Reflex eines slav. Zwischenlautes zwischen *o* und *a* erklärt werden kann. Für das Alter dieser Entlehnungen spricht auch slav. *y* > *u*; vgl. I. Popović, Gesch. d. serbokroat. Sprache (Wiesbaden 1960), S. 211.

²² op. cit.

²³ Vgl. Le dictionnaire albanais de 1635, ed. M. Roques, Paris 1932. Diese Feststellung trifft jedoch genaugenommen nur für die Heimatmundart von Bardhi zu.

²⁴ op. cit.

Wir können nämlich beobachten, daß sehr viele Beispiele in der zweiten Wortsilbe ein *a* haben, weshalb man den Vorgang als eine vollständige Assimilation deuten könnte. Dagegen sprechen allerdings einige andere Fakten. Wenn auch die Assimilation den Vorgang gefördert haben kann (ein Vorgang muß ja nicht nur eine Ursache haben und hat sie in den meisten Fällen auch nicht), so gibt es doch genug Beispiele, für die eine Assimilation nichts erklären würde; man müßte oft sogar mit dem entgegengesetzten Prinzip der Dissimilation arbeiten, was die Erklärung insgesamt ad absurdum führen würde. Einer Deutung des Vorgangs als Vokalschwächung ist daher der Vorzug zu geben.

Nicht ganz von der Hand zu weisen ist vielleicht eine Rekonstruktion, die den Prozeß als Assimilation beginnen läßt²⁵, dann aber infolge einer „Mißdeutung“ durch die Sprecher, zur Reduktion umgedeutet wird und nun auch die übrigen Fälle ergreifen kann. Völlige Klarheit ist hier verständlicherweise nicht zu gewinnen, ein allgemein zu beobachtender Trend in der albanischen Lautgeschichte spricht jedoch für eine andere Lösung: in den Erbwörtern des Albanischen haben sich vortonige Vollvokale kaum gehalten, sie sind zu einem nicht näher bestimmbareren Zeitpunkt zu *ë* reduziert worden²⁶, das einerseits ganz schwinden konnte, andererseits regional unter bestimmten Bedingungen in andere Laute (besonders *i* und *ü*) weitergewandelt wurde. Der Vorgang läßt sich gut an zusammengehörigen Allomorphen rekonstruieren, z.B. an dem Gegensatz von Präsens- und Aoriststämmen von sog. unregelmäßigen Verben; vgl. *fol – flas*, *thirr – thërras*, *mardh – mërdhij*; weiter bei Adjektiven: *madh – mëdhej*, *keq – këqi*; bei seltenen nominalen Pluralbildungen: *plaf – plëfenj* bei Wortbildungen: *maz – mëzat*, *kalb – këlbazë*. Zwar gibt es auch zahlreiche derartige Ableitungsverhältnisse, bei denen der tonlos werdende Vokal nicht reduziert wurde, diese Bildungen können jedoch jüngeren Datums sein oder ihre Entstehung analogischem Ausgleich verdanken.

²⁵ Dies käme besonders für viele Turzismen in Frage.

²⁶ Vgl. E. Çabej, Hyrje në historinë e gjuhës shqipe, Prishtinë 1960, S. 111.

Der Vorgang hat sich später an vielen Lehnwörtern aus dem Lateinischen wiederholt. Das Material ist bei Meyer²⁷ zusammengestellt; wegen der Transparenz des Prozesses genügt es, einige wenige Beispiele anzuführen: *lēvdoj* < *laudare*, *shékroj* < *sacrare*, *périnde* < *parentes*, *Méri* < *Maria*; *shérbej* < *servire*, *dëtyrë* < *debitura*; *vërtytë* < *virtutem*, *shtrëngoj* < *stringere*. Vortoniges *o* ging neben *ë* auch in *u* über, vgl. *këshill* < *consilium*, *kërrutë* < *cornuta*, *njerkë* < *noverca* neben *kurorë* < *corona*, *kunat* < *cognatus*, *kuvend* < *conventus*, *mulli* < *molina* usw. Vortoniges *u* blieb erhalten. Beide Erscheinungen sind jedoch ebenfalls als Reduktionen zu werten²⁸.

Wenn auch der Vorgang der Vokalreduktion an den lat. Wörtern vielfach gestört oder nachträglich rückgängig gemacht wurde, so genügt doch die Zahl der erhaltenen Beispiele, um von einem allgemeinen Lautwandel sprechen zu können. Auch unter den slav. und türk. Lehnwörtern begegnen uns vereinzelte Fälle von Reduktionen zu *ë* und *u*, obwohl dies keineswegs der Regelfall ist. Für diese Störungen möchte ich weniger die Abschwächung der Tendenz zur Vokalreduktion und, was damit verbunden ist, zur Herstellung einheitlicher Morphemstrukturen verantwortlich machen, als vielmehr den beständig wirkenden Einfluß der fremden Sprachen und eine verbreitete Zweisprachigkeit unter den Albanern, die Ansätze zu Reduktionen immer wieder rückgängig machen konnten.

Der Wandel des vortonigen *o* zu *a* ist deshalb gewissermaßen als ein verspäteter Nachläufer dieser älteren Reduktionstendenz zu werten. Dies ist nicht so zu verstehen, als ob die älteren Vorgänge den Sprechern noch gegenwärtig gewesen wären und in direkter Anknüpfung daran der Wandel *o* > *a* eingesetzt hätte;

²⁷ Vgl. G. Meyer, Die lat. Elemente im Albanesischen, in: Gröbers Grundriß d. roman. Philologie I (Straßburg 1904), S. 1038–1057.

²⁸ Die Reduktionsprodukte *u* und später *a* bilden nicht unbedingt einen unerklärlichen Gegensatz. Man denke an die Verhältnisse im Bulgarschen, das vortoniges *o* in der Regel nach *u* hin reduziert; in den Pomakenmundarten ist das Reduktionsprodukt ein abgeschwächtes dumpfes *a*. Vgl. Lj. Miletic, Die Rhodopemundarten der bulg. Sprache (Schriften der Balkankommission, Ling. Abt. X), Wien 1912, S. 115ff. (und S. 37).

die Bedingungen lagen vielmehr in der geronnenen Morphemstruktur des Albanischen und konnten jederzeit aktiviert werden, d.h. die älteren Muster von Morphemen mit vortonigem *ë* und *u*, nicht aber mit *o*, oft noch in morphophonematischem Wechsel mit Vollvokalen, wurden zum Anlaß für den späten Reduktionsvorgang.

Man wird sich fragen, warum der Wandel *o* > *a* in viel stärkerem Maße an dem türk. und slav. Sprachmaterial einsetzte und nur zögernd auf den älteren Wortschatz übergriff. Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir uns den morphematischen Status der fremden Elemente im Albanischen klarmachen. Die slav. und vor allem die türk. Wörter waren im Albanischen isolierte Größen, man konnte sie nicht an andere Wörter anschließen und sie ließen sich auch nicht in mehrere Morpheme segmentieren. Durch einen Lautwandel wurden also keine Verbindungen zwischen bedeutungsverwandten Elementen zerrissen.

Für das nur zögernde Übergreifen des Wandels auf alb. Wörter gibt es im wesentlichen zwei miteinander zusammenhängende Gründe. Zunächst einmal waren durch älteren Lautwandel die wenigen vortonigen *o* beseitigt worden²⁹; sie wurden zu *ë* reduziert (*fol f(ë)las*) oder ergaben wie in vielen lat. Wörtern *u*, so daß es während einer gewissen Periode gar keine Wörter mit vortonigem *o* mehr gab und mithin die Bedingungen für den späteren Lautwandel noch gar nicht vorlagen. Nur in geringem Maße blieb vortoniges lat. *o* erhalten, man vgl. etwa *notoj* < *notare* (statt *natare*), *provoj* < *probare*, *rrotulloj* (neben *rrutulloj*) < *rotulare*. Es entstand erst wieder in größerem Maße durch Wortbildungssprozesse, vor allem durch Weiterbildungen mit betonten Suffixen; vgl. die Typen *vögöl* – *zvoglój*, *cópë* – *coptój*, *rróge* – *rrogtař*, *zot* – *zotní* u.a. Über das Alter dieser Bildungen wissen wir nicht viel, wegen der fehlenden älteren Reduktion *o* > *ë* oder *u* können wir sie jedoch in eine jüngere Zeit datieren. Allerdings müssen einige von ihnen bereits vor der Türkenzzeit existiert haben, was die Frage provoziert, warum der Wandel nicht vorrangig an ihnen einsetzte. Hier ist der zweite Grund geltend zu machen: Diese Wörter standen, weil junge Bildungen, noch in

²⁹ Alb. *o* entstand nur aus idg. *ā* und *ē*; vgl. Çabej, op. cit., S. 106f.

engem Zusammenhang mit ihren Grundformen und bewahrten deshalb das *o*³⁰. Diese morphematisch-semantische Verknüpfung konnte jedoch das vereinzelte Übergreifen des Lautwandels nicht verhindern, so daß wir ihn für verschiedene morphologische Typen konstatieren können:

- a) bei Verben auf *-oj*: *captoj* (*copë*), *ladroj* (*lodër*), *tallhoj* (*hollë*), *vanoj* (*vonë*); nicht gewandelt dagegen *rrotulloj rroploj gropoj plotsoj kohoj dorzoj* (zu *rrotull gropë plot kohë dorë*) u.a.
- b) andere Verben: *cakat* (*cokat*), *trakat* (*trokat*); isoliert, machen eher den Eindruck onomatopoetischer Bildungen.
- c) nominale Ableitungen: *karrik* (*corr*), *zatni* (*zot*), *shkadrôn* (*Shkodër*); nicht gewandelt *rrogta shoqni shotan vogjli shkopi* (zu *rrogë shoq shotë vogël shkop*) u.a.
- d) Komposita: *mas-njari* (*mos*), *matmoti* (*mot*), *nakush najhër* usw. (*ndo*); dieses *ndo* ist praktisch immer unbetont.
- e) festgewordene Syntagmen: *mazomakeq* (*mos*), *samanat* (*aso menate*); dagegen *koftlarg*.

Ebenfalls ist zu erwähnen, daß eine große Zahl von Slavismen ihr vortoniges *o* erhalten haben. Sowohl die oben zitierten Gegenbeispiele als auch die eben erwähnten Slavismen gehören Dialekten an, denen der Lautwandel sonst bekannt ist.

Dieses albanische Beispiel kann illustrieren, unter welch komplizierten und variablen Bedingungen Lautwandel oft verläuft und wie unvollständig er sich schließlich durchsetzt. Wäre der Wandel unter anderen Bedingungen (vollständiges Abbrechen des slav. und türk. Einflusses bei Fehlen einer retardierenden Schriftsprache) zu einem natürlichen Abschluß gekommen und fehlten uns Belege für die Zwischenstufen des Vorganges, dann würden wir ihn wie viele andere Wandel vielleicht als einen Beweis für Ausnahmslosigkeit anführen. Dieser Fall mag uns daher zur Vorsicht bei der Beurteilung anderer Lautwandelprozesse mahnen, von denen nur der Abschluß bekannt ist.

³⁰ Für die Neologismen gilt dies nicht, daher sind sie relativ stark vertreten.

Nachtrag:

Erst nach Abschluß dieses Aufsatzes wurde mir weiteres Material bekannt, das wegen der insgesamt geringen Zahl von Beispielen hier noch zitiert werden soll. Die in dem 2. Band der *Gjurmime albanologjike. Folklor dhe etnologji, Prishtinë 1974* veröffentlichten Arbeitslieder (Këngë pune, S. 159—195) und Fremdarbeiterlieder (Këngë gyrbeti, S. 196—219) aus albanisch besiedelten Gebieten des Kosovo, Makedoniens und Montenegros enthalten auch eine Reihe von Belegen für den Wandel von vortonigem *o* > *a*. Die Mundarten, aus denen die Beispiele stammen, zeigen aber deutlich, daß auch in ihnen viele Wörter vortoniges *o* unverändert erhalten haben; der Gesamteindruck des Lautwandels verändert sich durch sie also nicht.

Beispiele: aus Krajë (Montenegro) *llagar* < serbokr. *logor*, *Partagal* < *Portugal* neol., *rraktar* < alb. *rrogta*, *shaqni* < alb. *shoqni*, *parasitë* < alb. *porosit* (urspr. slav. *poročiti*), *mari* < alb. *mori*, *parsi* < alb. *porsi*, *kajshi* < alb. *kojshi* (urspr. türk. *komşu*, dazu das halbbetonte *kuda t'shkosh* < alb. *kudo tē shkosh*; aus Klinë (Metochia) *dallar* < *dolar* neol.; aus Drenicë (Kosovo) *Sakol* < alb. *Sokol* (urspr. slav. *sokol*). Eigenartigerweise gibt es aus der Mundart von Krajë auch Beispiele für den Wandel von betontem *o* > *a*; vgl. 3. sg. präs. *guxan*, *martan*, *takan*, *kerkan* < *guxon*, *maron*, *takon*, *kérkon*; *sat*, *sândte* < *sot*, *sonte*; *kullas* < *kullos*. Vielleicht ist hierfür der Liedcharakter der Texte verantwortlich zu machen, der zu einer Verlagerung der normalen Prosaakkzente führt.

Bochum,
Hustadtring 63

Norbert Boretzky

Die Herkunft der indoeuropäischen Endungen für Nominativ – Akkusativ – Vokativ Plural Neutrum und Dual

Zusammenfassung: PIE. Nom.-Akk.-Vok. Pl. n. *-h* (= σ_2): *-o-h* > *-ā* (*a*); *-i-h* > ved. *-i* (*-i*), gr. *-ια*; *-u-h* > ved. *-ū* (*u*), gr. *-υα*; *-r-h* > heth., indoair. *-ār*; *-n-h* > ved. *-ā*; *-es-h* > iran. *-ās* > gaw. *-ā*; *-nt-h* > ai. *-nti*, gr. *-ντα*. PIE. Nom.-Akk.-Vok. Du. *-i'* (= *-y σ_1*) > ai. *-i*, abg. *-i*, gr. *-ιε* ($\delta\sigma\sigma\epsilon$ = abg. *oči*); *-o-i'* > *-oy* > ai. *-e*, abg. *-ě*; *-ehy-i'*, *-eh-i'*, *-ih-i'* (bzw. *-y σ_2 -y σ_1*) > myk. *-ae* > att. *-ā*; *-ō* und *-ōw* für *-o-i'* nach Nom. Pl. *-ōs* und Gen.-Lok. Du. *-ow(s)*.

1. Nominativ-Akkusativ-Vokativ Plural Neutrum

1.1. Die Endung des Nominativ-Akkusativ-Vokativ Plural Neutrum im PIE. war *-h* (= σ_2). Infolge der eigentümlichen Lautentwicklung entstanden folgende Ausgänge bei den verschiedenen Stämmen in den einzelnen indoeuropäischen Sprachgruppen:

1.2. *o*-Stämme: PIE. *-o-h* > a) im Sandhi vor Konsonant und in Pausa: heth. *-aa* bzw. *-ā*, ai. *-ā*, lat. *-ā* > *a*, got. *-a*, abg. *-a*; b) im Sandhi vor Vokal: heth. *-a*, gr. *-α* (doch kann gr. *α* auch von den konsonantischen Stämmen übertragen sein, s. 1.12). In der Regel wurde eine der beiden Sandhiformen generalisiert. Beispiele: ved. *yugā* = lat. *iuga* = got. *juka* = abg. *iga* „Joche“ aus PIE. **yugo-h*; heth. *arahzena* von *arahzena-* „benachbart“, *kunna* von *kunna-* „rechts“, *dannatta* von *dannatta-* „leer“; gr. *ζυγά*. Ai. *yugāni* u. dgl. stellen eine Nachbildung nach den *n*-Stämmen dar, s. 1.7.

1.3. *i*-Stämme: PIE. *-i-h* bzw. *-y- σ_2* > a) im Sandhi vor Konsonant und in Pausa: heth. *-ii* bzw. *-i*, ved. *-i*, lat. *-i*, abg. *-i*; gr. *-ια*; b) im Sandhi vor Vokal: heth. *-i*, ved. *-i*. Beispiele: heth. *huwasi^{HI.A}* von *huwasi* n. „Malstein“; ved. *śúci* von *śúci-* „hell“, *trí* „3“; *bhāri* von *bhāri-* „viel, reichlich, zahlreich,

groß“¹; ir. *trī*, abg. *tri* „tria“, lat. *trī(-gintā)* „30“; gr. $\tau\varphi\iota\alpha$ „3“. Nachbildung: heth. *salla* von *salli-* „groß“, *suppa* von *suppi-* „rein“, *megaya* von *mekki-* „viel“, *karuuila* von *karuuili-* „alt“, lat. *tria* „3“ nach den *o*-Stämmen; ai. *vári-ni* von *vári* n. „Wasser“ u. dgl. nach den *n*-Stämmen.

1.4. *u*-Stämme: PIE. *-u-h* > a) im Sandhi vor Konsonant und in Pausa: ved. *-ū*; gr. *-υα*; b) im Sandhi vor Vokal; ved. *-u*. Beispiele: ved. *mádhū* von *madhu* n. „Honig“, *purū* und *purú* „multa“ von *purú-* „viel“, *urū* und *urú* von *urú-* „weit“; ir. *daer*, kymr. *deigr* „Zähren“ von urkelt. **dakrū*; gr. $\delta\alpha\chi\rho\upsilon\alpha$ von $\delta\alpha\chi\rho\upsilon$ „Träne“; hom. $\gamma\omega\upsilon\alpha$ aus PIE. **gonw-h* (*-h* = *-ə₂*) von $\gamma\omega\upsilon$ „Knie“, $\delta\omega\upsilon\alpha$ aus PIE. **dorw-h* von *δόρυ* „Speer“. Nachbildung: heth. *genuwa* von *genu* n. „Knie“, *assawa* von *assu-* „gut“, *idaalawa* von *idaalu-* „böse“, *pargawa* von *parku-* „hoch“ mit *-a* nach den *o*-Stämmen; ai. *áśrū-ni* von *áśru* n. „Träne“ u. dgl. nach den *n*-Stämmen.

1.5. *r/n*-Stämme: PIE. *-r-h* oder *-or-h* > a) im Sandhi vor Konsonant und in Pausa: heth. *-aar* (= *-är*), indo-ir. *-är* (mit Ersatzdehnung); b) im Sandhi vor Vokal: heth. *-ar*, ai. *-ar*. Beispiele: heth. *wedaar* (*ú-e-da-a-ar*, *ú-i-da-a-ar*, *ú-i-ta-a-ar*) von *waatar* n. „Wasser“, *uddaar* (*ud-da-a-ar*) von *uttar* n. „Wort, Sache“, *lahhiyatar* „Feldzüge“, *uppessar^{HI.A}* von *uppessar* „Sendung“, woneben auch *uppessari^{HI.A}* nach den *i*-Stämmen; *zankilatar^{HI.A}* von *zankilatar* „Buße“, woneben auch *zankilatarri^{HI.A}* nach den *i*-Stämmen; gaw. *ayār^ə* „Tage“ aus PIE. **heyr-h* von *ayar^ə* „Tag“ aus PIE. **heyr*; ved. *údhar* Plur. von *údhar* n. „Euter“.

1.6. Im Griechischen sind Nom.-Akk. Plur. $\check{\nu}\delta\alpha\tau\alpha$, $\check{\nu}\theta\alpha\tau\alpha$, $\check{\eta}\pi\alpha\tau\alpha$ sekundäre Formen; $\check{\nu}\delta\omega\rho$ aus **ud-or-h* war ursprünglich ein Nom.-Akk. Plural, das später als Singular (Kollektiv) aufgefaßt wurde. Die ursprüngliche Deklination lautete wohl folgenderweise: Sing. Nom.-Akk. **wódr*, Gen. **ud-n-ós* (= ai. *udnáh*), Plur. Nom.-Akk. *wédr-h* oder **wédr-h*.

¹ Für die vedischen Formen s. Debrunner-Wackernagel S. 65–66 und S. 161–162.

1.7. *n*-Stämme: PIE. *-n-h* oder *-on-h* > a) im Sandhi vor Konsonant oder in Pausa: indoir. *-ā* bzw. *-ān*, gr. *-ov-α*; b) im Sandhi vor Vokal: indoir. *-a*. Beispiele: ved. *áhā* „Tage“ aus PIE. **hegʰn-h*, *bhúmā* und *bhúma* von *bhúma* n. „Wesen“, ved. *dháma* von *dháma* n. „Wohnstätte“, aber aw. *dāmān* aus PIE. *-on-h* (oder mit *-n* nach den obliquen Kasus), ved. *náma* = aw. *náma* „Namen“ Plur. von PIE. **ne^{em}n-h*, ved. *párva* „Gelenke“, *śtrṣā* „Köpfe“ von PIE. **kr̥hsn-h*²; gr. εὐδαίμον-α aus *-on-h* bzw. *-on-ə*.

Nachbildungen: ai. *náma-ni* von *náma* n. „Name“, *dháma-ni* von *dháma* n. „Wohnstätte“, *balt-ni* von *balí* n. von *balin-* „stark, kräftig“ u. dgl. mit *-(n)i* nach den *-nt*-Stämmen. Lat. *nomin-a*, got. *namn-a*, abg. *imen-a* „Namen“ mit *-ā* (> *a*) nach den *o*-Stämmen.

1.8. *r*-Stämme: a) im Sandhi vor Konsonant und in Pausa: heth. *-aar*, *-eer* aus PIE. *-ṛ-h* oder *-or-h* bzw. *-er-h*; gr. *-op-α* aus PIE. *-or-h*; b) im Sandhi vor Vokal: heth. *-ur*. Beispiele: *kallaar* n. Plur. aus PIE. *-ṛ-h* oder *-or-h* von *kallar* „zauberhaft(?)“; *unheilvoll(?)*; *ki-ir* = *keer* aus PIE. **ke'r-h* von ŠA-*ir* „Herz“, É-*ir* = *peer* von *pi-ir* = *peer* „Haus“; *kurur* n. Plur. von *kurur* c. n. „feindlich; n. Feindschaft“, woneben auch *kururi^{HI.A}* mit *-i* nach den *i*-Stämmen; gr. τέτορ-α „4“ aus PIE. *-or-h*, τέτταρα „4“ aus PIE. *-ṛ-h*. Nachbildungen: ai. *catvāri* = got. *fidwōr* „4“ aus PIE. *-or-h* mit *i*- nach *bhárant-i* u. dgl.; ai. *datṛ-ṇi* n. Plur. aus *-ṛ-h* und *-ni* nach den *n*-Stämmen.

1.9. *l*-Stämme: PIE. *-lh* > heth. *-l* (mit Ersatzdehnung?): heth. *taksul* n. Plur. von *taksul* „befreundet“, *wastul^{HI.A}* von *wastul* n. „Sünde“. Nachbildungen: *suppala* von *suppal* n. „Tier“ nach den *o*-Stämmen; *ishiuli^{HI.A}* von *ishiul* n. „Vertrag“ nach den *i*-Stämmen.

1.10. Die Besonderheiten des hethitischen Nominativ-Akkusativ Plural Neutrum, das manchmal nicht streng vom Nominativ-Akkusativ Singular unterschieden wird (ähnliches findet man auch im Vedischen), erklären sich also durch die eigentümliche Lautentwicklung der PIE.-Endung *-h*.

² Für die vedischen Formen s. Debrunner-Wackernagel S. 276–277.

1.11. *s*-Stämme: PIE. *-es-h* > indoir. *-ās* > aw. *-ā*; gr. *-εα*: aw. *vacā* „Worte“ aus indoir. *vacās* < PIE. **wekʷes-h*; hom. γένεα von γένος n. „Geburt, Stamm“. Die homerischen Formen γέρα, κρέα, σκέπα n. Plur. von γέρας n. „Ehrengeschenk“, κρέας n. „Fleisch“, σκέπας n. „Decke“ lassen sich aus PIE. *-s-h* durch Schwund des *-h* im Sandhi vor Vokal erklären; ähnlich auch hom. ἐννῆμαρ „neun Tage lang“. Nachbildungen: ai. *mánāṃsi* von *mána*s n. „Gedanke“, *havīṃsi* von *havīṣ* n. „Opferspende“ mit Nasal und *-i* nach *dhīmanti* von *dhīmat* n. „weises“, *pratyáñci* „adversa“ von *pratyák* n. „rückwärts, westlich“ u. dgl.³ Lat. *gener-a*, got. *agis-a* „φόβοι“, abg. *stoves-a* „Wörter“ mit *-a* aus *-ā* nach den *o*-Stämmen.

1.12. Stämme auf *-nt*- und auf Verschlußlaute: PIE. *-h* > ai. *-i*, gr. *-α*: ai. *bháranti* von *bhárat* n. = gr. φέροντα von φέρον „tragendes“. Nachbildungen: heth. *humanda* von *human* n. von *humant-* „jeder, ganz, all“, *aniyatta* von *aniyatt-* n./c. „Leistung“ nach den *o*-Stämmen; *appanti* von *appant-* „gefangen“ nach den *i*-Stämmen; lat. (*tri-*)*gintā* „30“ nach den *o*-Stämmen.

2. Nominativ-Akkusativ-Vokativ Dual

2.1. Wie die Laryngale uns geholfen haben, die Endungen des Nominativ-Akkusativ-Vokativ Plural Neutrum aufzuklären, so haben sie auch ermöglicht, die Endungen des Nominativ-Akkusativ-Vokativ Dual zu erklären.

Nach der herrschenden Auffassung ist die ursprüngliche Endung des Nominativ-Akkusativ Dual Neutrum und Femininum *-i*. Bei dieser Annahme bleiben aber die griechischen Formen ὄσσε „Augen“, αἴγε „Ziege“ usw., wie auch lit. áugus-e „γύξηκότε“ unklar.

2.2. Die PIE.-Endung für Nominativ-Akkusativ-Vokativ Dual für alle Stämme c. und n. mit Ausnahme der *o*-Stämme m. war *-i'* bzw. *-y₂₁*, woraus im Indoiranischen⁴ und Baltisch-Slawischen *-i*, im Griechischen aber *-ις* lautgesetzlich entstand,

³ Vgl. Debrunner-Wackernagel S. 64–65; Thumb-Hauschild S. 106.

⁴ Der ai. Vokativ Dual unterscheidet sich vom Nom.-Akk. in der Regel nur durch den Akzent, s. Debrunner-Wackernagel S. 53–54.

und zwar auf dieselbe Weise wie die PIE.-Endung *-ih* bzw. *-yo₂* im Indoiranischen und Baltisch-Slawischen *-i*, im Griechischen aber *-ια* ergab; vgl. auch ai. *hitás* = gr. θετός aus PIE. **dʰ-tó-s* neben ai. *sthitás* = gr. στατός aus PIE. **sth-tó-s*.

2.3. Somit ist hom. ὄσσε identisch mit abg. *oči* „,2 Augen“ aus PIE. **ekʷ-i*; hom. πήχεε „,2 Ellbogen“ stammt aus älterem *-εF-ιε⁵*, δοῦρε „,2 Speere“ aus PIE. **dorw-i*, att. σκέλει „,2 Beine“ mit *-ει* aus *-es[σ]-ιε* < PIE. *-es-i*, σύε „,2 Schweine“, πόλει „,2 Städte“ usw.

Auf Grund von Formen wie ὄσσε und nach der Pluralendung *-ες* entstand dann die griechische Dualendung *-ε:αλγ-ε* „,2 Ziegen“ σώματ-ε „,2 Körper“ usw. Diese Änderung wurde durch das morphologische Gesetz der Beseitigung der Allomorphe hervorgerufen, denn die ererbten Dualformen müßten **αλζε*, **σώμασ(σ)ε* u. ä. lauten, was im Paradigma störend war.

2.4. Ähnlich ist wohl auch der litauische Archaismus *áugus-e* „,ηύξηκότε“ zu erklären.

2.5. Sonst wurde PIE. *-i* zu *-i*: ved. *páti* mit *-i* aus PIE. *-i-i'* von *páti-* „Herr“, *śúci* von *śúci-* „hell“, *urví* von *urú-* „weit“, *náma* von *náma* n. „Name“, *mána* von *mána* n. „Gedanke“; abg. *imen-i* von *ime* „Name“ usw.; ir. *fāith* aus **wātī* von *fāith* „vates“. Nachbildungen: ved. *sūnū* von *sūnú-* „Sohn“ mit *-ū* nach *-i* der *i*-Stämme; ai. *uru-η-i* von *urú-* „weit“ nach den *n*-Stämmen.

2.6. Bei den *o*-Stämmen war die Endung PIE. *-o-i'*, woraus *-oy* > ai. *-e*, abg. *-ě*; ai. *yugé* = abg. *izě* von ai. *yugá-m* = abg. *igo* „,Joch“ usw.⁶

2.7. Im Indoiranischen und Baltisch-Slawischen endigt der Nominativ-Akkusativ-Vokativ Dual Femininum ebenfalls auf *-e* bzw. *-ě*, z. B. ai. *séne* von *sénā* „Heer“, abg. *ženě* von *žena* „Frau“ u. dgl. Ihrer Herkunft nach ist aber diese Endung verschieden von jener des Nominativ-Akkusativ Dual Neutrum.

⁵ Vgl. z. B. γλυκεῖα aus *-εF-ια*.

⁶ Vgl. auch gr. δοιοί, das als ein ursprünglicher Nom.-Akk.-Dual n. erklärt wird, vgl. Brugmann S. 388 und S. 390.

Nom.-Akk. Dual Neutrum endigte im PIE. auf *-o-i'*, dagegen stammt die behandelte Femininendung durch Kontraktion aus PIE. *-ehy-i'*, *-eh-i'* bzw. *-ih-i'*, vgl. ir. *tua'ih* aus urkelt. **towtay* von *tuath* „Volk“, s. 2.8.

2.8. Der attische Nominativ-Akkusativ-Vokativ Dual auf *-ā* wird nach der Proportion *-oι: -ω, -oιν = -ā, -αιν* erklärt⁷. Im Mykenischen aber endigt der Nominativ Dual solcher Namen auf *-ae*, das aus älterem *-α(ι)ε > PIE. -eh(y)-i'* stammt: myk. *aniyae* (PY Sb 1315) mit *-ae = -āε* aus *-āξ-ιε < PIE. -ehy-i'* bzw. *-e₂y-y₂₁* von *aniya* = dor. *ἀνία*, att. *ἡνία* „Zügel“, *]worae* (?KN M 0451), *eqetae* (KN As 821) von *eqeta*, *wekatae* (KN X 1044) mit *-ae* aus *-āξ-ιε < PIE. -eh-i'* bzw. *-e₂y-y₂₁* von *wekata* (KN C 50) Nom. Pl. m. = *ϝε(ρ)γατα(ι)*, *mitowesae* (KN Sd 0404) mit *-ae* aus *-āξ-ιε < PIE. -ih-i'* bzw. *-y₂₂-y₂₁* von *mitowesa* (KN Sd 0407) Nom. Plur. f. = *μι(λ)τοϝεσ(σ)α(ι)* „minio tinetae“. Die attische Endung *-ā* (nicht *-η*) stammt also durch Kontraktion aus *-āε*.

2.9. Aw. *vīsa'i* (und ai. *vīśatī-ś*), boiot. *ϝίκατι* „20“ haben wohl *-i* aus *-i'* im Sandhi vor Vokal, wo der Laryngal schwinden mußte; lat. *vīgintī* „20“ hat dagegen *-i* aus *-i'* = (im Sandhi vor Konsonant und in Pausa).

2.10. Die Endung des Nominativ-Akkusativ-Vokativ Dual Maskulinum ist *-ō* oder *-ōw*: ved. *vṛkā* und *vṛkau*, klass. *vṛkau*, gr. *λύκω*, lit. *vilkù*, abg. *vl̥ka* „2 Wölfe“; lat. *duo*, *ambō*, *octō*, ir. *dau* (oder *dāu*) und *dā* „2“, got. *ahtau*, ahd. *ahto* „8“. Auf Grund der Geschichte beider Endungen im Altindischen ist wohl zu schließen, daß die ältere Endung *-ā* war, in späterer Zeit aber *-au* das ältere *-ā* fast vollkommen verdrängt hat⁸. Die Endung *-ōw* aus älterem *-ow'* ist eine Umbildung von *-o-i'* nach der Endung für Genitiv-Lokativ Dual *-ow(s)*, vgl. abg. *vl̥ku* aus *-ow(s)* und ai. *vṛkay-ōś*, wo *-ay-* aus den Pronomina und dem Numerale „2“ übertragen wurde⁹. Das lange *ō* ist vom Nominativ

⁷ Vgl. Schwyzer S. 557.

⁸ Siehe die Tatsachen bei Debrunner-Wackernagel S. 47–49.

⁹ Vgl. *vāc-au* u. dgl., s. Debrunner-Wackernagel S. 99–100. Eher nach den *ā*-Stämmen, bei denen *-āy-* aus PIE. *-ehy-* zum Stamm gehört, s. Georgiev 1965.

Plural m. übertragen worden, vgl. ai. *vṛkās* = got. *wulfōs* „Wölfe“. Die Dualendung *-ō* entstand unter dem Einfluß der maskulinen Pluralendung *-ōs* (aus PIE. *-o-es*), und zwar auf Grund des Umstands, daß der Nominativ Plural der maskulinen Substantiva auf *-(e)s* endigte¹⁰, dagegen der Nominativ-Akkusativ Dual eine *s*-lose Form war. Die im Spätindoeuropäischen entstandene Dualendung *-ō* bzw. *-ōw* wurde ursprünglich nur für maskuline *o*-Stämme gebraucht, da sie auf Grund der maskulinen Pluralendung *-ōs* der *o*-Deklination gebildet wurde. Im Griechischen aber wurde sie auch auf die Neutra *o*-Stämme, im Altindischen auch auf andere Stämme übertragen.

2.11. Im Awestischen endigte der Genitiv Dual auf *-ā* (*-ās-ca*) aus ide. *-ōs*: diese Form entstand sekundär auf Grund des Nominativ(-Akkusativ) Dual auf *-a* = ved. *-ā* aus ide. *-ō* und die Genitivendung des Singulars *-(o/e)s*. Ähnlich ist auch die altindische Genitiv-Lokativ-Endung *-oṣ* < ide. *-ows* entstanden¹¹. Die ursprüngliche Endung für den Genitiv-Lokativ Dual war wohl *-ow* > aw. *-ō* (Lok. Du.) und abg. *-u* (Gen.-Lok. Du. aus ide. *-ow* oder *-ows*)¹². Bekanntlich lauteten die ide. Endungen des Genitiv und des Lokativ Singular der *u*-Stämme *-ow-s* und *-ōw*. Diese Endungen haben wohl die isosemantischen Kasus des Duals beeinflußt. Diese Annahme ist sehr wahrscheinlich, wenn man in Betracht zieht, daß im älteren RV. auch der Ablativ Dual vielleicht durch *-oṣ* ausgedrückt wird¹³: *-oṣ* aus ide. *-ow-s* ist nun die Endung des Genitiv-Ablativ Singular der *u*-Stämme.

Brugmann, K.

1922 Kurze vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen, anast. Neudruck (Berlin und Leipzig).

¹⁰ Die Endung *-oy* ist sekundär.

¹¹ Siehe die Erklärungsversuche bei Debrunner-Wackernagel S. 578.

¹² Darüber s. Brugmann S. 387–390 mit weiterer Literatur. Anders Szemerényi S. 170.

¹³ Vgl. Debrunner-Wackernagel S. 55–56.

50 Vladimir I. Georgiev, Herkunft der ide. Endungen NAV. Pl. n.

Debrunner, A. und J. Wackernagel

1929/30 Altindische Grammatik, III. Deklination der Nomina, Zahlwörter-Pronomina (Göttingen).

Georgiev, V. I.

1965 Die indoeuropäische eH₂y-Klasse. In: *Symbolae linguisticae in honorem G. Kurłyowicz*, S. 80–87 (Wrocław-Warszawa-Kraków).

Thumb, A. und R. Hauschild

1959 Handbuch des Sanskrit II, 3. Auflage (Heidelberg).

Schwyzer, E.

1934–1939 Griechische Grammatik 1 (München).

Szemerényi, O.

1970 Einführung in die vergleichende Sprachwissenschaft (Darmstadt).

Sofia,
Oboriste 11

Vladimir I. Georgiev

Methodisches und Sachliches zu den idg. Nasal infixpräsentien (ai. 7. Klasse)

Die vergleichende Grammatik der idg. Sprachen ist im wesentlichen auf Feststellung von — wie es A. Meillet¹ formuliert hat — 'concordances' begründet. Sie basiert auf Regeln, die Entsprechungen zwischen idg. Einzelsprachen als nicht zufällig oder nicht nur auf Einzelfälle zutreffend erkennen lassen.

Viele Übereinstimmungen zwischen idg. Einzelsprachen sind von den meisten Forschern als Beweis für genetische Sprachverwandtschaft verstanden worden. Das schließt nicht aus, daß man zwischen älteren und jüngeren Gemeinsamkeiten unterscheiden muß und auch mit lehnbedingten Entsprechungen und solchen typologischer Art zu rechnen hat. Diese Möglichkeiten sind im einzelnen jeweils auseinanderzuhalten. Mittel und Wege dazu sollen hier nicht systematisch erörtert werden. Nur zwei wichtige Gesichtspunkte seien herausgestellt. Die Annahme altererbter Übereinstimmungen drängt sich z.B. dann geradezu auf, wenn folgende Anhaltspunkte vorliegen:

1. Das betreffende sprachliche Phänomen tritt in mehreren idg. Einzelsprachen auf, die möglichst verschiedenen Sprachgruppen (Arisch, Germanisch, Slavisch usw.) angehören. Schon dadurch werden zufällige Parallelen, Entlehnungen usw. unwahrscheinlich.
2. Die Erscheinung bietet überall, wo sie auftritt, eine charakteristische Kombination mehrerer Merkmale. Eine solche Merk-

¹ 'Sur la méthode de la grammaire comparée', Revue de métaphysique et de morale (1913) 1ff., abgedruckt in: Meillet, Linguistique historique et linguistique générale I S. 19ff.; Introduction à l'étude comparative des langues i.-e. (Paris 1937) S. 13. Vgl. neuerdings auch R. Katičić, A Contribution to the General Theory of Comparative Linguistics (1970), bes. Kap. 5, S. 68ff.

malhäufung steht einem etwa immer noch zu hegenden Verdacht im Wege, es könne sich auch bei in mehreren Sprachen vorhandenen Übereinstimmungen jeweils um gelegentliche typologische Elementarparallelen handeln.

Übereinstimmungen aufgrund mehrerer Merkmale sind besonders dann zu erwarten, wenn nicht nur einzelne Wörter, sondern geschlossene Wortgruppen (z.B. Zahlwörter), Flexionsparadigmen usw. verschiedener Einzelsprachen als mögliches Erbgut in Betracht kommen. Innerhalb solcher Gefüge heben sich die einzelnen Wörter und Formen voneinander synchron durch bestimmte Charakteristika ab. Wenn nun mehrere solcher Charakteristika außer in Wortgruppen und Paradigmen einer idg. Sprache A substantiell und distributionell gleichartig auch in entsprechenden Wort- und Formenklassen indogermanischer Sprachen B, C, D usw. auftreten, so liegt es nahe, daß wir es mit ererbten Wortgruppen und Paradigmen zu tun haben. Meillet hat das am Beispiel der romanischen Kontinuanten von lat. *est* einerseits und *sunt* andererseits illustriert: sie sind als Singular- und Pluralformen jeweils durch die gleichen, aus dem „grundsprachlichen“ lateinischen Paradigma überkommenen Kennzeichenkombinationen distinkt².

Für den Nachweis ererbter grammatischer Subsysteme wie etwa bestimmter Flexionstypen sind also deren Vorkommen in mehr als einer idg. Einzelsprache bzw. Sprachgruppe und die übereinstimmende Kombination mehrerer Charakteristika innerhalb der einzelsprachlichen Paradigmen besonders verlässliche Zeugen. Ein solches Subsystem der verbalen Präsensstammbildung in altidg. Sprachen stellen die sog. Nasalpräsentien dar, die ihrerseits in drei Klassen zerfallen. Nach der Zählung der indischen Grammatik handelt es sich dabei um die Verbalklassen 5 (Typ ai. *śṛṇóti* „hört“), 7 (Typ ai. *yunákti* „verbindet“) und 9 (Typ ai. *punáti* „reinigt“). F. de Saussure hat in seinem ‘Mémoire sur le système primitif des voyelles dans les langues indo-européennes’ schon 1879 gezeigt, daß der Kernbestand — d.h. der von späterem produktivem Zuwachs noch nicht erweiterte

² a.O. (*Linguistique historique* ...) S. 25f.

Fundus — aller drei Präsensstämme dem gleichen morphologischen Aufbauprinzip folgt: jedesmal erscheint nämlich dort ein *n*-haltiges Morphem in einen bestimmten Wurzeltyp infiigiert, bei der 5. Klasse in Wurzeln auf *-u* (ai. *śṛnu-* zu **klu-*), bei der 7. Klasse in Wurzeln auf Konsonant (ai. *yuñj-* zu **iug-*), bei der 9. Klasse in Wurzeln auf Schwa bzw. Laryngal (ai. *punī-* zu **puə-*). Alle drei Nasalpräsensstammtypen gelten als prähistorische Bildungen, weil sie nicht nur im Altindischen und Altiranischen, sondern mehr oder weniger modifiziert auch in anderen idg. Einzelsprachen auftreten (vgl. oben Anhaltspunkt 1).

Es bleibt nun allerdings zu beachten, daß die Verbreitung der Nasalpräsensstammklassen über die idg. Einzelsprachen hin im Sinne des zweiten vorhin erwähnten Anhaltspunktes, d. h. hinsichtlich der vergleichbaren Merkmalkombination, nicht bei allen drei Typen gleichermaßen evident ist. Die ai. Klassen 5 und 9 haben zumindest im Griechischen genauere Entsprechungen. Im Indo-Iranischen und Griechischen flektieren beide Klassen erstens athematisch und zweitens mit einem Gegensatz zwischen starkem und schwachem Verbalstamm: so entspricht die Abstufung von gr. δαμνη-/δαμνᾰ- der von ai. *punā-/pun(i)-*, und der Quantitätengegensatz von gr. στορνū-/στορνᾰ- scheint eine Abstufung wie in ai. *śṛno-/śṛnu-* nachträglich ersetzt zu haben. Der ai. Klasse 7 steht jedoch außerhalb der arischen Sprachgruppe nirgendwo ein flexivisches Pendant mit diesen beiden Charakteristika (athematische Flexion und Stammabstufung) gegenüber. Man hat ein solches Gegenstück der stammabstufenden ai. 7. Klasse zwar im Hethitischen wiederfinden wollen — aber m.E. zu Unrecht, und zwar wegen bestimmter synchroner Gegebenheiten des Hethitischen selbst, die dieser Zusammenstellung entgegenstehen. Darauf komme ich gleich zurück. Jedenfalls erscheint es angebracht, die Diachronie des auch als 'Nasalinfixklasse' im engeren Sinne bezeichneten Präsensstammtyps ai. *yunākti*, lat. *iungit* einer näheren Be trachtung zu unterziehen. Dabei wird darauf zu achten sein, inwieweit dieser Flexionstyp die für eine genetische bedingte Formentsprechung besonders aufschlußreichen Anhaltspunkte enthält, nämlich 1. größtmögliche Verbreitung in den verschie-

denen Einzelsprachen und 2. jeweilige Kombination mehrerer Merkmale.

Ad 1): Präsensflexionen, die auf nasalinfigierten Wurzeln mit schließendem Konsonantenphonem (d.h. Allophone wie *u* und *g* nicht eingeschlossen) aufgebaut sind, gibt es außer im Indo-Iranischen noch im Italischen, Germanischen, Keltischen, Baltischen, Slavischen, Hethitischen, Westtocharischen und in einigen erweiterten Resten (Typ $\lambda\mu\pi\acute{\alpha}\nu\omega$) und einem isolierten Sonderfall ($\chi\upsilon\acute{\epsilon}\omega$) des Griechischen. In einem allgemeinen Sinne, d.h. wenn man weitere Umstände der einzelsprachlichen Präsensformationen wie Stammabstufung, thematische oder athematische Flexion nicht berücksichtigt, ist also dieser Bildungstyp unter den idg. Sprachen gut verbreitet. Einschränkungen gegenüber diesem Befund sind erst unter Punkt 2 zu machen, wo eben jene genaueren morphologischen Details bei den zu vergleichenden Merkmalkombinationen festzuhalten sind.

Ad 2): Das Merkmal der Abstufung zwischen voll- und schwundstufigem Stamm — Beispiel ai. 3. Sg. Präs. Ind. Akt. *yunák-ti* gegenüber 3. Pl. Präs. Ind. Akt. *yuñj-ánti* — ist mit Sicherheit nur im Indo-Iranischen vorhanden. Für das Hethitische wird eine solche Abstufung — so noch ausdrücklich von C. Watkins³ — zwar ebenfalls behauptet, bleibt aber, wie bereits angedeutet wurde und noch zu zeigen sein wird, anfechtbar. Alle übrigen genannten Sprachen, die über derartige Nasalpräsentien verfügen, kennen die Stammabstufung nicht. Das zweite Merkmal des indo-iranischen Flexionstyps, die athematische bzw. themavokallose Konjugation, ist außerhalb des Arischen kaum besser verbreitet. Im Gegensatz zum arischen Befund flektieren die Nasalinfixpräsentien thematisch im Italischen (Typ lat. *iungere*), im Germanischen (mit typologisch jungen Beispielen wie got. *standan*, urgerm. **fanhan* > got. ahd. as. *fahan*), im Baltischen (Typ lit. *tinkù*, Inf. *tìkti*), im Slavischen (Typ aksl.

³ Geschichte der indogermanischen Verbalflexion (Indogerm. Grammatik, hrsg. v. J. Kuryłowicz III 1), 1969, S. 33f. Vgl. auch M. García Teijeiro, Los presentes indoeuropeos con infijo nasal y su evolución (Salamanca 1970) S. 105–107.

lego, Inf. *lešti*) und Westtocharischen (Typ 3. Pl. *pinkem*: lat. *pingunt*). Im Altirischen ist bei den nasalisierten starken Verben von Thurneysens Klasse B III, Typ *bongid*, mit Sicherheit ein themavokalischs Stadium der Flexion vorauszusetzen, wozu hier nur auf Thurneysen, GOI. §§ 548 und 550, verwiesen sei. Nur im Hethitischen zeigen die mit einem nasalhaltigen Morphem *-ni(n)-* infisierten Kausativstämme des Typs *harnik-zi*, *harnink-anzi*, die man mit der ai. 7. Verbalklasse verglichen hat, wie letztere eine athematische Stammbildung.

Ein unbefangener Betrachter könnte nun den Eindruck gewinnen, der arische Flexionstyp habe womöglich mit den übrigen gar nichts Gemeinsames ererbt, da er ja in zwei wichtigen Merkmalen (Abstufung und athematische Flexion) von allen anderen — ausgenommen die strittigen hethitischen Bildungen — abweiche. Dieser Eindruck wäre jedoch unzutreffend. Es gibt nämlich einen dritten Anhaltspunkt, nach dem die indo-iranischen Nasalinfixpräsentien mit anderen über die Gemeinsamkeit der jeweiligen *n*-Infisierung hinaus doch verbunden sind. Ich möchte ihn als 'etymologisches Merkmal' bezeichnen. Dieses Merkmal besteht darin, daß nicht selten die gleichen Verbawurzeln den Nasalinfixpräsentien des Indo-Iranischen und verwandter Sprachen zugrunde liegen, so daß dann nicht nur die verbale Morphologie dieser Stämme als solche, sondern dazu bestimmte konkrete Verben dieser Klasse im einzelnen vergleichbar sind. Diese Vergleichsmöglichkeit besteht zwar nicht zwischen allen beteiligten Sprachen in gleichem Maße, weil entweder überhaupt nur vereinzelte rezente *-n*-Präsentien existieren (so im Germanischen) oder diese Bildungen in offensichtlich jüngeren Perioden produktiv wurden und mit neuen Funktionen ausgestattet worden sind: im Baltischen etwa dienen *n*-haltige Verben wie lit. *skiñda* „trennt sich“ zur Kennzeichnung intransitiver Opposita zu transitiven Verben wie *skiedžia* „trennt, löst“⁴ oder zur Bildung von Denominativa wie lit. *pliñka* „wird kahl“ zu *plìkas* „kahl“; im Slavischen markiert die *n*-Infisierung in den wenigen vorhandenen Fällen aksl. *sędə* „setze mich“, *lego* „lege mich“ und *będə* „werde“ perfektive Gegenstücke zu den

⁴ Vgl. Stang, Vergl. Grammatik der Baltischen Sprachen (1966) S. 339.

Imperfektiva aksl. *sěždø* „sitze“, *ležø* „liege“ und — etwas anders — dem suppletiv zugeordneten *jesm̩i* „bin“. Derartiger Wortbestand kommt als Erbgut nicht in Betracht. Aber andernorts gibt es direkte Entsprechungen zu indo-iranischen Nasal infixpräsentien, die nicht zufällig sein dürften. Das Altiranische bietet beispielsweise Gegenstücke zu ai. *bhanákti* „bricht“ in *bongid* „bricht, schneidet (Korn)“ oder zu ai. *rinákti* „überläßt“, lat. *linquit* „läßt (zurück)“ in *léicid* „läßt (los)“; daß das letztergenannte air. Verbum auf den gleichen Nasalpräsensstamm zurückgeht wie das altindische und lateinische hat vor wenigen Jahren K. H. Schmidt⁵ gezeigt. Besonders eindrucksvoll sind mehrere unmittelbare Entsprechungen in diesem Bereich zwischen indo-iranischem und lateinischem Verbmaterial. So stehen sich im einzelnen vergleichbar gegenüber (für das Indo-Iranische nur ai. Verben genannt):

Wz.	ai.	lat.
* <i>₂ȝngw-</i> ⁶	<i>anákti</i> „salbt“	<i>unguit</i> „,ds.“
* <i>skid-</i>	<i>chinátti</i> „spaltet“	<i>scindit</i> „,ds.“
* <i>bhid-</i>	<i>bhinátti</i> „spaltet, teilt“	<i>findit</i> „,ds.“
* <i>iug-</i>	<i>yunákti</i> „,(ver)bindet“	<i>iungit</i> „,ds.“
* <i>likw-</i>	<i>riṇákti</i> „,(über)läßt“	<i>linquit</i> „läßt (zurück)“

Nach Vergleich der einzelsprachlichen Nasal infixpräsentien — abgesehen vom Hethitischen — ergibt sich also der Befund, daß zwischen den arischen und den sonstigen Realisierungen dieser morphologischen Klasse zwei Differenzmerkmale und zwei Konkordanzmerkmale bestehen. Differenzmerkmale sind 'Abstufung' vs. 'Nicht-Abstufung' und 'athematische Flexion' vs. 'thematische Flexion'. Konkordanzmerkmale sind die morphologische *n*-Infigierung im allgemeinen und die relativ häufigen etymologi-

⁵ *Studia Celtica* 2 (1967) 95ff.

⁶ Dieser hypothetische Wurzelansatz lehnt sich an eine von H. Rix, *MSS.* 27 (1970) 95f. angedeutete Möglichkeit an: danach würden entsprechend lat. *umb(ilicus)* auf **₂ȝnbh-* und *unguis* auf **₂ȝngh-* zurückgehen. — Außerdem ist darauf hinzuweisen, daß dieses Verbum auch bloß wurzelhaftes (d.h. nicht zusätzlich infigiertes) *-n-* enthalten kann, vgl. *KZ.* 83 (1969) 225.

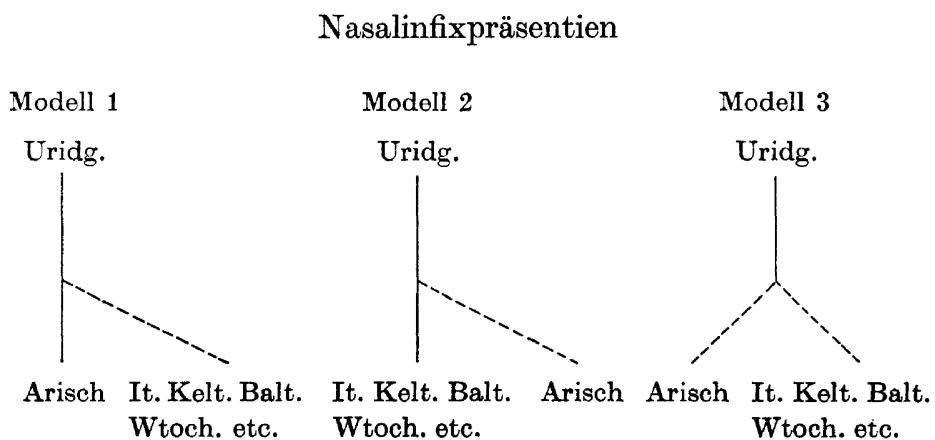
schen Übereinstimmungen. Aus diesem Sachverhalt muß wohl ein genetischer Zusammenhang zwischen den arischen Nasalpräsentien und jenen der übrigen idg. Sprachen gefolgert werden. Aber es bleibt angesichts der genannten Differenzmerkmale noch offen, wie die Abweichungen zwischen dem arischen und dem sonstigen Flexionstyp motiviert bzw. zustande gekommen sind. *A priori* bieten sich dafür theoretisch drei Erklärungsmodelle an.

Modell 1: Der arische Flexionstyp setzt einen uridg. Vorgänger morphologisch getreu fort, die entsprechenden Verbalstämme der übrigen Einzelsprachen haben zwei Veränderungen durchgemacht (Aufgabe der Abstufung und Einführung des Themavokals).

Modell 2: Das Arische hat allein geneuert, d. h. Abstufung und athematische Flexion nachträglich eingeführt, während alle anderen beteiligten Einzelsprachen eine schon uridg. Klasse morphologisch bewahrt haben.

Modell 3: Ein uridg. Typ ist nirgendwo rein erhalten; die paradigmatischen Realisierungen des Arischen einerseits und der übrigen Einzelsprachen andererseits stellen zwei verschiedenartig weiterentwickelte Kontinuanten eines älteren morphologischen Vorgängers dar.

Die drei Modelle lassen sich graphisch folgendermaßen versinnbildlichen (durchgezogene Linien symbolisieren direkte Fortsetzung eines uridg. Typs, gestrichelte Linien Abweichungen davon):



Von diesen drei Modellen kann man bei näherem Hinsehen das zweite als ganz unwahrscheinlich streichen. Denn nachträgliche Einführung einer athematischen Flexion mit Stammabstufung gegenüber einer älteren thematischen Flexion ohne Stammabstufung widerspräche allem, was wir sonst in der diachronischen Verbalmorphologie der idg. Sprachen haben beobachten können.

Modell 1 setzt die in der *communis opinio* akzeptierte und in den Handbüchern bis heute⁷ gelehrtete Entwicklung voraus. Dieser Erfolg des ersten Modells in der sprachwissenschaftlichen Beurteilung beruht auf mehreren Begründungen, die ich im folgenden kurz zusammenfassend skizzieren möchte:

A. a) Die drei in den ai. Klassen 5, 7 und 9 repräsentierten Nasalpräsenstypen hätten nach de Saussures Lehre alle die gleichen strukturellen Grundlagen, die Nasalinfixklasse (= ai. 7. Kl.) sei also ursprünglich abstufend und athematisch wie die Präsentien nach Art der ai. Klassen 5 und 9 gewesen, die jene Eigenschaften zumindest auch im Griechischen zeigen.

b) Träger der Abstufung sei ursprünglich ein in schwundstufige Wurzeln auf -u, Konsonant und -ə infigiertes abstufendes Morphem -ne-/n- gewesen. Daraus ergäben sich parallele vorgeschichtliche Strukturen für alle drei Nasalpräsentien, die im Arischen mit sämtlichen Typen erhalten sind:

5. Kl. (Wz. **klu*- SS.)

**kł*-ne-u-ti / **kł*-n-*u*-e/onti
ai. *śr*-*nó*-ti / *śr*-*n*-v-ánti

7. Kl. (Wz. **iug*- SS.)

**iu*-ne-g-ti / **iu*-n-g-e/onti
ai. *yu*-ná-k-ti / *yu*-ñ-j-ánti

9. Kl. (Wz. **puə*- SS.)

**pu*-ne-ə-ti / **pu*-n-ə-e/onti
ai. *pu*-ná-ti / *pu*-n-∅-ánti

⁷ Vorsichtiger Szemerényi, Einführung in die vergleichende Sprachwissenschaft (1970) S. 250ff. (251: „... sieht es so aus, als wäre in die nullstufige Wurzel [*yuj*- *bhid*- usw.] das Element *na*... infiziert worden [*yu-na-j-*, *bhi-na-d-*] ... Der Typ der ai. 7. Klasse ist außerhalb des Arischen nirgends sicher erhalten.“ 252: „... ursprünglich nur *n* oder

B. Der Typ der ai. 7. Klasse (sog. Nasalinfixklasse) sei mit seiner Stammabstufung und seiner athematischen Flexion über das Arische hinaus im Hethitischen vertreten, und zwar bei den Kausativa mit -nin-Infix wie 3. Sg. Präs. Akt. *harnikzi* „vernichtet“, kausativ zu *hark-*, *harkzi* „geht zugrunde“. Der Gegen- satz zwischen 3. Sg. *har-ni-k-zi* und 3. Pl. *har-nin-kanzi* beruhe auf einer Stammabstufung, die der altindischen vergleichbar sei. Dabei wird die auffällige Tatsache, daß gerade der schwund- stufige Pluralstamm (mit -nin-) größere segmentale Ausdehnung als der vollstufige (mit -ni-) hat, u.a. graphematisch gedeutet: *harninkanzi* sei eine adäquate Lösung der heth. Keilschrift zur Wiedergabe der dreigliedrigen Konsonantengruppe in sprach- wirklichem /*harnkanzi*/. Diese Deutung stammt von Benveniste (Origines, 162) und ist von Watkins (Gesch. d. idg. Verbalflexion, Idg. Grammatik III 1, S. 34) weiter verfochten worden⁸. Andere Versuche, diese heth. Konjugation mit der stammabstufenden

ne das Bildungselement . . .“). M. García Teijeiro, a.O. (oben Anm. 3) S. 110f., 114ff., 118f., 121f., 126ff., 130f., 139f., hält traditionell den indoiranischen Flexionstyp für den ursprünglichen.

⁸ Zuvor schon ähnlich Kuryłowicz, Proc. VIII Int. Congress of Linguists (Oslo 1958) S. 221. Watkins hält die Schreibung <*har-ni-in-k-*> für sein angenommenes sprachwirkliches /*harnk-*/ für die „angemessene Lösung“, weil so die „Einheit des Paradigmas (Sing. und Plur.) graphisch so weit wie möglich“ beibehalten (Sg. <*har-ni-ik-*> : Pl. <*har-ni->in-k-*>) und die „einige andere Möglichkeit, *<*har->in-k-*, . . . eine phonologische Reihe -CCC- (-rnk-) in der hethitischen Keilschrift wiederzugeben“, weniger passend sei.

Beide Argumente sind nicht tragfähig: a) Eine Tendenz der heth. Keilschrift, graphisch paradigmatische Einheit bewußt zu unterstreichen, ist sonst m.W. nicht bekannt (Kronasser, Vgl. Laut- u. Formenlehre d. Heth. S. 33 § 18, hat wohl keine systematischen Vereinheitlichungen von Schreibungen innerhalb von Paradigmen im Auge, wie sie Watkins für die -nin-Kausativa annimmt); graphisches wie formales Auseinanderklaffen paradigmatisch zusammengehöriger Formen wie <*da-a-i*> : <*ti-ia-an-zi*>, <*eš-zi*> : <*aš-an-zi*>, <*ku-i-en-zi*> : <*ku-na-an-zi*> usw. ist im Gegenteil durchaus üblich. b) Für ein allfälliges /*harnkanzi*/ wären Schreibungen wie *<*har-an-kán-zi*> oder allenfalls *<*har-na-kán-zi*> ganz normale Lösungen (vgl. Friedrich, Heth. Elementarbuch I² S. 29f. §§ 21f.), so daß keine Rede davon sein kann, *<*har-in-kán-zi*> sei die einzige (nicht wahrgenommene) Alternativ- möglichkeit zur Wiedergabe von vermeintlichem /*harnkanzi*/ gewesen.

ai. 7. Klasse zu verbinden, haben Pedersen⁹ und Sturtevant¹⁰ gemacht. Pedersen vermutet, „die schwache Form *-n-*, die im Plural zu erwarten war, (sei) durch Einfluß des *-ne-* des Singulärs zu *-ne-n-* geworden . . . , das sich nachher vom Plural auf den Singular verpflanzte“ — eine in ihrem Hin und Her kaum plausible Annahme. Sturtevant rechnet alternativ mit vagen analogischen oder haplogologischen Veränderungen des Grundtyps im Hethitischen oder Indo-Iranischen.

C. Die sprachliche Struktur des Indo-Iranischen sei im ganzen so altästümlich, daß auch die Flexion der ai. 7. Verbalklasse gegenüber den abweichenden morphologischen Regelungen in vergleichbaren Paradigmen der verwandten Sprachen als Kontinuante eines schon uridg. Konjugationstyps gelten könne. Mit ihrer thematischen Flexion und ihrem abstufungslosen Präsensstamm hätten die nichttarischen idg. Sprachen schon in vorgeschichtlicher Zeit bei diesem Typ eine jüngere Entwicklungsstufe erreicht, die parallel dazu z.B. im indischen Zweig des Indo-Iranischen erst später im Mittelindischen, etwa im Pāli, gegeben sei. So heiße es dort beispielsweise auch im Singular *yuñjati* „verbindet“ wie lat. *iungit* gegenüber ai. *yunák-ti* oder *bhindati* „spaltet“ wie lat. *findit* gegenüber ai. *bhinát-ti*.

Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit des dritten Modells zur Erklärung des Verhältnisses zwischen indo-iranischen und sonstigen idg. Nasalinfixpräsentien hängt im wesentlichen von zwei Faktoren ab: einmal von der Tragfähigkeit der vorgetragenen Argumente für das in der Indogermanistik favorisierte Modell 1, zum anderen von der Überzeugungskraft neuer Argumente für Modell 3. Beide Faktoren können im Rahmen einer kritischen Sichtung der für Modell 1 geltenden Gründe betrachtet werden.

Der letzte Begründungskomplex (C) für Modell 1 (archaische Struktur des alten Indo-Iranischen) hat keine Beweiskraft. Die Tatsache, daß diese Sprachgruppe viele altästümliche Züge aufweist, schließt nicht aus, daß sie auch typologisch rezentere

⁹ Hittitisch und die anderen indo-europäischen Sprachen (1938) S. 146.

Vgl. neuerdings auch Szemerényi, *Gnomon* 44 (1972) 507 Anm. 3.

¹⁰ A Comparative Grammar of the Hittite Language² (1951) S. 127.

Erscheinungen enthält. Für den Bereich des Lautsystems z. B. ist es seit der Entdeckung des Palatalgesetzes bekannt, daß der arische Dreivokalismus ein gegenüber dem Urindogermanischen stärker verändertes Vokalsystem bietet als die übrigen idg. Einzelsprachen. Und die flexivische Veränderung der ai. 7. Verbalklasse vom Alt- zum Mittelindischen beweist nicht zwingend einen genau entsprechenden prähistorischen Vorgang bei den übrigen idg. Einzelsprachen. Außerdem bleibt zu berücksichtigen, daß eine mi. Sprache wie das Pāli nicht nur zeitlich, sondern auch dialektal vom Sanskrit verschieden ist¹¹. Es ist daher nicht völlig auszuschließen, daß der vom ai. Typ *yunákti* abweichende Typ *yuñjati* des Mittelindischen nicht nur diachronisch, sondern auch diatopisch bedingt sein könnte und dann weniger für den archaischen Charakter von ai. *yunákti* zeugen würde. Schließlich sollte man beachten, daß selbst das älteste Indische, ja offenbar schon das Urarische, über manche *n*-infigierte, thematisch flektierende Verben des Typs *yuñjati* verfügt hat, für die sich ein abstufender, athematisch flektierender Vorläufer nicht beweisen läßt. Bildungen wie *trmpáti* „sättigt sich, genießt“ (seit RV.), *krntáti* „schneidet“ (seit RV.), av. *kərəntaiti* „ds.“, *limpáti* „schmiert“ (seit AV.), *piñśáti* „schmückt“ (seit RV.), *lumpáti* „zerbricht“ (seit AV.) usw. können nicht mit Sicherheit auf **trnapáti*, **krnátti*, **linápti* usw. zurückgeführt werden, weil wir für solche Ausgangsformen bei diesen Verben keine direkten Anhaltspunkte haben. Solche Anhaltspunkte sind zwar in anderen Fällen wie ai. *vindáti* „findet“ (seit RV.) gegeben, für das der athematische Optativ *vindyāt* Su. (Kuiper, Die idg. Nasalpräsentia, 1937, S. 131) und av. *vīnasti* „findet, erlangt“ ein älteres **vinatti* zumindest als möglich erscheinen lassen; das heißt aber nicht, daß analog dazu derartige Vorformen auch dort vorausgesetzt werden

¹¹ Geiger, Pāli Literatur und Sprache (Grundr. d. Indo-Ar. Philol. u. Altertumsk. I 7), S. 1–5. Mayrhofer, Handbuch des Pāli (1951), S. 10–13. Zum Flexionstyp *yuñjati* in den Prākrits allgemein Pischel, Grammatik der Prākrit-Sprachen (Grundr. d. Indo-Ar. Philol. u. Altertumsk. I 8), S. 354f. § 506f.; zu dialektalen Abweichungen der Prākrits vom Sanskrit und Beziehungen zu mittel- und neuind. Volks-sprachen ebd. S. 5f. § 7f.

müssen, wo kein Beleg darauf hinweist. Die Möglichkeit, daß schon das Urarische neben einem Typus **vinatti* auch einen Typus **krntati* — dem lat. *iungit* etc. morphologisch entsprechend — gekannt hat, ist jedenfalls nicht zu widerlegen. Das u. a. bei Kuiper ('Die idg. Nasalpräsentia') gesammelte Material der thematisch (nach der 6. Klasse) flektierenden ai. *n*-Präsentien muß aufgegliedert werden in solche Fälle, für die ein älteres abstufend-athematisches Nasalpräsens nachweisbar ist, und in andere, für die ein solcher Nachweis nicht oder nicht zwingend erbracht werden kann.

Die Begründung B für Modell 1 (Vorliegen des im Indo-Iranischen realisierten Flexionstyps auch im Hethitischen) ist m.E. nicht nur nicht stichhaltig, sondern unzutreffend. Schon die formale Beschränkung, daß im bisher bekannten heth. Textmaterial nur infigierte Stämme auf *-k* vorkommen (*harnink-*, *hunink-*, *ištarnink-*, *ninink-*, *šarnink-*) fällt zumindest auf; sie ist bei den Nasalinfixpräsentien der verwandten Sprachen nicht gegeben. Entscheidend aber ist etwas anderes. Der Wechsel *-ni- : -nin-* etwa in 3. Sg. Prs. *harnik-zi* gegenüber 3. Pl. *harnink-anzi* ist synchronisch als Wechsel zweier stellungsbedingter Allomorphe (Allographe?) zu sehen. Denn die Infixform *-ni-* steht im heth. Paradigma vor Ø oder konsonantisch anlautender, ihre Variante *-nin-* vor vokalisch anlautender Endung: man vergleiche weiter 1. Sg. Prt. *harninkun*, 3. Pl. Prt. *harninkir*, 3. Pl. Imv. *harninkandu*, Ptz. *harninkant-* einerseits und 2. Sg. Prs. *harnikti*, 3. Sg. Pr. *harnikzi*, 2. Pl. Prs. *harnikteni*, 2. 3. Sg. Prt. *harnikta*, 3. Sg. Imv. *šarnikdu* usw. Es handelt sich möglicherweise um die von Hethitologen als 'Nasalreduktion'¹² bezeichnete Erscheinung. Sie beruht ihrerseits vielleicht auf Schwund von *-n-* unter Nasalierung des voranstehenden Vokals¹³ und tritt jedenfalls auch außerhalb dieser heth. Verbalklasse bei anderen Wörtern auf. J. Friedrich (Heth. Elementarbuch I², 1960, S. 34 § 31) nennt dafür einschlägige Belege. Wie dem auch sei: Ausschlaggebend ist, daß die bei Friedrich (Heth. Wb.) gebuchten Belege

¹² Kronasser, Etymologie der hethitischen Sprache [= EHS.], Lfg. 4 (1965) S. 436 Anm. 3.

¹³ So Sommer, Kleinasiat. Forschungen 1 (1930) 349.

der *-nin*-Kausativa nie Nasal vor Ø oder konsonantisch anlautender Endung zeigen, vor vokalisch beginnender Endung dagegen — abgesehen von einer Variante *ninikanzi* KUB. XVIII 15 II 7 neben *nininkanzi* KUB. XX 84 I 4 — immer. Dieser Befund nährt den Verdacht, daß die erwähnte synchronische bzw. einzelsprachliche Regelung des Hethitischen möglicherweise gar nicht durch eine alte Ablautalternanz zwischen starkem und schwachem Verbalstamm vom Muster ai. *yunákti/yuñjánti* verursacht ist und man statt dessen mit einem Infixmorphem *-nin-* ungeklärter Herkunft zu rechnen hat, das sich je nach Anlaut der folgenden Endung in zwei Varianten realisierte. Die richtige synchronische Feststellung wurde schon 1938 von H. Pedersen getroffen¹⁴, wenn er auch gleich anschließend seine weiter oben erwähnte und wenig wahrscheinliche diachronische Herleitung für diesen Befund folgen ließ. Kronasser (Etymol. d. heth. Sprache Lfg. 4, 1965, S. 436) hat klar seine Vermutung eines einheitlichen Infixes *-nin-* (*-nen-*) in Sg. und Pl. ausgesprochen, das ohne eine ererbte Stammabstufung mit *-ni-* oder *-nin-* vom Anlaut der jeweiligen Endungen abhängig sei.

Daß diese Erwägung richtig ist, läßt sich m. E. nun durch ein einfaches Argument beweisen. Ein heth. *-mi*-Verbum mit eindeutig ererbtem Flexionsablauf wie *kuenzi* „tötet“ zeigt den vollstufigen Verbalstamm erwartungsgemäß nicht nur im aktiven Singular des Präsens, sondern auch im Präteritum.

3. Sg. Prs. *kuen-zi* : 3. Pl. Prs. *kun-anzi*
1. Sg. Prt. *kuen-un* : 3. Pl. Imv. *kun-andu*
Ptz. *kun-ant-*

Wäre also der Wechsel zwischen *-ni-* und *-nin-* bei den infizierten Kausativa eine Konsequenz alter Abstufung, so wäre auch in der 1. Sg. Prt. Akt. dieser Verben die behauptete vollstufige Infixgestalt *-ni-* zu erwarten, d.h. Formen wie **harnikun*,

¹⁴ a. O. (Anm. 9) S. 145 § 92, 2: „... (eine) Silbe *-nen* (ist) infiziert ...; in den meisten Dreikonsonantengruppen wird das letzte *-n-* dieser Silbe in der Schreibung weggelassen.“ Noch deutlicher Couvreur, L’Antiquité Classique 12 (1943) 107.

*šarnikun, *ninikun. Die aber existieren nicht, sondern belegt sind lediglich harninkun, šarninkun, nininkun. Wie sich an diesen Formen zeigt, ist die Infixgestalt -nin- nicht diachronisch ablautbedingt, sondern ausschließlich synchronischstellungsbedingt: weil die 1. Sg. Prt. Akt. durch eine vokalisch anlautende Endung bezeichnet wird, lauten die Formen ablautindifferent harninkun, šarninkun usw.; eine Interpretation von -nin- als schwundstufigem Suffix wird dadurch widerlegt¹⁵. Diese heth. Kausativa bieten also kein stammabstufendes außerarisches Gegenstück zur ai. 7. Verbalklasse. Vergleichbar sind dagegen eher andere heth. Verben mit starrem, d.h. im Paradigma unveränderlichem bloßem Infix -n- wie hinkzi „übergibt, überläßt“, lingazi „schwört“ usw.¹⁶. Aber die verhalten sich, wie A. Kammenhuber mit Recht

¹⁵ Watkins, a.O. (Anm. 3) S. 32–34 argumentiert, in der athematischen abstufenden Verbalflexion sei die 2. Pl. Akt. ursprünglich vom vollstufigen Stamm gebildet gewesen, und so sei die heth. 2. Pl. -nikteni mit -ni-Vollstufenform gegenüber 1. Pl. -ninkueni, 3. Pl. -ninkanzi mit -nin- als Schwachstufenformen. Diese Überlegung im Anschluß an die 2. Pl. ist dem oben im Text im Hinblick auf die 1. Sg. Prt. vorgebrachten Argument unterlegen. Denn selbst wenn man die Möglichkeit alter Vollstufe in der 2. Pl. bejaht (Watkins nennt u.a. lat. *estis*, die Imperative ved. śrótā, eta, av. *staota*; vgl. auch ved. 2. Pl. śr̥notana, sunótana, kṛ̥notana, hinotana, dagegen aber in der 9. Kl. nur punitána, pr̥nítana, śr̥nítana, so daß der Typ kṛ̥nótana womöglich rhythmisch-metrisch zur Vermeidung von vier kurzen Silben mitbedingt ist), so schließt diese doch eine Erklärung der synchronen heth. Formen auf -nikteni nach der einzelsprachlichen, oben erörterten allophonischen Regelung nicht aus; umgekehrt aber kann die Stammgestaltung der heth. 1. Sg. Prt. mit -nin-, wo ja dann ebenfalls ein Vollstufenreflex zu fordern wäre, unmöglich im Zusammenhang mit einer allfälligen alten Vollstufe in der 2. Pl. mit -ni- gedeutet werden.

¹⁶ Material bei Kronasser, EHS. S. 433ff.; van Brock, RHA. 20 (1962) 32f., will aus dieser Gruppe *damenk-* „sich anschließen“ morphologisch direkt mit ai. *tanakti* „zieht zusammen, macht gerinnen“ in Beziehung setzen und beide auf ein Infixpräsens *tm-n-ék-ti zurückführen. Das ist nicht nur semantisch problematisch, sondern auch formal: die angenommene Wurzelvollstufe II *tm-ek- ist sonst nicht nachweisbar, und es ist nicht sicher, ob *-mn- (wie in angenommenem *tm-n-ék-ti) überhaupt zu ai. -an- (wie in *tanakti*) geworden wäre, vgl. zu dieser lautlichen Schwierigkeit Beekes, The Development of the PIE. Laryngeals in Greek (1969) S. 279 unten. Innerhethitisch möchte v. Brock

festgestellt hat¹⁷, morphologisch analog zum Bildungstyp von lat. *iungō* u. ä. Sie beweisen also keinen ererbten Typ **iunegti*. — (In ähnlicher Weise hat unlängst P. Kiparsky, FL. 9, 1972, 284, in Auswertung von Foley, Lg. 41, 1965, 59–64, auch die lat. Präsensformen von *esse* rein synchronisch gedeutet: *es-* vor den mit 'obstruents' *t* und *s* beginnenden Endungen, *s-* in den übrigen Fällen. Danach wäre z. B. die 2. Pl. lat. *estis* nicht mit Watkins [vgl. Anm. 15] als vom vollstufigen Stamm gebildet zu deuten.)

So bleiben von den erwähnten Argumenten für Modell 1 (Fortsetzung des uridg. Flexionstyps im Arischen, Umbildung in allen anderen idg. Einzelsprachen) noch die unter A genannten übrig. Dem Gesichtspunkt Aa, daß alle drei in den ai. Klassen 5, 7 und 9 repräsentierten Nasalpräsensstypen in ihren Anfängen abstufende Stämme mit Wurzelinfizierung waren, wird man nach de Saussures Darlegungen beipflichten können. Problematischer bleibt Punkt Ab. Die dort festgehaltene Annahme, ein abstufendes Infixmorphem **-ne-/n-* sei Grundlage für die Stammabstufung in den drei Nasalpräsensklassen gewesen, ist für die diachronische Beurteilung der ai. 7. Klasse (*yunákti* etc.) und ihrer iranischen Entsprechungen besonders wichtig. In diesem Zusammenhang stellt sich nämlich die Frage, ob nicht womöglich Modell 3 die Entstehung dieser Verbalklasse, die ja keine genauen außerarischen Gegenstücke hat, besser erklärt.

Gelehrte wie Streitberg, Hirt, Benveniste und Kuiper¹⁸ sind dafür eingetreten, daß das Nasalinfix bei den die drei Flexionsklassen konstituierenden Prototypen bloßes *-n-* und die Verbawurzel der ursprüngliche Träger der Stammabstufung gewesen sei. Die rekonstruierende Formenanalyse sah dann für die Stämme nach Art der ai. 5. und 9. Klasse folgende Gliederung in Morpheme vor:

dame(n)k- und *hame/i(n)k-* „(ver)binden“ durch Annahme eines Schwundes von *-n-* nach *-m-* morphologisch an die Verben des Typs *harni(n)k-* anschließen.

¹⁷ HbO. 1. Abt. 2. Bd. 2. Lfg. (1969) S. 218. Gegen Auffassung von Formen wie *hingazi* „übergibt, überläßt“ als thematische Stammformen und für *-a-* als toten Vokal v. Brock, a.O. (Anm. 16) 31.

¹⁸ Vgl. meine 'Nasalpräsentien und Aoriste' (1967) S. 26 Anm. 16. Neuerdings auch M. García Teijeiro, a.O. (oben Anm. 3) passim.

5. Klasse

Wz. <i>*kleu-</i> / <i>*klu-</i>	Wz. <i>*ple₁-</i> / <i>*pl₁-</i>
Prs. <i>*kl-n-eu-ti</i> / <i>*kl-n-ü-e/onti</i> ai. <i>śr-n-ó-ti</i> / <i>śr-n-v-ánti</i>	Prs. <i>*pl-n-e₁-ti</i> / <i>*pl-n-ə₁-e/onti</i> ai. <i>pr-n-á-ti</i> / <i>pr-n-Ø-ánti</i>

9. Klasse

Dieser Auffassung habe ich mich in meinem Buch 'Nasalpräsentien und Aoriste' (Heidelberg 1967) angeschlossen. Im wesentlichen waren dafür zwei zusätzliche Überlegungen maßgebend. a) Die Stammabstufung der beiden Nasalpräsensklassen war so ursprünglich durch Abstufung der Wurzel (z.B. **kleu-* / *klu-*) und nicht durch die eines formantischen Morphems (**-ne-* / *-n-*) bewirkt und stimmte dann darin strukturell mit den zwei sonstigen abstuften athematischen Präsensklassen überein, die z.B. in der ai. 2. (*ás-ti/s-ánti*) und 3. Klasse (*dá-dhā-ti/dá-dh-ati*) repräsentiert sind¹⁹. b) Mehrere prototypische Verben der beiden Klassen sind paradigmatisch mit Wurzelaoristen gekoppelt gewesen. In diesen Fällen ergab sich das Verhältnis zwischen dem Nasalpräsensstamm und dem des Wurzelaoristes als das einer privativen Opposition²⁰, wenn der Präsensstamm

¹⁹ a.O. (Anm. 18) S. 26f. Man mag dieser Überlegung entgegenhalten, die Stammabstufung bei der athematischen Optativbildung erfolge aber doch aufgrund des Ablauts von formantischem **-jē-* / *-i-*. Dieser Einwand scheint mir insofern nicht schwer zu wiegen, als die Morphologie des Optativs nicht ohne weiteres mit der indikativischer Verbästämme des Präsens oder Aorists (gegen eine Hypothese dieser Art bei Kurylowicz, Inflectional Categories S. 136ff. vgl. IF. 73, 1968, 305 Anm. 50) gleichgesetzt werden kann.

²⁰ Bei einzelnen paradigmatischen Formen wie denen der 1. und 2. Pl. Akt. ist eine privative Opposition zwischen Nasalpräsens und Wurzelaorist nicht ohne weiteres gegeben. Denn vedisch werden diese beiden Personalformen im Präsens von der Schwundstufe, im Aorist von der Vollstufe des jeweiligen Stammes gebildet. Aber Proportionen wie ved. *adāma* : gr. ἔδομεν (nicht: **ἔδωμεν*) oder ved. *dhāma* : gr. ἔθεμεν (nicht: **ἔθημεν*) lassen die Möglichkeit offen, daß das Griechische im Einklang mit der sonst üblichen Abstufung zwischen aktivem Singular und Plural in diesen schwundstufigen Pluralformen des Wurzelaoristes (anders wiederum ἔβημεν) etwas Altes bewahrt und das Vedische mit den entsprechenden vollstufigen Formen eine Änderung eingeführt hat. Weiteres zum Problem s. 'Nasalpräsentien und Aoriste' S. 29 Anm. 23.

durch ein Merkmal ‘infigiertes *-n-*’ charakterisiert war, das im Aorist fehlte, z. B.

Prs. <i>*kl-n-eu-</i>	:	Aor. <i>*kleu-</i>
ai. <i>śrno-</i>	:	ai. <i>śro-</i>
Prs. <i>*pl-n-ē-</i>	:	Aor. <i>*plē-</i>
ai. <i>prṇā-</i>	:	(ai. <i>prā-</i>), gr. <i>πλη-</i> .

Für die Position des *n*-Infixes innerhalb der Wurzel bei prototypischen Nasalpräsentien möchte ich jetzt eine neue Regel vorschlagen. Im Anschluß an die Ergebnisse des Buches von R. Anttila über ‘Indo-European Schwebeablauf’ (Berkeley–Los Angeles 1969) geht diese Regel von der Voraussetzung aus, daß nicht für jede erweiterte ‘racine trilitère’ in der Vollstufe ‘thème I’ und ‘thème II’ (z. B. **kelu-* neben **kleu-*, **ieug-* neben **iueg-*, **genə₃-* neben **gnea₃-* bzw. **gnō-*) nebeneinander angenommen werden können. Statt dessen ist aufgrund der einzelsprachlichen Befunde vielfach nur mit einer einzigen uridg. Wurzelvollstufe (z. B. **kleu-*, **ieug-*, **gnea₃-*) zu rechnen. Die Infixregel lautet:

„Das Infix *-n-* erscheint grundsätzlich vor dem letzten Phonem der Wurzel; nur in solchen vollstufigen Wurzelformen, bei denen der Vollstufenvokal *-e-* die Position des vorletzten Wurzelphonems einnimmt, ist *-n-* noch vor diesem Vokal, also an drittletzter Stelle der Wurzel infiziert.“

Schwache Stammformen wie **kl-n-u-e/onti* (zu *klu-*) oder **pl-n-ə₁-e/onti* (zu **plə₁-*) sind demnach in Ermangelung eines Vollstufenvokals *-e-* nach der allgemeinen Fassung der Regel gebildet, starke Stammformen wie **kl-n-eu-ti* (zu **kleu-*) oder **pl-n-eə₁-ti* (zu **pleə₁-*) nach ihrer spezifischeren Bedingung strukturiert²¹.

²¹ Die Analyse des Nasalpräsens **mi-n-eu-* in dessen Verhältnis zur Wurzelvollstufe **mieu-* (‘Nasalpräsentien und Aoriste’ S. 80ff.) widerspricht damit nicht einem morphologisch denkbaren Nasalpräsensstammtyp **ieung-* (dazu weiter unten im Text S. 70f.), wie Szemerényi, *Gnomon* 44 (1972) 507, einwendet. Szemerényis neuer Vorschlag (ebd.), ai. *inōti* „dringt ein auf“ als prototypisches Nasalpräsens **i-n-eu-ti* mit Wz. **ieu-* (in ai. *yavyā* „Strom, Bach“ u. a.) zu deuten, ist seman-

Nach dieser Regel stehen nun auch Nasalpräsentien wie lat. *sterni-*, air. *sern(a)i-* und lat. *sperni-* regelrecht in Opposition zu Wurzelaoriststämmen (und damit Wurzeln) wie ved. *stari-* (Wz. **sterə-*) und *sphari-* (Wz. **sp(h)erə-*); denn deren vollstufige Wurzeln enthalten den Vollstufenvokal nicht als vorletztes Phonem, so daß die Regel in ihrer allgemeiner gültigen Fassung gilt:

Prs. <i>*ster-n-ə-</i>		: Aor. <i>*sterə-</i>
lat. <i>sterni-</i>		: ved. <i>stari-</i>
	}	<i>*sterna-</i>
air. <i>sern(a)i-</i>		
Prs. <i>*sp(h)er-n-ə-</i>		: Aor. <i>*sp(h)erə-</i>
lat. <i>sperni-</i>	<i>*sp(h)erna-</i>	: ved. <i>sphari-</i>

Das arische Präsens ai. *stṛṇāti* (av. *-stərənāiti*) ist in dieser Sicht zu regelrechtem pluralischem *stṛṇ-ánti* (**stṛ-n-ə-e/onti*) nach Mustern wie *prṇāti/prṇánti* systemkonform umgestaltet. Dagegen wären die lat. und keltischen Formen vom alten vollstufigen Singularstamm aus vereinheitlicht worden, hätten also etwa ein Nebeneinander von Sg. (lat.) *sternit* und Pl. **stornunt* (**stṛ-n-ə-e/onti*) beseitigt²². Nur im Lateinischen erfolgte zudem Übertritt in die thematische Flexion. Die schwache traditionelle Hypothese, in lat. *sternit* usw. sei der Vokal eines angeblichen Aoristkonjunktivs **sterā-* sekundär eingeführt (Stolz-Leumann, Lat. Gramm. S. 314), wird damit jedenfalls entbehrliech.

Das gleiche Analyseverfahren sollte nun auch auf die sog. Nasalinfixklasse (ai. 7. Klasse) anwendbar sein, da diese ja seit de Saussure als parallel zu den beiden anderen Nasalpräsensklassen strukturiert gilt. Ein regelgemäß an drittletzter Stelle der Wurzel infigiertes *-n-* ließe sich zunächst in einigen der

tisch und formal (vgl. *u*-lose Wurzelformen u.a. in ai. *ináh* „stark; Herr, Gebieter“) nicht zwingend; aber auch wenn man die Rekonstruktion eines Präsens **i-n-eu-ti* in Erwägung zieht, verstößt die Position seines *n*-Infixes nicht gegen die oben im Text formulierte spezielle Regel: **ieu* → **i-n-eu-* (Infix vor Vollstufen-*e* als vorletztem Wurzelphonem).

²² Näheres ‘Nasalpräsentien und Aoriste’ S. 53f.

7. Klasse zugehörigen ai. Präsentien zu Wurzeln mit sogenanntem Samprasāraṇaablaut ausmachen: ved. *unabdhi* (belegt 2. Sg. Inj. *unap* RV. 2, 13, 9) „schnürt, bindet zusammen“ zur Wz. *uebh-* (ahd. *weban* „weben“); ved. *unátti* „benetzt“ zur Wz. **ued-* (aksl. *voda* „Wasser“); ved. *rñakti* (belegt 3. Pl. Med. *rñjate* RV. „sie recken sich, erstreben“) zur Wz. **reg-* (lat. *regō* u. Verwandtes):

Prs. * <i>u-n-ebh-ti</i>	:	Wz. * <i>uebh-</i> (Aorist fehlt)
ai. <i>unabdhi</i>	:	ahd. <i>weban</i>
Prs. * <i>u-n-ed-ti</i>	:	Wz. * <i>ued-</i> (Aorist fehlt)
ai. <i>unátti</i>	:	aksl. <i>voda</i> , got. <i>wato</i> usw.
Prs. * <i>r-n-eğ-ti</i>	:	Wz. * <i>reg-</i> (Aorist fehlt)
ai. <i>rñakti</i>	:	lat. <i>regere</i> etc. ²³

Bei diesen ai. Bildungen handelt es sich offenbar um alte, teilweise trümmerhafte (*unap*, *rñjate*) Bestände der vedischen Sprache, die schon in späteren ved. Texten durch jüngere thematisch flektierende Abkömmlinge ersetzt wurden (2. Pl. Imv. *umbhata* AV., *aumbhat* MS.; *undati* B.; *rñjáti* auch schon RV.). Die Altertümlichkeit dieser *n*-Präsentien im Vedischen einerseits und andererseits die Tatsache, daß ihre Wurzeln außerhalb des Arischen keine Nasalpräsentien gebildet haben, verdienen schon jetzt festgehalten zu werden. Beide Feststellungen werden im folgenden noch von Belang sein.

Unter den übrigen Verben der ai. 7. Klasse sind naturgemäß diejenigen mit etymologischen Gegenstücken im Lateinischen und anderswo für die Geschichte der Stammbildung von besonderem Interesse. Von diesen wiederum haben drei in ihren syn-

²³ Eine solche Analyse dieser (und weiterer, weniger eindeutiger oder anders zu beurteilender) Verben mit bloßem Infix *-n-* hat schon H. Hirt, *Der indogermanische Ablaut* (1900) S. 138f. vorgeschlagen. — Für Laryngalanlaut bei den an diesen Nasalpräsentien beteiligten Samprasāraṇawurzeln, also *₂*uebh-*, *₂*ued-* und *₃*reg-*, plädiert Beekes, a. O. (Anm. 16) S. 67, 130 note, 236. Gegen seine Heranziehung von myk. *e-we-pe-se-so-me-na-* MY Oe 127, das mit „prothetic vowel“ *₂*uebh-* beweisen soll, Baumbach, *Glotta* 49 (1971) 167. Eine mit Laryngal anlautende Wurzel **Hw-ébh-* und ein auf **Hu-n-ébh-* zurückzuführendes Nasalpräsens (in ved. *unap*) nimmt Puhvel, *Laryngeals and the I.-E. Verb* (1960) S. 31, an.

chronen Paradigmen des Rgveda einen Wurzelaorist neben dem jeweiligen Nasalpräsens (dazu *vṛṇákti* mit Wurzelaorist *vark* RV., dessen Präsens keine klare außerarische Entsprechung hat).

Es handelt sich um folgende Fälle, die ich jeweils mit dem starken und schwachen Stamm des Präsens und des Aoristes anführe. (Die wirklich belegten Formen des Wurzelaoristes sind in der ersten Behandlung des Themas, KZ. 83, 1969, 216ff. erwähnt.)

Prs. <i>bhinad-/bhind-</i>	:	Aor. <i>bhed-/bhid-</i>
(lat. <i>find-</i>)		(* <i>bheid-/bhid-</i>)
Prs. <i>chinad-/chind-</i>	:	Aor. <i>ched-/chid-</i>
(lat. <i>scind-</i>)		(* <i>skeid-/skid-</i>)
Prs. <i>yunaj-/yuñj-</i>	:	Aor. <i>yoj-/yuj-</i>
(lat. <i>iung-</i>)		(* <i>jeug-/iug-</i>)

Nach unserer oben angenommenen Regel wäre ein Nasalpräsensstamm durch Infigierung des Infixes *-n-* vor dem letzten Phonem der z.B. im Wurzelaorist — aber auch anderswo — gegebenen Wurzel (bei vollstufigen Wurzeln mit *-e-* als vorletztem Phonem an drittletzter Stelle) gebildet. Diese Regel trifft auch bei den Verben des Typs ai. *bhínátti*, *chínátti* usw. ohne weiteres im schwachen Verbalstamm zu. So steht ein Präsenspartizip ai. *bhindánt-* (**bhi-n-d-e/ont-*, lat. *findent-*) in der erwarteten privativen Opposition zum Aoristpartizip ai. *bhidánt-* (**bhid-e/ont-*). Aber gravierende Diskrepanzen ergeben sich bei den starken Verbalstämmen, so bei den aktiven Singularformen und im Konjunktiv. Anders ausgedrückt: Der Stamm der 1.Sg. Prs. Ind. Akt. ai. *bhinád-mi* beispielsweise ist anders als durch bloßes infigiertes *-n-* vom Stamm der 1. Sg. Aor. Ind. Akt. ai. (a)*bhed-am* abgehoben.

Eine mögliche Lösung scheint mir die Beobachtung anzubieten, daß diese Schwierigkeit für die Auffassung eines bloßen *n*-Infixes nur bei Stämmen aus Wurzeln mit sogenanntem Guna-Ablaut und schließendem Konsonantenphonem nach Resonant (Typ CERC-/CRC-) auftritt. Die geforderte *n*-Infigierung vor dem letzten Phonem der vollstufigen Wurzel (z.B. **bheid-*, *skeid-*, **jeug-*) hätte dort morphonologisch unmögliche Gebilde wie z.B. **bheind-*, **skeind-*, **jeung-* usw. geschaffen. Denn solche Stamm-

formen waren im Indogermanischen phonotaktisch wohl ausgeschlossen. Es ist zu beachten, daß es anscheinend keine Wurzeln mit zwei auf den Vollstufenvokal folgenden Resonanten plus Konsonantenphonem wie **teirp-* gibt. Meillet's Feststellung „Un même élément morphologique . . . ne peut pas renfermer après l'!*e deux sonantes consécutives“²⁴, die auch den Wurzeltyp **teul-* ausschloß, war z. B. wegen **uelu-* „rollen“ lediglich zu weit gefaßt. Als Negierung eines Typs **CER₁R₂C-* dürfte sie zutreffen. Und diese bei Wurzelmorphemen unmögliche Phonemfolge wird auch bei morphologischen Segmenten wie den Nasalpräsensstämmen nicht realisierbar gewesen sein²⁵. Demzufolge war die Stammbildung mit Infix *-n-* bei Wurzeln mit Guṇaablaut wie **bheid-* im Gegensatz zu denen mit Samprasāranaablaut wie **ued-* von vornherein morphologischen Beschränkungen im Hinblick auf die Vollstufenformen unterworfen. Genauer gesagt: Stämme wie **bheind-*, **skeind-*, **ieung-* kamen aus lautlichen Gründen wohl niemals zustande. Solche morphologisch naheliegenden Bildungen waren phonotaktisch gleichsam „blockiert“. So könnte sich die Notwendigkeit für andersartige morphologische Regelungen im Bereich der starken Verbalstämme zu Wurzeln des Typs CERC- dieser Klasse ergeben haben. In einer noch prähistorischen, aber nicht mehr gemeinindogermanischen Periode wäre (abgesehen vom Griechischen mit seinem gesondert entwickelten *λιμπάνω*-Typ) in den Vorstufen aller beteiligten Einzelsprachen außer dem Indo-Iranischen die morphonologisch allein mögliche schwache Stammform mit thematischer Flexion verallgemeinert worden. Um Elemente wie 3. Pl. Prs. Ind. Akt. **bhi-n-d-e/onti* (lat. *findunt*) und Ptz. Prs. Akt. **bhi-n-d-e/ont-* (lat. *findent-*) mögen sich die bekannten Paradigmen mit Formen wie 3. Sg. Prs. Ind. Akt. **bhi-n-d-e-ti* (lat. *findit*) gebildet haben²⁶.

²⁴ Introduction à l'étude comparative des langues indo-européennes⁸ (1937) S. 156.

²⁵ Die in KZ. 83 (1969) 223f. gebotene teleologische Argumentation gebe ich auf.

²⁶ Die zögernde Erwägung von F. Bader, Word 24 (1970) 29 Anm. 69 (vgl. auch Szemerényi, Gnomon 44, 1972, 507 Anm. 1), lat. *iungō* auf **iunegō* > **iun(i)gō* „avec absorption de l'i dans n“ zurückzuführen (und damit für das Lateinische einen thematisch flektierenden

Auf andere Weise hätte das Arische die phonologisch bedingten 'cases vides' in vielen Paradigmen dieses Flexionstyps besetzt. Denn ausschließlich in dieser Sprachgruppe konnte ein Anschluß an die lautlich nicht restringierten Formensysteme von Sam-prasāraṇawurzeln wie **ued-* **uebh-* **reğ-* hergestellt werden, weil diese ja offenbar nur im Arischen Nasalinfixpräsentien hervorgebracht haben (s.o.)! Nach dem Verhältnis etwa von arisch (ai.) 3. Pl. *u-n-d-anti*, Ptz. *u-n-d-ant-* : 3. Sg. *u-n-at-ti* konnten sich zu Formen wie 3. Pl. *bhi-n-d-anti*, Ptz. *bhi-n-d-ant-* unschwer Komplementärstücke wie *bhi-n-at-ti* usw. hinzugesellen. So gesehen wäre die indo-iranische Konjugation der Nasalinfixklasse (ai. 7. Kl.) insgesamt nach der tatsächlich alten Flexion von bestimmten Vorbildern ausgestaltet worden, die in den übrigen verwandten Sprachen fehlten. Deshalb kam es dort zu anderen morphologischen Lösungen, die aber möglicherweise im Arischen neben der Ausbildung des Typs der ai. 7. Klasse in nicht wenigen Fällen (ai. *krntáti*, av. *kərəntaiti*, ai. *tr̥mpáti*, *limpáti*, *pimšáti*, *lumpáti* usw., wozu weiter oben) ebenfalls realisiert worden sind. Warum das Arische einerseits mit *bhinátti* usw. für eine Verallgemeinerung des Typs *unátti* gesorgt haben mag, aber andererseits den Typ *krntáti* geschaffen hat, ist eine weiterführende Frage, deren Beantwortung noch aussteht.

Modell 3 und Modell 1 für die diachronische Herleitung der idg. Nasalinfixpräsentien haben zweifellos beide sowohl Vor- als auch Nachteile, die es gegeneinander abzuwägen gilt. Eine gewisse Schwäche des soeben erörterten Modells 3 liegt darin, daß es die gegenseitige Unabhängigkeit des indo-iranischen (ai. 7. Kl.) und des anderswo vorhandenen Flexionstyps nur mit Mitteln der sog. inneren Rekonstruktion zur Diskussion stellen kann. Dagegen hat dieses Modell den Vorzug, eine Motivation für die nur in dieser Klasse gegebene Beschränkung der ab-stufend-athematischen Konjugation auf die arische Sprachgruppe zu bieten.

Modell 1 kann sich seinerseits darauf stützen, die Flexionen dieser Verbalklasse in allen beteiligten Einzelsprachen einheitlich

vollstufigen Verbalstamm vorauszusetzen), ist kaum mehr als eine ad-hoc-Überlegung, zumindest, solange keine Parallelfälle für Aufgehen von lat. *i* in voranstehendem *n* beigebracht sind.

aus einem im Altindischen und Altiranischen noch belegten Vorfäher herzuleiten und damit ohne Annahme bestimmter Vorgänge in der sprachlichen Prähistorie auszukommen. Es hat den Nachteil, das Formenschema einer einzigen Sprachgruppe mit allen morphologischen Einzelheiten in das Urindogermanische zurückzuprojizieren, obwohl dafür keine genauen 'concordances' in den übrigen Einzelsprachen gegeben sind. Wir haben gesehen, daß heth. Kausativa wie *harnikzi* bei Beachtung ihrer synchronischen Stellung im Hethitischen keine ererbte Parallele zum ai. Typ *yunákti* bieten können. Selbst wenn es zukünftig noch gelingen sollte, durch Ansatz plausiblerer analogischer Umgestaltungen beim heth. Verbaltyp *harnikzi* diesen mit dem indoiranischen Typ ai. *yunákti* in Verbindung zu bringen, so würde auch dann umgekehrt die heth. Flexionsklasse natürlich nicht als Beweisgrundlage für einen schon idg. Typ **iunegti* in Anspruch genommen werden können.

Auch das gr. Verbum *κυνέω* „küsse“ beweist nichts Derartiges. Man hat es zwar auf **κυ-νέ-σ-ω* ← **κυ-νέ-σ-μι* zurückführen²⁷ und ihm damit ein (erstarrtes) Infix *-ne-* wie in ai. *yu-ná-k-ti* im Sinne der Analyse des Modells 1 zuschreiben wollen. Aber erstens ist es zweifelhaft, ob dieses Verbum angesichts recht unterschiedlicher Kußformen und -gebräuche bei den altidg. Völkern überhaupt aus einer noch idg. Periode stammt²⁸. Und zweitens: selbst wenn man das annehmen wollte, ist die Herleitung dieser gr. Präsensbildung aus einer Form mit vollstufigem Infix *-ne-* nicht zwingend. Denn das möglicherweise verwandte heth. Wurzelverbum²⁹ *kuwaš-zi* „küßt“, 3. Pl. *ku(u)aš-anzi* deutet auf eine Samprasāraṇawurzel **kuVs-*. Der Vergleich mit

²⁷ Schulze, *Quaestiones epicae* (1892) S. 79 Anm. 1; Schwyzer, *Griech. Gramm.* I (1939) S. 692 mit weiterer Lit.; Frisk, *GEW.* II S. 50; andere Abtrennung **κυ-ν-εσ-μι* bei Chantraine, *Dict. étymol. de la langue grecque* II (1970) S. 600. Ebenso bei Puhvel, a. O. (Anm. 23) S. 31.

²⁸ Dazu Schrader-Nehring, *Reallexikon I²* (1917–1923) S. 668ff. Zu beachten ist auch dt. *küssen* ohne Lautverschiebung. Sommer, *OLZ* 1930, 755 beurteilte heth. *kuwaš-* parallel zu dt. *küssen* gr. *κυνέω* als schallnachahmendes Wort.

²⁹ Zu dieser morphologischen Klassifizierung innerhalb des Hethitischen vgl. Kronasser, a. O. (Anm. 12) S. 385 § 186. 1 in Verbindung mit S. 393 § 187.

gr. $\kappa\nu\nu\acute{e}(\sigma)\omega$ lässt an eine konkrete Wurzel **kues-* denken. Das heth. *-a-* wäre dann etwa von der Pluralendung *-anzi* her aus /e/ quasi „umgelautet“ wie im vergleichbaren Wurzelverbum 3. Pl. *uah-anzi* (neben *ueh-anzi*), 3. Sg. *uah-zi* (neben *ueh-zi*) zu *ueh-* „sich drehen, wenden“. Und dann ließe sich der gr. Verbalsstamm auch in **\kappa\nu-\nu-\acute{e}\sigma-* zerlegen. Er böte also, so gesehen, nichts anderes als ein bloßes *-n-*-Infix in einem vollstufigen Wurzelstamm (der hethitisch in Ermangelung der Kategorie Aorist nur präsensbildend sein kann), wie es das Modell 3 auch sonst vor sieht³⁰. Gr. $\kappa\nu\nu\acute{e}\omega$ liefert demnach ebenfalls kein stichhaltiges Argument zugunsten eines abstufenden Infixes *-*ne-/-n-*.

Saarbrücken,
Mecklenburgring 31

Klaus Strunk

³⁰ Auch Puhvel, a.O. (Anm. 23) S. 31, bezieht sowohl heth. *kuwaš-* als auch gr. *\kappa\nu-\nu-\acute{e}(\sigma)-* auf eine Wurzel **kw-éṣ-*. — Für Hinweise und Kritik im allgemeinen habe ich B. Forssman sehr zu danken.

The Word for 'dog' and the Sequence *wH + Consonant in Indo-European

The reconstruction of the Indo-European word for 'dog' presents several well known difficulties. Beside obviously regular correspondences there are, indeed, some unexpected reflexes. In the present contribution an attempt is made to account for the unexpected reflexes especially in Latin and Germanic. The related forms are: Skr. *śvā*, Gen. Sg. *śúnah*, Grk. *κύων*, Gen. Sg. *κυνός*, Lat. *canis*, Lith. *šuō*, Gen. Sg. *šuñs*, PGmc. **χundaz*, i.e. a reconstruction made on the ground of the series: Go. *hunds*, OE. OS. *hund*, OHG. *hunt*, Oicel. *hundr*. The differences between the nominative and the genitive singular in Sanskrit, Greek and Lithuanian point to an original irregular paradigm, probably due to ablaut variations. The traditional (say 'Brugmannian' or pre-laryngeal) reconstruction is therefore I.-E. **kwōn/*kun*. This reconstruction is supposed to account for the Sanskrit, Greek and Lithuanian forms without difficulties. It does not, however, explain the Latin *a* in *canis*. The Proto-Germanic form **χundaz* is not too clear either. One may wonder, indeed, why the original **w* after **k* has not been preserved in Germanic; we expect indeed I.-E. **kw* > PGmc. **χw* (with a spelling *hw* in the Old Germanic dialects). Of course it may be objected here that in Germanic there has been a generalisation of the form posited for the Gen. Sg., i.e. **kun-* > PGmc. **χun*. But then one has to explain this original alternation **kwōn/*kun* which is not an expected ablaut alternation. A solution can be provided in the framework of the laryngeal theory as well as in a more traditional framework. It is obvious that initially we had two phonemes: **k* + **w* and not one: the labio-velar **kʷ*; hence the Sanskrit reflex *śv* < **kw* and not *k* or *c*, which would have been the reflexes of I.-E. **kʷ*.

**kw-* may well be the zero grade of apophony of an original Proto-Indo-European root of which the other grades are not attested. The consequence of this is that **-ōn/*-n* represents an

extension with ablaut variation, the zero grade being attested in the genitive singular. Now, within the framework of the laryngeal theory, we expect the zero grade to be of the type $*-Hn$, i.e. a general formulation for 'laryngeal + n'. We use here the symbol $*H$ for any kind of laryngeal. Considering the particular nature of the preceding root, we would have had the following sequence in the zero grade: $*kwHn$. A laryngeal between two phonemes which may themselves function as vowels or consonants according to the environment in which they occur. The problem is to know if $*w$ and $*n$ functioned as vowels or consonants in this case. Here it is remarkable to notice that in Greek and Sanskrit e.g. we do not have the normal reflexes of syllabic $*n$ in the Gen. Sg. It is therefore reasonable to assume that the laryngeal $*H$ appeared after the semi-vowel $*w$ and before $*n$ functioning as a consonant. Now, all our difficulties happen to be solved if we posit two different treatments, of the sequence $*wH$ before consonant, according to the languages. In all the languages, except Latin (pre-Latin or even Italic), the laryngeal $*H$ changed the preceding semi-vowel into a vowel, or, better, before $*H$ $*w$ functioned as the corresponding vowel $*u^1$ and $*H$ was lost. In pre-Latin or Italic on the contrary, $*w$ was lost before $*H$. If we apply this to the original form with the zero grade of the extension, we obtain:

- I.-E. $*kwHn > *kun$ except in pre-Latin
I.-E. $*kwHn > *kHn$ in pre-Latin

After the operation of the sound change posited above, the development of the forms was quite regular: $*kun- >$ Skr. $\acute{s}un-$, Grk. $\kappa\upsilon\upsilon$, Lith. $\check{s}un$, PGmc. $*χun-$. . . and $*kHn- >$ Lat. $can-$, with a being a normal reflex of $*H$. From this it appears that in Latin and Germanic we have a generalisation of the zero grade form throughout the paradigm. The explanation given above can also be translated into traditional terms, since the ablaut

¹ See e.g. Schmitt-Brandt, Die Entwicklung des indogermanischen Vokalsystems, Heidelberg 1967: „. . . außerdem zwei konsonantische Phoneme $*i$ und $*u$ besaß, die sich nach Wirkung des quantitativen Ablauts mit vorangehendem *Schwa sec.* zu den Langvokalen $*i$ bzw. $*u$ verbanden, mit folgendem *Schwa sec.* dagegen zu kurzvokalischem $*i$ bzw. $*u$ wurden.“ (p. 92)

variation $*\bar{e}$, $*\bar{o}$, $*\vartheta$, was already well known before the laryngeal theory. If we posit a long $*\bar{o}$ ($*oH$) for the nominative singular (supported indeed by Skr. *śvā*, Grk. *κύων*) we have:

N. Sg. I.-E. $*\bar{k}w\bar{o}n$ = Skr. *śvā*, Grk. *κύων* (perhaps with *u* after the gen. sg.) etc.
G. Sg. I.-E. $*\bar{k}w\bar{o}n > *\bar{k}un >$ Skr. *śun-*, Grk. *κυν-*, Lith. *šun-*
PGmc. $*\chi un-$
 $> *\bar{k}\bar{o}n >$ Lat. *can-*²

In laryngeal terms:

N. Sg. I.-E. $*\bar{k}woHn$ (or $*\bar{k}weHn$)
G. Sg. I.-E. $*\bar{k}wHn$ ³

With the same subsequent developments as indicated above⁴.

Bd. Charlemagne, 45,
Bruxelles,
Université Libre

Chr. Peeters

² The possibility of Latin *a* in *canis* being derived from I.-E. $*\vartheta$ has been envisaged by H. Hirt, in IF. 21, 168, Anm. 2 and Idg. Grammatik II, p. 86.

³ The rather unexpected reconstruction $*\bar{k}wHn$ - may be accounted for within the framework of Benvéniste's root theory (Origine de la formation des noms en indo-européen, Paris 1935) if we accept an analogical remodelling of an original paradigm with an alternation. According to Benvéniste we have either the full grade of the root with the zero grade of the suffix or the zero grade of the root with the full grade of the suffix, i.e. $*kew-\vartheta_3(n)$ or $*\bar{k}w-e\vartheta_3(n)$. Finally one type of the root: $*\bar{k}w-$ may have been generalised throughout the paradigm, hence also $*\bar{k}w\vartheta_3n$, in our notation $*\bar{k}wHn$, with only one alternation retained in the paradigm, that of the suffix.

⁴ The posited evolution of $*wH$ offers more difficulties in that there are no clear parallel cases. This is not surprising in view of the unusual character of the sequence (see note 3). Two things are however amply clear: if *canis* is actually related to the other languages $*\bar{k}w$ should have yielded Lat. *qu* if $*w$ had not been dropped. Moreover Lat. *a* can only proceed from either $*a$ or $*H$ ($*\vartheta$) and $*a$ is excluded here. The interesting thing remains that in spite of the hypothetical character of the present note, it is possible to account for Lat. *canis* in the framework of well known and widely accepted systems of correspondences. This had not been done so far except by H. Hirt (see above), but in a different way.

Zur Bedeutung des Tempuswechsels von Präteritum zu Präsens im Tocharischen

In dem Artikel “Some Aspects of ‘Tocharian’ Drama: Form and Techniques”¹ beschäftigt sich W. Winter mit dem Problem der Eigentümlichkeiten und Besonderheiten des *toch.* Dramas. Dabei fügt er den von E. Sieg und W. Siegling genannten Charakteristika (Bezeichnung als *Nāṭaka*, Bühnenanweisungen, Auftreten des *Vidūṣaka*) als weiteres Kennzeichen den Tempuswechsel (von Pt. zu Ps.) hinzu, indem er nämlich bemerkt: “We cannot escape the conclusion, then, that the shift in tenses within the narrative is restricted to dramatic texts, and we may therefore add this item to our list of markers of dramatic writings” (a. a. O. 29). Ich will davon absehen, auf den in E. Sieg und W. Sieglings Textausgaben wiederholt auftretenden Begriff „dramatisch“ mit allen seinen Schwierigkeiten, die auch in der Zuordnung fragmentarischer Texte zu einer solchen Gattung liegen, näher einzugehen. Gestattet seien mir aber einige Bemerkungen zu dem im Mittelpunkt der Winterschen Erörterung stehenden Übergang von Pt. zu Ps. in der Erzählung.

1. Ein derartiger Wechsel ist zweifelsohne in zahlreichen Texten gut belegt. Offen bleibt nur, wie er im einzelnen zu begründen ist. W. Winter sieht ihn, wie eingangs erwähnt, als ein Kennzeichen für dramatische Texte an. Dementsprechend ist auch seine Argumentation. So bemerkt er in bezug auf die Geschichte vom mechanischen Mädchen, daß die hier auftretenden Ps. “have one feature in common: all of them denote an action that can easily be enacted on a stage—speaking, laughing, making a certain gesture, yawning, uttering a thought”, während andere, “which we would tend to consider as also easy to act out, remain in the preterit—spreading out (a rug or a mat),

¹ JAOS. 75, 1 (1955) 26–35.

placing, painting, taking, shouting, weeping" (a. a. O. 30). Ähnlich ist es in anderen Geschichten, in denen man daneben Verben wie B *tsop-* „stechen“, B *säm-* „sitzen“ oder A *käm-* „kommen“ im Ps. bezeugt finden kann. Nach W. Winter ist es jedenfalls so, daß „all actions described by verbs listed as occurring in the present tense within a preterit narrative can be acted out easily“ — was umgekehrt aber nicht heißt, „that every easily enacted action is described in the present tense“ (a. a. O. 31) — und „that a Tocharian dramatic performance is done on two levels — that of action proper, and that of narration“ (a. a. O. 33), wobei einem Erzähler eine Anzahl Schauspieler gegenüberstand, weshalb W. Winter das toch. Drama „as an interplay between a narrator and a number of actors“ (a. a. O. 34) bezeichnet². „The range of enacting is very small; no stage implements are used“ (a. a. O. 33).

2. Zu den Zeugnissen von „aberrant preterit“ bemerkt W. Winter u. a. folgendes³:

a) Nur das am Handlungsort selbst sich abspielende Geschehen ist „enactable“, wohingegen — und diese Bemerkung bezieht sich auf A 8 b 5f. — „a report made, however (without a change in setting, which would have to be signaled), at the king’s palace can only be told about, not enacted“ (a. a. O. 31). In besagter Textstelle sehen wir zunächst den Mechaniker und die benachbarten Leute des Landes und das sonst noch versammelte Volk, bedrückt über den Tod des Malers, der als Guest in das Haus des Mechanikers gekommen war und nun mit einem Strick um den Hals an der Tür hängend aufgefunden wurde. Auf die durch das Ps. (*tränki*)*ñc*⁴ eingeleitete Frage der herbeigekommenen Leute, was denn geschehen sei⁵, folgt in einer Strophe die Antwort des Mechanikers, und zwar wieder nach einem Ps. der Wz. *tränk-*

² Siehe dazu auch Anm. 41.

³ Es kann hier nicht in aller Ausführlichkeit und Vollständigkeit referiert werden. Vielmehr muß sich auf Einzelbeispiele und -fälle beschränkt werden.

⁴ So ist in A 8 b 4/5 mit Sicherheit zu ergänzen.

⁵ Vgl. A *kus tāk* 8 b 5, das kaum mit E. Sieg als „wer war das?“ (entsprechend W. Winter „who was he?“) aufzufassen ist.

(vgl. A *yamtrācāre tränkāś* 8 b 5). Ein solches leitet dann auch zu der Entgegnung der Menschen über, die die Malerei für wirklich hielten (vgl. A *tränki(ñc)* 9 a 2). Dann geht aber die Erzählung im Pt. weiter. Es wird berichtet, daß der Mechaniker nun zum König ging (vgl. A *kälk* 9 a 3) und ihm die Sache meldete (vgl. A *ā(kṣi)ññā* 9 a 3/4), worauf dieser seine Minister sandte (vgl. A *lyu* 9 a 6). Sie und alle Leute, die das Gemälde erblickten (vgl. A *kuss ats ne cam peke pälkānt* 9 a 6), glaubten, es sei der leibhaftige Maler (vgl. A *pākis yneś pe(kant kāssi) tāk* 9 a 6f.), und brachen in Tränen aus (vgl. A *tsārtar* 9 b 1). Die sich hier findenden Pt. anstelle der vorausgegangenen Ps. erklären sich nach W. Winter, um es zu wiederholen, daraus, daß sich das eigentliche Geschehen ja im Hause des Mechanikers abspielt — von einem Szenenwechsel wird im Text nichts gesagt —, so daß die Begebenheit, die uns an den Hof des Königs führt, eben nur erzählt, aber nicht handelnd dargestellt worden sein kann.

Ganz entsprechend wird das Pt. an einer Stelle aus dem Aranemi-Jātaka begründet. In B 88 b 6 heißt es nämlich: *akalsālyi rudramukhem purohitem⁶ we(ñ)ā(re)* „die Schüler sprachen (Pt.) zu dem Purohita Rudramukha“, wozu W. Winter bemerkt: “In B 88 b 6 the brahmans speak to the purohita at another place, while no change of location from the previous scene has been indicated” (a.a.O. 31)⁷.

Des weiteren erinnert W. Winter an die Unterhaltung zwischen dem König Mahendrasena und seiner Tochter Bhadrā im Śaddanta-Jātaka, die zur Vorbereitung des Svayamvara führt. Durch zahlreiche Lücken bedingt, trifft man das hier zu erwartende Ps. A *tränkāś*, womit stets die Rede des einen der beiden Gesprächspartner eingeleitet wird, nur einmal (vgl. A *(tmā)s lāntac tränkāś* 66 a 6). Mit Beendigung des Gesprächs setzt dann Tempuswechsel ein. Es folgen jetzt Pt.: Der König befahl (A *wotāk*

⁶ E. Sieg/W. Siegling wollen zu *purohitem(s)* verbessern. Gewöhnlich steht nach der Wz. *we-* die angeredete Person im All. Dafür kommt gelegentlich allerdings auch der Obl. vor; vgl. z.B. B *bramñikte toyña weñā* 107 b 2. Siehe dazu auch W. Krause/W. Thomas, Tocharisches Elementarbuch I (Heidelberg 1960) § 73, 7, 81.

⁷ Voraus geht das Gespräch des Baumgötterpaars, das Zeuge der Mißhandlung des Prinzen durch die Brahmanen geworden ist.

66 b 2) die Minister zu sich, um den Svayamvara verkünden zu lassen. Boten zogen aus der Stadt Videha aus (A *lcär* 66 b 6) und berichteten (A *āksiññār* 66 b 6) in ihren Ländern den jeweiligen Königen die Angelegenheit. Zu dem Pt. A *wotäk* bringt W. Winter den Zusatz, daß die Minister “seem to be outside the private chambers where the conversation takes place” (a.a.O. 31), um etwas später fortzufahren: “The reporting takes place in locations other than the original scene, so no enacting is possible; moreover, no direct discourse follows the verb ‘report’, which would also make enactment impossible” (a.a.O.31).

b) In anderen Fällen sind es “reasons inherent in the plot or derived from social habits” (a.a.O. 31), die nach W. Winter “the enactment” verhindern. Angeführt wird in diesem Zusammenhang das in A 79 a 1 bezeugte Pt. *pälskāt*⁸, als dessen Subjekt der Bodhisattva-Elefant zu gelten hat, der den Jäger vor der Rache der Elefanten schützen will, wobei er dachte: A *mar c(es tālon)tāp cami ñātse kleñc* 79 a 1 „nicht sollen diese [scil. die übrigen Elefanten] dem (Unglücklichen) Not [Leid] bringen [zufügen]⁹!“. Darauf spricht er¹⁰ zu dem Mann: A /// (mā) *ontam tñi nsās ñāts(e) naṣ . . . onkālmāñ ñātse mā kleñc(i)* 79 a 2f. „(nie)mals ist dir von mir Not. . . Die Elefanten werden dir nicht Not bringen“. Für W. Winter wird das Pt. A *pälskāt* auf Grund folgender Überlegungen verständlich: “The moment the bodhisattva-elephant would utter his first thought, the whole speech to the hunter would become repetitious; as long as the thought is part only of the (narrated) background of the (enacted) action and not of the action itself, the composition does not suffer” (a.a.O. 31).

Noch schwieriger gestaltet sich für ihn die Argumentation bei einem Beleg aus der Brhaddyuti-Geschichte, wo es wiederum um das Pt. A *pälskāt* (vgl. A *ākärnunt aśānyo ptāñkāt kāṣyā(p)*

⁸ Vgl. hingegen das sonst mehrmals bezeugte Ps. A *pältsāñkāṣ*, das auch in dem Śaddanta-Fragment A 58 a 2 begegnet.

⁹ Zu A *mar* + Ko. *kleñc* s. Verf., Zum Gebrauch des prohibitiven *mar* bzw. *mā* im Tocharischen, CAJ. III 4 (1958) 305.

¹⁰ Das Ps. A *trāñkāṣ* ist ergänzt.

kapśaññac lkāmām pālskāt 23 b 3f.) geht: Der Töpfer hielt sich beim Anblick des buddhaschaftlichen Glanzes für nicht würdig, mit seinen trockenen, harten, rauhen, kalten und schwerfällig gewordenen Händen den Körper des Buddha zu berühren, worauf, wie es dann weiter im Pt. heißt, die Trockenheit und Kälte verlorenging (A *naktām* 24 a 2) und weiche und zarte Hände zum Vorschein kamen (vgl. A (*pā*)kär *tākarām* 24 a 3). W. Winter erklärt das ihm unpassend erscheinende Pt. A *pālskāt* folgendermaßen, wobei ich, um nicht falsch zu interpretieren, ihn wieder wörtlich zitieren möchte: “The whole sequence of thought would change its character if it would be uttered, and could, thereby, be overheard by the Buddha. The fact that the silent thoughts are responded to only serves to emphasize the Buddha’s power” (a. a. O. 32).

Schließlich mag zur Verdeutlichung dessen, was unter “considerations of a more social order”, die sich für die Bevorzugung eines Pt. geltend machen lassen sollen, zu verstehen ist, folgendes Beispiel dienen: Es ist wieder dem Śaddanta-Jātaka entnommen, und zwar geht es inhaltlich um die Träume der Bhadrā, die für den König Anlaß zur Beauftragung eines Jägers sind. In A 78 b 1 finden wir den König im Gespräch mit den Jägern (vgl. A *trāṅkāś* b 1 und A (*śa*)*rwañ* (*l*ā(*ntac*) *trāṅkiñc* b 2), die verneinen, jemals einen solchen sechszähnigen Elefanten, wie ihn die Königin im Traum erblickt hat, gesehen zu haben, denen aber vom König angedroht wird, daß er sie bei Nichterfüllung des Auftrages bis zum siebenten Geschlecht insgesamt vernichten werde. In Zeile b 5 dieses Fragmentes erfahren wir dann, mit A *lāts pāltskāt* (Pt.) 78 b 5 eingeleitet, daß die Königin selbst nicht daran glaubte, daß dieser Elefant gefunden werde, “a statement contradicting the king’s words”, worauf es dann weiter heißt: “The queen would not use such words in front of the king; therefore, they cannot be performed” (a. a. O. 32), was nach W. Winter eben die Verwendung des Pt. A *pāltskāt* anstelle des Ps. *pāltsāṅkāś* erklärt.

c) Von W. Winter wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß die im Ps. bezeugten Verba zeigen, “that enactment applies only to actions that can be performed with no or at best

(‘prick’¹¹) very modest stage devices” (a. a. O. 32). Nichts weise auf Verwendung von Hilfsmitteln hin. Lediglich die folgende Stelle möchte er in dieser Richtung interpretiert wissen: B *asām ñor samām* 92 a 4, das in Gegensatz zu dem in B 81 b 6 bezeugten *tane aranemi walo brāhmaṇem . . . kāṣṭiññe yāknesa asānne lyāmateme* tritt. Entscheidend für das Ps. ist das danebenstehende *ñor*, denn “sitting *beside* a throne could be enacted by merely sitting on the floor, without the actual presence of a throne or a throne-like device, but sitting *on* a throne required a stage implement, and this action, characteristically enough, is described in the preterit” (a. a. O. 32).

In diesem Zusammenhang verweist W. Winter auch auf die Beschreibung des künstlichen Mädchens, das dem Maler als Bedienstete aufwartete. Hier trifft man keine Ps. (vgl. A 5 b 1–4), “while the response gesture of the painter¹², being enactable, is given in the present tense”. Dabei scheint es nach W. Winter nicht unwichtig zu sein, daß zwei der fraglichen Verben in Verbindung mit der Negation *mā* gebraucht sind (vgl. A *mā plāc crānkās mā karyā* 5 b 3). “They . . . may, therefore, be on a somewhat different level of enactability from the verbs in the affirmative” (a. a. O. 32)¹³, was W. Winter weiter zu der Feststellung veranlaßt, daß “it seems possible to assume that certain extreme actions did not find expression in acting, but were rather relegated to the narrative” (a. a. O. 32). Erwähnt werden das zweimal belegte B *wešeñña klyausāte* 85 b 5; 589 b 6 und aus dem A-Dialekt die Wendung *wak cārk* 8 b 3.

3. Zu den von W. Winter vorgetragenen Ansichten läßt sich manches Kritisches anmerken.

a) Dabei muß man, wie ich meine, gar nicht einmal so sehr mit den toch. Verhältnissen vertraut sein, um zu erkennen, wie gekünstelt, zurechtgemacht und wenig überzeugend viele dieser Erklärungen doch sind. Was soll es mit dem Hinweis, daß durch

¹¹ Gedacht ist an die Stelle aus dem Arañemi-Jātaka (B 88 a 1), an der berichtet wird, daß der Brahmane Durmukha den Knaben Uttara heftig mit einer Rohrwurzel sticht (vgl. Ps. B *tsopamne* 88 a 1).

¹² Gemeint ist A *lek yaś* 6 a 6: Ipf. A *rāśñā* 5 b 3.

¹³ Besonders dazu s. 3 cδ.

das Pt. A *pälkāt* in 23 b 4, anstelle eines (sonst oft auftretenden) Ps. *pältsāṅkāś* gebraucht, gerade bewirkt wird, “to emphasize the Buddha’s power” (a. a. O. 32), oder daß in A 79 a 1 bei Ersetzung eben dieses Pt. durch das entsprechende Ps. “the whole speech to the hunter would become repetitious” (a. a. O. 31), ganz zu schweigen von den Fällen, die mit “considerations of a more social order” (s. 2b) begründet werden. Aber auch die in bezug auf Ps. B *ñor samāṁ* gegebene Deutung vermag mich nicht zu überzeugen, wie es des weiteren kaum angeht, von einem Ps. B *tsopamne* aus auf die Verwendung von wenigstens “very modest stage devices” zu schließen.

Um zu einer befriedigenden Lösung zu kommen, wird man das Problem des Tempuswechsels im Toch. kaum so isoliert sehen können, wie das W. Winter meint, indem er sagt, “that the reason for the shift in tense has to be sought in Tocharian itself and not in some source material” (a. a. O. 29). Gewiß muß nicht unbedingt das Skt., das hinsichtlich der Verwendung der Tempora sowieso nicht mehr die alten Verhältnisse getreulich widerspiegelt¹⁴, als Vorlage gedient haben¹⁵, aber es liegt doch nahe, daß man hier im Toch. mit Gebrauchsweisen zu rechnen hat, die gut idg. sind und in den idg. Einzelsprachen, selbst wenn es da verschiedentlich zu Eigen- und Sonderentwicklungen

¹⁴ Vgl. den Unterschied, der z. B. in der Verwendung der Vergangenheits-tempora Ipf., Aor. und Perf. zwischen dem vedischen Indisch und dem klassischen Skt. besteht.

¹⁵ Vgl. z. B. Verf., Zur Verbal- und Kasussyntax in den sanskrit-tocharischen *Udānavarga*-Texten, *Orbis* 23,1 (1974), wo aus den Uv.-Texten Beispiele dafür erbracht werden, daß einem im Skt.-Text stehenden Ipf. und Aor., die in dieser Sprache ohne ersichtlichen Unterschied miteinander wechseln können, in der toch. Wiedergabe jeweils ein Pt. entspricht, da im Toch. zwischen diesen beiden Tempus-kategorien echte Bedeutungsdifferenzierungen bestehen. — Nebenbei sei nur bemerkt, daß die toch. Übersetzer bei ihrer Übertragung in keiner Weise sklavisch verfahren, wie ich unter Auswertung des Uv.-Materials in verschiedenen Aufsätzen nachzuweisen versucht habe. Siehe Zur tocharischen Übersetzung des Sanskrit-*Udānavarga*, *KZ*. 82, 2 (1968) 183–213; Zur tocharischen Wiedergabe der Sanskrit-Verba des *Udānavarga*, *KZ*. 83, 2 (1969) 290–322; Zur tocharischen Übersetzung der Sanskrit-Nominalkomposita des *Udānavarga*, *KZ*. 87,2 (1973) 161–189.

gekommen ist, ihre eindeutigen Entsprechungen haben. Dabei bedarf es keines besonderen Hinweises mehr, daß das Toch. gerade auf dem Gebiet der Syntax einen recht idg. Eindruck macht.

b) Wie ich andernorts ausführlich dargetan habe¹⁶, läßt sich zum Tempuswechsel Pt. : Ps. sagen, daß er einzelsprachlich in der Erzählung vergangener Geschehnisse vor allem da begegnet, wo man von Höhe-, Wende- oder Hauptpunkten sprechen könnte, wo entscheidende, wichtige oder lebhafte Stellen und spannende Situationen, Fortschritte in der Handlung, besondere Markierungen im Geschehen u. dgl. hervor- und herausgehoben werden sollen, kurzum, wo Bewegung in den Ablauf und die Darstellung zu bringen beabsichtigt ist¹⁷. Dabei ist nicht uninteressant, daß vielfach gewisse Verben eine Vorliebe für das Ps. hist. zeigen, „daß gewisse bedeutungsmäßig bestimmte Gruppen von Verben dem PH besonders zugeneigt sind, namentlich solche anschaulichen Geschehens und sinnlicher Wahrnehmung“¹⁸. Darunter zu stellen sind also Verben der Bewegung sowie auch die des Sagens¹⁹, die übrigens U. Sprenger²⁰ in den von ihr überprüften

¹⁶ Historisches Präsens oder Konjunktionsreduktion? (Sitzungsber. d. Wiss. Gesellschaft an der J. W. Goethe-Univ. Frankfurt/M. 1974, 11,2).

¹⁷ D. Schaffer, Untersuchungen zum Fiktions- und Tempusproblem der deutschen Gegenwartssprache, Diss. d. Univ. Wien 65 (1972) 215, sagt in Anlehnung an H. Seidler, daß dieses Ps. „ein Näherrücken, ein Heranziehen von Geschehnisteilen, die wie unter einer Lupe schärfer, greller und erregender dargestellt werden“, ist.

¹⁸ H. Hempel, Vom ‘Präsens historicum’ im Deutschen, Kl. Schr. (Heidelberg 1966) 422–429, spez. 424.

¹⁹ Vgl. H. Hempel, a.a.O. S. 427, wo es heißt, daß „gewisse Verba voll Bewegungs- und Anschauungsgehalt an den Präsens-einsätzen vorzugsweise beteiligt [sind]; vor allem Verba der Bewegung: *gehen* und *kommen*, auch *schlafen*, *reiten* usw.; diese stellen wohl die Hälfte aller Einsätze. Dem nächst Verba der sinnlichen Wahrnehmung und verwandte, voran Verba des Sehens: *sehen*, *erkennen*, *finden*, auch *anklopfen* u.ä.“. — Siehe in diesem Zusammenhang auch R. Heinze, Zum Gebrauch des Praesens historicum im Altlatein, Streitberg Festgabe (Leipzig 1924) 121–132, spez. 127: „Ein für die Entwicklung der Handlung wichtiger Moment pflegt das Zusammentreffen des Erzählers mit einer anderen Person zu sein (daher häufig *advenit* o. dgl. als erstes Praesens): dieser Moment haftet in der Erinnerung, insbesondere wenn sich darauf ein wichtiges Gespräch entspinnt. Hierbei fällt nun mit der Wichtigkeit des Vorgangs Sinneswahrnehmung und seeli-

altnordischen Sagas unter den Ps. hist. ebenfalls reichlich vertreten findet²¹.

c) Damit erscheint es nicht verwunderlich, auch im Toch., dem ich mich hier wieder zuwenden möchte²², in bezug auf besagten Tempuswechsel ganz ähnliche Verhältnisse anzutreffen.

α) Dazu zählt durchaus auch der Gebrauch des Ps. bei den Wz. A *tränk*-, B *we*- und AB *pälsk*-, der in Texten, die sich durch eine lebendige Gestaltung auszeichnen, begegnet. Wie unterschiedlich die Darstellungsweise sein kann, ersieht man deutlich, wenn man im A-Dialekt etwa aus dem *Punyavanta-Jātaka* die

sche Teilnahme zusammen: das ist der für das Einprägen in die Erinnerung günstigste Fall, und dementsprechend stehen denn auch die Verba dicendi fast durchweg im Praes. hist.; oft leiten sie directe Rede ein, und die Wiedergabe einer solchen ist ja die denkbar treueste Wiedergabe eines vergangenen Ereignisses, kann sich durch Nachahmung auch fremder Rede und entsprechender Mimik dem Wiedererleben am stärksten annähern.“

²⁰ Praesens historicum und Praeteritum in der altnordischen Saga, Basel 1950.

²¹ In der *Eyrbyggjasaga* beispielsweise verteilen sich die Ps. hist. auf folgende Gruppen: 237 Ps. hist. des Sagens stehen 55 andere gegenüber, „wovon 22 Verben der Bewegung wie *koma*, *fara* usw., 33 andere Verben, teilweise Verben der Bewegung im weiteren Sinn (*safna*, *leita*, *veitir*, *atgongu*), teils Verben für Sinneseindrücke, Verben des Meinens und Denkens (*sjá*, *verda varir*, *vilja*, *þykkja*, *ætla*)“ (a.a.O. 81) sind. In der *Grettissaga* sind es 230 Verben des Sagens, 44 der Bewegung, 126 weitere. In der *Egilssaga* schließlich ist das Verhältnis: 213 Verben des Sagens, 90 der Bewegung und 96 weitere Verba. Zusammenfassend stellt U. Sprenger dann fest, daß sich die Ps. hist. in den von ihr untersuchten fünf Buchsagas auf drei Kategorien verteilen lassen: „1. Verben des Sagens; 2. Verben der Bewegung, wie *koma* usw.; 3. Verben der weiteren Bewegung, Sinneseindrücke, Verben des Glaubens und Meinens“ (a.a.O. 82). „Es sind, sagt U. Sprenger weiter, in erster Linie Verben der Handlung, die ins Pr. h. gesetzt werden, besonders beliebt sind die Ausdrücke des Sagens. Zweitens verwendet der Erzähler das Pr. h. nur an bestimmten lebhaften Stellen . . ., sonst benützt er das Praet.“ (a.a.O. 82).

²² Über die idg. Verhältnisse informiert ausführlich mein Vortrag „Historisches Präsens oder Konjunktionsreduktion?“, a.a.O., so daß ich auf Einzelheiten und die Frage, welche Bedeutung diesem Ps. von Haus aus zukam, nicht näher einzugehen brauche. Das hieße nur, sich in Wiederholungen zu ergehen.

Geschichte vom künstlichen Mädchen der von Priyadattas Gefangennahme oder der von Koṭikarṇas Abenteuer gegenüberstellt. Im ersten Fall sehen wir anschaulich geschildert, wie der Maler sich an dem Mechaniker zu rächen versucht. Letzterer hatte ihm nämlich ein künstliches Mädchen als Bedienstete zur Verfügung gestellt, das zerbrach, als der Maler es, für ein wirkliches, leibhaftiges haltend, aus Zuneigung an der Hand fassen wollte. Gegenüber dieser Geschichte, die mit zu den schönsten der toch. Sammlung zu rechnen ist, wirken die beiden anderen Erzählungen geradezu nüchtern und trocken. So wird in A 395 recht farblos ohne jegliche Umschweife von Priyadattas Gefangennahme, dem Schmerz der Eltern über den Verlust des Sohnes und der Opferung des Priyadatta berichtet. Man findet die einzelnen Fakten ganz sachlich aneinandergereiht, und an keiner Stelle des Textes hat man eigentlich das Gefühl, daß hier eine Unterbrechung und Auflockerung durch Ps. erfolgen müßte, auch da nicht, wo wir eingangs des Blattes den Haushalter im Gespräch mit seiner Frau, eingeleitet durch das Pt. *we*, finden. Ganz ähnlich ist es mit der Koṭikarṇa-Geschichte, von der uns Reste in den A-Fragmenten 340 und 341 vorliegen. Im Mittelpunkt der Erzählung steht eben Koṭikarṇa, der als Karawanenführer auf die Edelsteininsel gelangt, dort Juwelen und Perlen erwirbt, dann aber von der Karawane im Stich gelassen wird, die ohne ihn die Heimreise antritt. Koṭikarṇa hat nun allein allerhand Abenteuer zu bestehen. Erinnert sei an die Begegnung mit den Pretas, die, zum Skelett abgemagert, für ihren Geiz und Neid büßen müssen, an das Erlebnis mit dem Mann, der bei Nacht himmlische Freuden genießt, am Tage aber Todesqualen erleidet und von einem Hund zerfleischt wird²³, und schließlich an die Ereignisse in dem am Ufer eines Sees gelegenen Himmelpalast, in dem Koṭikarṇa eine Frau auf einem Ruhebett sitzend antrifft, vor dem zwei Pretas kauern, deren Speise, die ihnen Koṭikarṇa gibt, sich in Blut und Eiter verwandelt. Obwohl der Inhalt reicher und interessanter als in der Priyadatta-Geschichte

²³ Diese Begebenheit wiederholt sich, allerdings mit dem Unterschied, daß jetzt der Mann bei Tag Liebesfreuden genießt und dafür dann bei Nacht Qualen zu erdulden hat.

ist, bleibt die Ausgestaltung doch farblos, so daß von da aus auch die eine direkte Rede einleitenden Pt. (vgl. A *we* usw.) ohne weiteres verständlich werden.

β) Die Aufzählung will ich nicht fortführen²⁴. Wenn sich auch erst auf Grund einer eingehenden Überprüfung sämtlicher Beispiele ein exaktes Ergebnis erbringen läßt, so wird sich hinsichtlich des Tempuswechsels von Pt. zu Ps. in der Erzählung m. E. alles — die Schwierigkeiten und Besonderheiten an der einen oder anderen Textstelle eingeschlossen — gut in den Rahmen fügen, wie man ihn durch die Einzelsprachen²⁵ abgesteckt findet. Das bedeutet dann aber eben auch, daß der Übergang zum Ps., wie er gerade in den sog. dramatischen Texten²⁶ begegnet, nicht dadurch bedingt sein kann, daß man sich das in diesem Tempus Angeführte als dargestellt zu denken hat. Wie sehr man mit einer solchen Auffassung in Bedrängnis gerät, ersieht man besonders deutlich²⁷ aus dem Blatt B 107, das die Speisung des

²⁴ Für den B-Dialekt gilt grundsätzlich dasselbe. So findet man im Arañemi- und Subhāśitagaveśin-Jātaka vor allem Ps. der Wz. *we*-, indem die Dialoge durch ein B *wessäm*, *weskem* u.ä. eingeleitet werden. Andererseits begegnet man z.B. in der Geschichte der Bekehrung von Nādi- und Gayākāśyapa (Nr. 108) keinen Ps. als Erzähltempus, ebenso wenig in der vom armen Weber Vardhana und in einer Reihe von Jātakas, Avadānas und sonstigen zur Buddhalegende gehörigen Texten.

²⁵ Selbst das Heth. liefert entsprechende Beispiele, deren genaue Auswertung allerdings noch aussteht. Dabei ist aber nicht uninteressant, daß sich darunter auch Ps. vom Verbum des Sagens befinden. Siehe Verf., Historisches Präsens oder Konjunktionsreduktion?, a.a.O. 75 Anm. 155 und 78 Anm. 165.

²⁶ Ob ausschließlich in diesen, hängt nicht zuletzt davon ab, was man genau unter „dramatisch“ verstehen will. — Immerhin ist es nicht uninteressant, daß für die zum Maitreyasamiti-Nātaka gehörigen toch. A-Texte ein solcher Wechsel nun gerade nicht charakteristisch ist. Hier sollte man ihn dann in der Tat erwarten; es dominiert aber in den Nātaka-Texten die präsentische Darstellungsweise, die W. Winter einfach als Ausnahme bezeichnet (a.a.O. 28), wobei er „other exceptions“ für die sog. „Eastern texts“ gelten läßt (a.a.O. 31). Zu ihnen zählt das Blatt B 107, über das sogleich gehandelt wird.

²⁷ Siehe auch Folgen wie B . . . *kärwāśśai witsakaisa räskare tsopamne* (Ps.) . . . *auntsantene* (Pt.) *ścire makästsi* 88 a 1f. oder B . . . *kenine lamästärne* (Ps.) *au(m)tsatene rupaśke kantwas(a) skāwa(tsī)* 83, 3. Dazu s. ferner die Bemerkungen 3cγ.

odhisattva vor seiner Erleuchtung zum Inhalt hat²⁸. Hier ifft man, von zwei Ps. abgesehen, nur Pt. (bzw. Ipf.^{28a}), und var auch zur Einleitung einer direkten Rede (vgl. B *weñāmeś*, *eñāreñeś* a5, *wñärne*, *weñāmeś* a8 usw.). Daß die Ps. B *wes-ymneś* 107 a10 und B *weskem* 107 b7 nicht im Winterschen inn überzeugend zu erklären sind, steht außer Zweifel²⁹. Der rund für ihre Verwendung scheint mir vielmehr der zu sein, daß es an beiden Ps.-Stellen um besondere Heraus- und Hervor- ebungen geht, was im folgenden etwas näher ausgeführt werden soll:

Auf der Suche nach dem des wunderkräftigen Breies Würdig- en trafen die beiden Schwestern Nandā und Nandabalā der Reihe nach auf den Ājivika Upaga, Indra in Rsi-Gestalt, Gott rahman, die Śuddhāvāsa-Götter und schließlich den Bodhisattva. Während sie den Ājivika gleich abwiesen, waren sie Indra gegenüber schon mehr im Zweifel. Auf seine Frage, ob einer, der besser als er wäre, dann diesen Brei bekäme, antworteten sie jedenfalls: *se cisa śpālmem tākam cwi aiskem* a9 „wer

Ob dieser Text überhaupt als „dramatisch“, im bisher üblichen Sinn verwandt, zu verstehen ist, erscheint mir — trotz 110 a1; der Blattrest stammt aus Murtuq, nicht Sängim! — sehr fraglich.

^a Sie können hier unberücksichtigt bleiben. Zum Bedeutungsunterschied zwischen Ipf. und Pt. s. die Bemerkungen 3c8.

Das sieht auch W. Winter. Bei ihm heißt es einfach: “The texts B 107–116, from Eastern sites and in Eastern dialect, though in content and general structure similar to the ones under discussion, do not seem to be subject to any systematic tense shift: in B 107 we find *weskem* ‘they say’ used twice (a 10, b 7) in introducing direct discourse, but both times followed and preceded by preterit forms of the same verb: *weñāme* a 9, b 1 [korrekt *weñāmeś*]; *weñāre* b 5, *weñāmeś* b 8. In other fragments of the same manuscript only preterit forms seem to be used in the narrative.” In diesem Zusammenhang weist W. Winter ferner darauf hin, daß “also other Eastern texts seem to lack the shift to present tense, cf. B 375–379 (from Murtuq) and B 582–583 (also from Murtuq), but they are too short to permit conclusive statements at this time” (a.a.O. 31). W. Winter will die Belege, die sich nicht so ohne weiteres in sein Konzept fügen, anscheinend also mit dem Hinweis, daß es sich um eine Eigentümlichkeit der „Eastern texts“ handelt, abtun. Aber so einfach geht es nun nicht, und ich sehe nicht, wie damit die hier gelegentlich auftretenden Ps. (vgl. obiges B *weskem*) hinreichend begründet sein sollen.

besser als du sein sollte, dem geben wir [scil. den Brei]“. Und etwas später heißt es dann, daß Nandā und Nandabalā, den Śuddhāvāsa-Göttern zugewandt, folgendes sagten: *maharsinta posa kres tākacer mant purwat onkarñai*³⁰ *mā tākacer wesi pokses posa spālmem rṣāke intsu ste cwi ka s mant klāskem* b3f. „[ihr] großen R̄ṣis, solltet ihr die allerbesten sein, so nehmt den Brei entgegen! Solltet ihr [es] nicht sein, [so] lehrt uns, wer der allervorzüglichste R̄ṣi ist, und dem eben bringen wir so [den Brei]“.

Anders ist die Situation in bezug auf Gott Brahman, auf den die Schwestern, wie die Gesamtschilderung zeigt, wohl größere Erwartungen setzten. So liest man an dieser Textstelle zunächst einmal, daß Nandā und Nandabalā in freudiger Erregung und voller Verehrung auf Brahman zukamen (vgl. B *toy kakkāccuwa bramñiktemś maitare wināśsarne* a10). Ausführlich gehalten ist dann auch die an den Gott gerichtete Rede, die eben durch das Ps. eingeleitet wird (vgl. B *onkarñai*³¹ *śarnene eñkuwa weskennes'* a10) und eine volle Strophe ausfüllt. An Wendungen wie B *wesämne palsko tāñkwaññeñcai yneś pyāmtsar* a10/b1 „an uns mache freundliche Gesinnung offenbar!“, *mā nai ñakta prānkäśme* b1 „weise uns doch, [o] Gott, nicht ab!“ und *mai no knetärme ritau akālk laukaññe* b1 „es möge uns doch der lang gehegte Wunsch in Erfüllung gehen!“ ist zu erkennen, wie sehr die Schwestern sich Brahman als den würdigsten Empfänger ihrer Gabe wünschten und erhofften. Ja, daß sie von seiner Eignung überzeugt waren, geht zudem vielleicht auch aus ihrer Antwort auf die nun ebenso von Brahman gestellte Frage, ob sie einem Besseren den Brei gäben, hervor. Ich meine das darin verwandte periphrastische B *kälālyana tākam* b2 (gegenüber sonstigen einfachen Ko.), womit die Möglichkeit, einen Besseren zu erlangen, sehr nachdrücklich betont, das Eintreten dieses Falles damit zugleich aber stark in Zweifel gezogen wird³². Ähn-

³⁰ Verbessere zu *onkorñai*.

³¹ Verbessere zu *onkorñai*.

³² = sollten wir tatsächlich einen erlangen, was wir aber nicht annehmen. — Siehe in diesem Zusammenhang den periphrastischen Ko. in folgendem Beispiel aus dem Subhāśitagavesin-Jātaka: Indra in Yakṣa-Gestalt stellt den König Subhāśitagavesin, der für eine Buddha-strophe sein Leben hinzugeben bereit ist, auf die Probe. Er sagt u.a. zu ihm: B *mapi mā ca(mpät) c(e)u pito rintsi kuce niś ñäskaucnem*

lich ist es in dem anderen Passus, in dem ein Ps. vorliegt (vgl. B *weskem* b 7), wobei diesmal Empfänger des Breies der Bodhisattva ist. Hier finden sich, analog zur Situation mit dem Gott Brahman, wieder die Ausdrücke *kakāccuwa* und *wināśsarne*, und die Worte der Schwestern sind ebenfalls in eine ganze Strophe gekleidet, deren zwei letzte Pādas lauten: *ce pintwātstsa kārtstso-mñenta po yātoyes wesi rano ritau akālk kāñiyoytär* b 7f. „durch dieses Almosen mögen alle [Heils]güter dir zuteil werden; auch uns möge der gehegte Wunsch erfüllt werden!“. Interessant ist in diesem Zusammenhang noch der vorausliegende Hinweis der Śuddhāvāsa-Götter auf den Bodhisattva. Mit dem Gebrauch des periphrastischen Fut., das hier in Verbindung mit der Negation begegnet, wird deren Aussage, daß die Schwestern bestimmt keinen Geeigneteren als jenen finden werden, eben noch ein größerer Nachdruck verliehen (vgl. B *comtsa śpālmem daksinākem mā kālālyana nescer* b 5f. „einen besseren [vorzüglicheren] [und] geeigneteren als jenen werdet ihr nicht finden“)³³.

Zusammenfassend läßt sich also festhalten, daß gerade an den beiden herausragendsten und bedeutendsten Stellen des Textes der Tempuswechsel von Pt. zu Ps. einsetzt. Das kann nicht Zufall sein. Der Schreiber hat sich vielmehr ganz bewußt dieser sprachlichen Möglichkeit zur besonderen Kennzeichnung und Heraushebung bedient.

γ) Sicher ist nicht in allen Fällen der Unterschied so deutlich faßbar. Dafür fehlt es eben vielfach schon an der wichtigsten

100 a 1 „(du) wirst wohl nicht [kaum] imstande sein, den Preis dahinzugeben, den ich von dir verlange“. Darauf geht es dann im periphrastischen Ko. weiter: *kr̄u i no tu rū(m)tsi campalle tākat ta(ne)* /// „wenn du aber [doch] — was eben Indra für unwahrscheinlich, um nicht zu sagen unmöglich hält — imstande sein solltest, das dahinzugeben, dann . . .“. — Auf weitere Einzelheiten kann ich hier nicht eingehen. Zu den Beispielen s. Verf., Die tocharischen Verbaladjektive auf *-l*, DAW., Institut f. Orientforschung, Veröffentl. Nr. 9 (Berlin 1952) 42.

³³ Eine solche Fut.-Bildung erscheint nochmals in der Antwort des Bodhisattva, der u.a. sagt, daß er bestimmt so lange nicht Almosen genießen werde, bis er nicht *vāsanā* und *kleśas* vernichte (vgl. B *mā tot nīś pintwāt warpalle nesau kossa wāsam kleśanma mā wikāskau* b 10). — Zu diesen periphrastischen Fut. s. Verf., Die tocharischen Verbaladjektive auf *-l*, a.a.O. 38f.

Voraussetzung, dem textlichen und somit inhaltlichen Zusammenhang, ohne den nun einmal so feine und subtile Differenzierungen vom Leser nicht mehr voll erfaßt werden können. Man denke nur an die Aranemi-Belege, die sich m.E. aber ohne weiteres in den Gesamtrahmen einfügen werden. Am Anfang von B 88 beispielsweise stehen wir mit dem Ipf. *lnassine* a1 am Schluß der Beschreibung des Zustandes, in dem sich der von Seiten der Brahmanen gequälte Prinz Uttara befand. Daraufhin geht der eigentliche Handlungsablauf weiter; mit dem Ps. *tsopamne* a1 wird jedenfalls ein neues Mittel angeführt, mit dem die Brahmanen Uttara Pein zu bereiten versuchen³⁴. Unter die Rubrik Markierung von Haupt-, besonderen, wichtigen oder entscheidenden Punkten innerhalb des Geschehens läßt sich wohl auch das Ps. B *lamästarne* 83, 3 einordnen. Ebenso könnten B *ñor samäm* 92 a 4 und aus A (*ku*)*mse(m)c*³⁵ 344 b 1 zu verstehen sein. Ferner wird man, wobei ich auch hier auf Einzelheiten nicht eingehen kann³⁶, das in B 81 b 6 überlieferte Ps. *yarke yamaskem* in Zusammenhang und auf einer Stufe mit den auf diesem Blatt mehrfach bezeugten Ps. der Wz. *we-* „sagen“ sehen müssen, selbst wenn auf dieses *yarke yamaskem* — im Gegensatz zu den mit B *wessäm* u. dgl. endenden Sätzen — keine direkte Rede folgt. Hingegen scheint mir für das Ps. B *yakne yamaśäm* 91 a 1 auf dem Fragment, das Aranemi als Gärtner in den Palast des Königs Candramukha kommen läßt, eine eindeutige Beurteilung unmöglich zu sein. Dafür fehlt der genaue Kontext, was durch die Tatsache, daß davor eine Lücke von siebzehn Blättern liegt,

³⁴ Daß etwas später die Angabe, daß man den Prinzen über den dornigen Erdboden hin und her zerrte, mit dem Pt. erfolgt (vgl. B . . . *tsakatsai kemtsa orkäntai yärttane* a3f.), erklärt sich daraus, daß man sich damit am Ende der Episode befindet — es setzt dann das Gespräch des Baumgötterpaars ein. — Hier haben Ps. eigentlich nichts zu suchen, wie Beispiele aus anderen Sprachen deutlich zeigen. Zu solchen aus dem Altnord. und Altir. s. Verf., Historisches Präsens oder Konjunktionsreduktion?, a.a.O. 51f.

³⁵ So wohl zu ergänzen und zu verbessern. Wir befinden uns beim Auftritt der beiden Tuṣitagötter Jñānaprabha und Karuṇaprabha, aber leider bietet das Blatt auf Grund seiner fragmentarischen Erhaltung sehr wenig.

³⁶ In anderem Zusammenhang wird ausführlich auch über diesen Gebrauch zu handeln sein.

hinreichend erhellt sein mag. Jedenfalls ist m. E. nicht auszuschließen, daß man es bei diesem *yamaṣām* gar nicht mit einem sog. Ps. hist. zu tun hat³⁷.

8) Zum Schluß sei noch auf etwas ganz anderes hingewiesen. Wenn man nun einmal der Ansicht ist, daß der Tempusgebrauch, wie er sich in den dramatischen Texten zeigt, auf einen Gegensatz von Pt. : Ps. hinauskommt, wobei anzunehmen ist, "that an easily enacted action is described in the present tense" (a. a. O. 31), während das im Pt. Dargetane von einem narrator erzählt wird, müßte man sich doch wohl fragen, welche Bewandtnis es dann mit den in dieser Textgattung daneben bezeugten Ipf. hat. Für W. Winter jedoch scheint ein derartiges Problem überhaupt nicht zu existieren, denn bei ihm werden die Ipf. (vgl. A *räsñā*, *lyāk*, *yes* usw.³⁸) gleich wie regelrechte Pt. (vgl. A *pekat*, *raksām*, *wekat* usw.) „preterit“ genannt und als solche behandelt, gewissermaßen als ob Vertauschbarkeit zwischen ihnen bestünde. Aber so einfach ist es nun in der Tat wieder nicht. Es steht doch außer Zweifel, daß mit dem Wechsel von Pt. zu Ipf. im Toch. ein Bedeutungsunterschied einhergeht, indem das Ipf. zur Bezeichnung eines unabgeschlossenen Geschehens oder Zustandes in der Vergangenheit dient, wohingegen mit dem Pt. ein vergangener Tatbestand sachlich und nüchtern aufgezählt oder konstatierend festgestellt wird³⁹. Wir finden also eine Differenzierung vor, die ihre Entsprechung durchaus

³⁷ Im übrigen sei noch bemerkt, daß man wohl auch im Toch. damit rechnen muß, daß Ps. bisweilen da auftreten, wo man sie eigentlich nicht erwartet. Dafür sind, wie auch in anderen idg. Sprachen, die verschiedensten Gründe denkbar. Sie reichen vom bloßen Versehen über den Hang zur Variation bis hin zur Vorliebe für präsentische Darstellungsweise überhaupt. Siehe in diesem Zusammenhang z. B. A *yāñc* 346 a 1 und vor allem die vorherrschenden Ps. im Maitreyasamiti-Nāṭaka des A-Dialektes. In letzteren Texten läßt sich aber doch zeigen, daß hier der gelegentliche Wechsel von Pt. zu Ps. gewollt und sinnvoll ist.

³⁸ Zu den mit der Negation *mā* versehenen Ipf. A *crāñkās* und *karyā* 5 b 3 s. 2 c.

³⁹ Auf Einzelheiten brauche ich nicht einzugehen. Ausführlich darüber Verf., *Der Gebrauch der Vergangenheitstempora im Tocharischen*, Wiesbaden 1957.

in anderen idg. Einzelsprachen hat. Von daher schon hätte es nahegelegen, auch beim Ps. von entsprechenden Parallelen im Bereich des Idg. auszugehen. Jedenfalls hätte sich dann nicht so leicht mit dem Ps. die Funktion der „easy enactability“ (a.a.O. 30) verbinden lassen.

Mit diesen Bemerkungen, die ich nach der einen oder anderen Seite vertiefen oder gar erweitern könnte, will ich es belassen. Mir ging es ja einfach darum zu zeigen, daß sich in bezug auf den Gebrauch des Ps. hist. im Toch. alles in alten Geleisen und gewohnten Bahnen bewegt, d.h. daß man hier mit keinen Verwendungsweisen zu rechnen hat, die sich nicht auch sonst außerhalb des Toch. in anderen idg. Sprachen erhärten und bestätigen lassen. Von dieser Tatsache unberührt bleibt freilich die Frage, ob der Tempuswechsel von Pt. zu Ps. mit zu den Charakteristika zählt, durch die bestimmte Texte als „dramatisch“ bezeichnet und von anderen abgehoben werden können⁴⁰, und wie man sich derartige Texte vorgetragen zu denken hat⁴¹.

Bad Homburg v.d.H.,
Weinbergsweg 64

Werner Thomas

⁴⁰ Siehe auch Anm. 26.

⁴¹ Vgl. in diesem Zusammenhang A. v. Gabain, Maitrisimit. Faksimile der alttürkischen Version eines Werkes der buddhistischen Vaibhāṣika-Schule, 2 Bd., Wiesbaden und Berlin 1957/1961. In bezug auf das tocharische Maitreyasamiti-*Nāṭaka*, von dem Reste im A-Dialekt erhalten sind, sagt A. v. Gabain u.a.: „Das alles [gemeint sind die am Beginn eines Kapitels sich findende Angabe des Schauplatzes und der am Ende angebrachte Vermerk, welche Personen abtreten] bedeutet eine gewisse Dramatisierung. Doch unterscheidet sich der Stil — abgesehen von häufigerer Verwendung der direkten Rede — nicht von einem gewöhnlichen Erzähltext. So dürfen wir dies tocharische *nāṭaka* wohl als einen Vortragstext für religiöse Volksfeste definieren: Mehrere Mönche werden den darstellenden Text und die Worte der verschiedenen Personen abwechselnd, und zwar mit Instrumentalbegleitung, rezitiert haben“ (a.a.O. I 19). Siehe auch das Kapitel „Vortragskunst“ (a.a.O. II 18f.). — Schließlich sei noch auf S. Lévi verwiesen, der „Le Sūtra du Sage et du Fou dans la littérature de l’Asie Centrale“, JA. 207 (1925) 318, u.a. bemerkt, daß das Werk „le caractère d’une légende dramatique où la récitation chantée et la forme dialoguée alternent“ habe.

A Note on Bactrian Syntax

As the meagre corpus of Bactrian provides no less than three examples of the syntactic feature to be discussed here, all in the same passage of version **M** of the Nokonzok inscription, it will be convenient to quote first of all the text of **M**, and the corresponding passage of **B**, together with Gershevitch's translation¹:

M (§ 9) οτο ειο μο σαδο οδο μαβτο χιργομανο κιρδο αμο βορζο-
μισρο αμο κοζγαφκι πουρο αμο αστιλογανσειγι αμο νοκονζικι κα-
ραλραγγε μαρηγο πιδο ι χοαδηο φρομανο (§ 10) οτο ειομανο νοβιχτο
αμο μιυραμανο αμο βορζομιυροπουρο m[ono]g[ram]₁ αμιυραμανο
mg₂ 'And Xirgman, as well as Kozgašk's son Burzmihr, as well
as Astilgāncīg, as well as the lord of the marches Nokonzok,
mindful of the Emperor's command, built this well and stairway.'

¹ AM. 12, 1 (1966) 107–108, but replacing 'wall' with 'stairway' in the light of the convincing contextual evidence, for which see Gershevitch, IF. 72 (1967) 31–33. Gershevitch's etymology of μαβτο < *ham-ā-srita- is certainly to be preferred to previous suggestions. On the other hand, while Pašto šel 'stairs' < *srita- and Oss. asinā 'ladder' < *ā-sri-na- combine to justify the creation of a synonymous OIr. *ā-srita-, the assumed *ham-ā-srita-, with double preverb, is merely an *ad hoc* formation. It may therefore be better to divide μαβτο into two words, the article μο or μα and αβτο < *ā-sritā-. (Cf. Gershevitch, AM. 12, 1, 1966, 103 on μανδαρο.) From the wording of the Nokonzok inscription it is impossible to tell whether or not μαβτο should contain the article. The former possibility appears to be negated by the wording of the 'inscription pariétale' (ν)οβιχτο μο μαβτο ουβε μο παγδο ι ωλεσαγωγι, cf. Benveniste, JA. 1961, 146–150, where, however, it may be permissible to understand the first μο as a variant of μ, the enclitic pronoun of the first person singular, cf. κιρδο μι βαγολαγγο 'I made Baylān' (Henning, BSOAS. 18, 2, 1956, 367, n. 4) and λαδο μι 'I gave' (Humbach, Baktrische Sprachdenkmäler, I, Wiesbaden, 1966, p. 126). One might therefore translate: 'I, Ōlesayōg, inscribed both the stairway and the παγδο', interpreting the final ωλεσαγωγι as a name in the oblique, linked by the *idāfat* ι to μο 'by me', with which it agrees.

And Iyuman, as well as Mihrāman, as well as Burzmihrpuhr, did the writing (lit. wrote). mg_1 per Mihrāmanem mg_2 '.

B (§ 9) οτο μο σαδο βορζομιωρο κιρδι ε κοζγαβκι π[ο]υρο υαστιλογανζειγο νοκονζικι καραλραγγι μαρηγδι πιδο χοαδηο φρομαν[ο] (§ 10) mg_3 αδειγο(?) mg_4 'And Kozgašk's son Burzmihr, Hastilgāndzīg, (and) the lord of the marches Nokonzok, mindful of the Emperor's command, built the well. (Space for, and traces of, one name) mg_3 (?) Adig mg_4 '.

An interesting divergence between the two versions, and one that has not been taken as seriously as it deserves, is to be noticed in the phrase (αμο) βορζομιωρο αμο κοζγαβκι πουρο in **M**, beside βορζομιωρο ... ε κοζγαβκι π[ο]υρο in **B**. In view of the obvious care with which **M** was written, it is not likely that the second αμο is a mistake for ε, as has been assumed². On the other hand, the meaning of the two phrases is clearly the same. The use of αμο instead of ε will therefore reflect a merely formal distinction between the passages in **M** and **B**, the cause of the divergence being the fact that the phrase in **M**, but not in **B**, is preceded by αμο. A remarkably similar construction to that attested here in **M** occurs in Sogdian: *MN nwyktc γwβw cyr MN w'γzn'kk BRY, kw nwyktcw γwβw cyr kw w'γzn'kk BRY* 'from/to Čir, king of Nawikat, son of Wāγzanak', etc.³. The case-agreement between two nouns in apposition which would be expected in Old Iranian is thus replaced by a repetition of the governing preposition before the second noun. There is therefore no reason to doubt that the phrase αμο βορζομιωρο αμο κοζγαβκι πουρο was an acceptable way of expressing: 'together with⁴ Burzmihr son of Kozgašk'. It may be noted in passing that the use of this construction need not have been limited to patronymic phrases (as was apparently the case in Sogdian). A wider usage is indicated by its idiosyncratic development in Choresmian, where it was

² Gershevitch, AM. 12, 1 (1966) 97.

³ Cf. Livshitz, *Sogdijskie dokumenty s gory Mug*, II (Moscow 1962), p.26.

⁴ Αμο < *hama- was recognized already by Marieq, JA. 1958, 365, who considered it as a conjunction, comparing Oss. ämä 'and'. However, the construction requires that αμο be taken as a preposition; cf. Skt. *samam* (with instr.) 'together with'.

possible to say, for instance, *cy b'ðys cy 'llh'n* 'from the command of God', lit. 'from the command, from the (command) of God', or *f'yd़wk fn'n'm'n* 'in so-and-so's presence'⁵.

Accordingly, § 10 of **M** may now be translated: 'And it was written by Iyuman, together with Mihrāman son of Burzmihr'. It would appear that Mihrāman, the scribe of **A** and **M**, was the son of the builder of the well: one might assume that Nokonzok entrusted both the building and the inscription to the same 'family concern'. On the other hand, since the name Burzmihr may have been common⁶, a different person may be referred to. It is also worth noting that the fact that only two scribes are named (and not three as in Gershevitch's translation) opens up the possibility of re-interpreting the two monograms as the mason's marks of Iyuman and Mihrāman respectively⁷. Version **A**, the 'signature' of which differs only in the spelling, would then be the work of the same two scribes. (If one were to suppose that in both cases Iyuman was the scribe who actually completed the carving of the inscription, signing it with his mark but leaving it to Mihrāman to add the words 'together with⁸ Mihrāman' and *his* mark, one might account for the reappearance in the 'signature' $\alpha\mu\omega\rho\alpha\mu\alpha\nu$ of **A** of the round, as opposed to the square, form of omicron, which had not previously been used since line 11 of the inscription.) Similarly in **B** each of the monograms would be associated with the name which precedes it.

⁵ Henning, Z. V. Togan'a Armağan (İstanbul 1956), p. 427. The Chor. construction has already aptly been compared with the Sogdian by Livshitz, loc. cit.

⁶ It reappears in the spelling $\beta\omega\beta\zeta\omega\mu\iota\delta\omega$ in the Kara-Tepe inscription § 1, cf. Livshitz, in B. Y. Stavisky (ed.), Buddijskie peščery Kara-tepe v starom Termeze (Moscow 1969), p. 77, Harmatta, ibid., p. 83.

⁷ According to Gershevitch's interpretation (art. cit., pp. 98–99), the two monograms, together with the intervening $\alpha\mu\omega\rho\alpha\mu\alpha\nu$ 'per Mihrāmanem', form the complex 'trade-mark' of a firm of which Mihrāman was the titular head. The present suggestion of an alternative is not intended to exclude this possibility.

⁸ Assuming a haplology of $^*\alpha\mu\omega\cdot\mu\omega\rho\alpha\mu\alpha\nu$ (cf. Gershevitch, art. cit., p. 97, n. 10 on $^2\alpha\mu\omega < \alpha\beta\omega\cdot\mu\omega$). This would mean abandoning Schlumberger's comparison (apud Gershevitch, IF. 72, 1967, 56) of $\alpha\mu\omega\rho\alpha\mu\alpha\nu$ with διὰ Παλαμήδου in the Palamedes inscription.

There remains to be considered the second half of § 9 of **M**:
αμο αστιλογανσειγι αμο νοκονζικι καραλραγγε μαρηγο πιδο ι χοαδηο φρομανο. For μαρηγο Maricq's equation⁹ with OP *marika-*, Pašto *mrayai*, Orm. *mrīk* 'slave' is to be preferred to Henning's very tentative suggestion¹⁰ 'mindful' < */mar-*, which was apparently due to the need felt by him for an adjective rather than a noun. If, however, the second *αμο* is merely resumptive, as in the examples discussed above, a noun, on which the genitives νοκονζικι καραλραγγε (B καραλραγγι) may depend, is only to be expected. The whole paragraph may therefore be translated: 'And this well and stairway were made by Xirgman, together with Burzmihr son of Kozgašk, together with Astilgāncīg servant of the lord of the marches Nokonzok¹¹, according to the lord's¹² command'. B § 9 may be translated similarly: 'And the well was made by Burzmihr the son of Kozgašk (and) Hastilgānjīg servant of the lord of the marches Nokonzok, according to the lord's command'. This wording accords well with the sequence of events reconstructed by Gershevitch¹³. In addition, it clarifies certain details, such as the parts played respectively by Hastilgānjīg, whom we may take to be Nokonzok's deputy, acting here in a supervisory capacity, and by Burzmihr, who will therefore be the actual builder. The fact that § 9 of B does not mention Nokonzok himself, but only his deputy, as having 'made' the well confirms that he had already left Baylān by the time the well was completed and inscription B set up. We may note, finally, that the revised translation given above has the effect of removing Nokonzok's name from the list of 'makers'

⁹ JA. 1958, 367.

¹⁰ BSOAS. 23, 1 (1960) 51, n. 6.

¹¹ In view of Sogd. *'st̥k'njl* (cf. Gershevitch, AM. 12, 1, 1966, 107, n. 41) the name Hastilgānjīg may be derived by means of the adjectival suffix *-īg* from a Skt. noun **hastakāñjali-* equivalent to the attested *hastāñjali-* 'hands in the *añjali*-position'. Cf. also B. Sogd. *'ncn-đst.* The resulting bahuvrihi, meaning virtually 'respectful', would be an appropriate name for a servant. Nokonzok's name, in view of its *k*-s, may also be Indian.

¹² The context suggests that χοαδηο here refers not to the Emperor (as suggested by Henning, art. cit., p. 51) but to Nokonzok himself.

¹³ IF. 72 (1967) 30ff.

of the well. This is only at first sight surprising. The reason is that Nokonzok's overall responsibility for the building of the well, indicated in § 9 by the phrase 'according to the lord's command', had been made abundantly plain in the preceding paragraphs, from which only a mention of the subordinates who had actually carried out the work was lacking. In this respect, the version offered above may therefore be preferred to the previous translation, which required an explanation as to why Nokonzok should be named *after* Hastilgānjīg, Burzmihr, and, in M, Xirgman, as if he were their equal or even subordinate, in clear contradiction to the whole tenor of the main text of the inscription¹⁴.

53 E Bateman Street,
Cambridge

Nicholas Sims-Williams

¹⁴ Cf. Gershevitch, AM. 12, 1 (1966) 108: 'they [= Burzmihr and Hastilgānjīg] name themselves in precedence to Nokonzok, whom they do not expect to return to Baylān'.

Heracl. ἐνδεδιωκότα (IG. XIV 645. i. 120-1)

Heracl. ἐνδεδιωκότα has played an important role in discussions of the Greek development of Proto-Indo-European labiovelars on the grounds that it appears to provide an important counterexample to other evidence for the reflex of Proto-Greek **gʷ* before **i*. In 1889 W. H. Roscher argued that the form represented an Heraclean equivalent of Attic ἐμβεβιωκότα and his suggestion has been widely accepted¹. Bechtel, on the other hand, considered Roscher's etymology inadequate on phonological and semantic grounds, and analyzed ἐνδεδιωκότα as a denominative derived from “ἐνδιος ‘unter freiem Himmel’”². Bechtel cites no evidence for his gloss and, in fact, ἐνδιος is not attested in this sense, at least prior to the Hellenistic period: in Homer it means “at midday” (cf. ἐνδιῶνται· μεσημβριάζουσιν, Hsch.) and later uses of the word do not unambiguously support Bechtel's view³. It

¹ W. H. Roscher, Über Bedeutung und Ursprung der Wortform ΕΝΔΕΔΙΩΚΟΤΑ auf den Tafeln von Herakleia. RhM. 44 (1889) 312–316 (with earlier bibliography); cf. E. Schwyzer, Griechische Grammatik I (München 1939), S. 300; A. Thumb-E. Kieckers, Handbuch der griechischen Dialekte I (Heidelberg 1932), S. 97; C. D. Buck, Greek Dialects² (Chicago 1955), p. 61; M. Lejeune, Traité de phonétique grecque² (Paris 1955), p. 42; Hj. Frisk, Griechisches etymologisches Wörterbuch [abbr. GEW.] I (Heidelberg 1960), S. 238; H. Pedersen, TCLP. 8 (1939) 289; O. Szemerényi, The Labiovelars in Mycenaean and Historical Greek. SMEA. 1 (1966) 36; A. Uguzzoni, Le tavole greche di eraclea (Rome 1968), p. 41, 65f.; R. Arena, La continuazione delle labiovelari nei dialetti greci. SMEA. 8 (1969) 17f.

² Die griechischen Dialekte II (Berlin 1923), S. 419, rejected by Thumb-Kieckers, loc. cit.

³ In the Hellenistic period, ἐνδιος perhaps came to be used in other senses, for example, of water falling from the sky (Arat. 954). On the other hand, note Frisk's pertinent caution (GEW. I S. 511): „ob in Ausdruck ἐνδιον ὄδωρ (Arat.) u. ä. noch eine Spur der Bedeutung ‘Himmel’ vorliegt, scheint fraglich; eher liegt Vermischung mit δῖος vor“ (cf. εῦδιος?). Theocritus' denominative formations ἐνδιάσκον (Id. 16.38, cf. v. 95) and ἐνδιάσκε (id., 22.44) are equally ambiguous and, at AP. 9.71.4 (Antiphilus, i A. D.), are the branches ‘swaying in

is also hard to understand how Bechtel's interpretation necessarily suits the Heraclean context: *ταῦτα δὲ πάντα* [scil. δένδρα] *πεφυτευμένα παρθέξοντι καὶ ἐνδε/διωκότα* . . . Theophrastus, however, uses ἐμβιόω of 'establishing' plants (HP 3.6.4; cf. ἐμβιός "established", of trees, CP 5.6.5; of cuttings, id. 3.5.3, cited by Roscher, loc. cit.), and the meaning "(having become) established" seems particularly appropriate to Heracl. ἐνδεδιωκότα⁴.

As a consequence of Roscher's etymology, Heracl. ἐνδεδιωκότα might seem to offer strong evidence for the development of Proto-Greek *-gʷi- as -δι- by regular sound change, at least in a sub-group of Doric. Other data, however, suggest that while, in non-Aeolic dialects, a voiceless, unaspirated labiovelar became a dental before both front vowels ε and ι, its voiced or aspirated counterpart developed as a dental before -ε- but as a labial before -ι- (contrast *τίς* < *kʷis, but ἐβίων < *e-gʷi(y)ō-n, βιός "bow": Skt. *jyā-*)⁵. Thus, according to widespread opinion⁶,

mid-air' or (with Gow-Page, *The Garland of Philip I*, 113) 'in the noon-tide'? Ἐνδιον (τό) possibly refers to a 'place of sojourn in the open air' (so LSJ. ad loc.) but, more likely, 'at midday' (i.e., as a retreat from the noon-tide sun, cf. Opp. *Hal.* 4.371, of a grotto); moreover, τὸ ἐνδιον is not attested before the first century A. D. ('Ἐνδιάονται at h. *Hom.* 32.6—"the word is Alexandrian" [T. W. Allen et al., *The Homeric Hymns*², Oxford 1936, ad loc.]—is puzzling and may, in any case, yield to Roscher's attractive emendation, ἐνδαίονται).

⁴ For further examples, see Roscher, op. cit., 314f. LSJ. 560 remains somewhat non-committal: "ἐνδιόω, Dor. pf. part. ἐνδεδιωκότα . . . perh. 'established', of plants, Tab. Heracl. I 121; perh. cf. ἐμβιόω." Frisk (GEW. I S. 238) cites Roscher's etymology but also expresses caution. (The meaning 'established' has more point than Buck's 'alive' [op. cit., 357], especially in view of the parallels in Theophrastus).

⁵ For further examples, see Schwyzer, op. cit., 300, 330; Lejeune, op. cit., 41f.; Szemerényi, op. cit., 31, 36f. W. S. Allen (Lingua 7, 1958, 114f.) has argued that this apparently discrepant development is not, as Brugmann supposed, „an sich unwahrscheinlich,“ but congruent with other phonological developments in Greek.

⁶ This conclusion is at least implied by many scholars, for example, Schwyzer, Pedersen, Lejeune, and Frisk (cf. n. 1), and Arena has recently concluded his discussion of the form as follows (op. cit., 18, cf. 27 n. 157): "Anche qui sarà più prudente accettare le condizioni di fatto ed ammettere che Eraclea conservi tracce di un trattamento particolare di *gʷ avanti i."

Heracl. ἐνδεδιωκότα represents an unexpected local exception to this rule⁷ and potentially important evidence for the phonology of labiovelar developments in Greek. Pisani⁸ has suggested that *δεβτ-, as the expected phonological outcome of *g^we-g^wi-, might have been subsequently assimilated to δεδι-, but this account is unlikely to be correct for several reasons: in Greek, a reduplicated consonant characteristically accords with that of the root (cf. ἔπειφνε, βέβηκα, βιβάζω)⁹ and, in paradigmatic levelling, the allomorph which includes the labial reflex of an earlier labiovelar is generally favoured over the one with a dental (e.g., ἔπειται, not *ἔτεται, from *sek^w-e-). Moreover, reconstruction of an underlying *g^weg^wiōka prejudices the antiquity and source of the perfect formation in question (vid. infr.).

The apparently exceptional status of ἐνδεδιωκότα from a phonological standpoint may, however, be revised if an alternative morphological explanation is forthcoming. In Glotta 38 (1960) 196f., Hamp suggested that ἐνδεδιωκότα might have been rebuilt by analogy to the corresponding present but he offered no account of the means by which this remodelling took place. Indeed, it is not easy to see how a root allomorph διω- could have been “paradigmatically rebuilt from *ζῶ” (loc. cit.) or why such a

⁷ Other forms are often cited as possible examples of this development (e.g., ἀιδιος, διαιτα, 'Avtīδιος etc.) but their evidence is insecure. To derive διαιτα “livelihood” as deverbative from διαιτᾶν (cf. Schwyzer, op. cit., 300–301; Frisk, GEW. I S. 384) is at least as convincing as positing an initial *g^wi-, and Hirt's derivation of ἀιδιος “eternal” (h. Hom. +) from αι(F)ει + διος (< *g^wiwos, Idg. Gramm. I, Heidelberg 1927, S. 328) can be rejected in favour of Chantraine's analysis of the form as built from αιει (< *aywesi) + suffixal -ιδιος (La formation des noms en grec ancien, Paris 1933, p. 39). (The compound form —with ἀι- < *αι- by regular sound change—still raises the question of the date at which -ιδιος was suffixed to αι(F)ει and why the result is *αιδιος rather than *αιειδιος). The etymological relationship, if any, between δῆνος, βινέω and Myc. qe-qi-no-to etc., *pace* L. R. Palmer (Minos 5, 1957, 62), remains obscure; on ιδιος, cf. E. Hamp, Glotta 38 (1960) 196, and Frisk, GEW. I S. 709.

⁸ RIL. 73 (1939/40), 507 n. 1; cf. Ricerche linguistiche 1 (1950) 176.

⁹ Cf. Szemerényi, op. cit., 36 n. 37.

development was restricted to Heraclean. Szemerényi¹⁰, while rejecting Hamp's proposal, has likewise derived ἐνδεδιωκότα by analogy to the Heraclean form of the present which, on the basis of Heraclea's Laconian ancestry¹¹, he reconstructs as *δήω. Assuming prevocalic shortening of -γ-¹² followed by the raising of -ε- to -ι- before ḍ¹³ and invoking "the tendency to use a stem-extension in -ω-", Szemerényi concludes that "Heraclean -δεδιωκότα represents δε-δη-ω-κότα, the 'normal' perfect of *δήω 'ζῶ'" (p. 37). On the other hand, several considerations render Szemerényi's interpretation improbable: the assumed relative chronology for prevocalic shortening and raising not only lacks clear support but is contradicted by forms such as ἔκπλεον (Tab. Heracl. II 31: Att.-Ion. ἔκπλεων; cf. πλέος, Alcm. fr. 17.3 Page) which indicate that the sound change ε to ι before ḍ ceased to operate before intervocalic digamma (as in *δήϜω) was lost¹⁴. Moreover, Szemerényi does not explain why he cites the present root alloform as *δη- instead of *δω-, despite the fact that the reconstruction of Proto-Greek *gʷyōwō is well supported by the available evidence¹⁵. While one might object that the analysis of -ω- in *δε-δη-ω- as a stem-extension seems somewhat arbitrary, it is much more important to question the assumption that the present formation provided the particular and immediate source of the perfect.

Attic βεβίωκα is first attested in the fifth century B. C. Its formation is most plausibly interpreted, not as the continuation of an archaic *gʷegʷiōka, but as derived analogically from its corresponding aorist ἐβίων (Il. +), according to the well-established pattern exemplified by descriptively root-final long

¹⁰ Op. cit., 36f.

¹¹ Heraclea was founded by the Spartan colony of Tarentum in 432 B.C.

¹² Cf. Thumb-Kieckers, op. cit., 83, 97.

¹³ Ibid., 82-83, 96.

¹⁴ Cf. Thumb-Kieckers, op. cit., 83.

¹⁵ Cf. W. Cowgill in Evidence for Laryngeals² (ed. W. Winter), The Hague 1965, p. 150, who accounts for *gʷyōwō as the result of analogical remodelling from pre-Greek *gʷiōwō, and E. D. Francis, Greek Disyllabic Roots, Yale diss. 1970, p. 277f., where ζώω and ζώος are explained by regular sound change. (On the -γ- of Attic ζῆν, see Thurneysen, IF. 38, 147; Cowgill, EfL.² p. 147 n. 6).

vowel aorists of the type ἔστην : ἔστηκα, ἔτλην : τέτληκα, ἔβλην* : βέβληκα etc.¹⁶ From this standpoint, the existence of ἐνδεδιωκότα might presuppose an Heraclean aorist *εδίων. In Laconian, δ- corresponded to Attic ζ- from *dy-, *gy- etc.¹⁷ We may therefore be entitled to infer a Laconian present formation *δώ(F)ω corresponding to Attic ζῶ (cf. Cret. δώω*, Leg. Gort. 4.21 et al.) or the development of such a paradigm during the prehistory of the Heraclean dialect (e.g., in Tarentum, cf. n. 17). This root-initial dental could then have been extended analogically to the reflex of the aorist *e-gʷi(y)ō-n, partially levelling the paradigm. Tarentine and Heraclean may thus have either inherited a paradigm *δώ(F)ω : *έδίων from Laconian or developed a secondary aorist *έδίων (: ps. *δώ(F)ω) during their colonial history¹⁸.

¹⁶ On the significance of this pattern, see my articles on "Epicharmus fr. 177 Kaibel" (CR. 23, 1973, 3) and "Greek ἔβλην" Gl. 52 (1974) 28–30.

¹⁷ E. g., Δεύς· Ζεύς, Hsch., δωμός (for ζωμός), Epil. 3; cf. E. Bourguet, *Le dialecte laconien*, Paris 1927, p. 58–59, also 37–38, 147–148. On the absence of cogent evidence from Tarentum, cf. Thumb-Kieckers, op. cit. S. 95: „da der Dialekt von Tarent kaum bekannt ist, so kann sein Charakter nur aus dem Tochterdialekt von Heraklea erschlossen werden.“ The Tarentine σσω-presents, even if remade from -ζω (cf. Thumb-Kieckers, op. cit., 98f.; M. Leumann, *Kleine Schriften* (Zürich 1959), S. 162; Szemerényi, op. cit. S. 37 n. 41; R. Arena, *Helikon* 1965, 97f.) do not necessarily bear on the possible retention of a dental reflex in word-initial position. Likewise, Heracl. ζ (e.g., in δρίζοντα, ζαμιώσοντι, Ζωπύρω) presumably resulted from later dialect interference from Koinē; compare Φείκατι (Tab. Heracl. II 55, 57, 71, 75, influenced by Koinē είκαστι for Doric Φίκατι), εἴ κα (ibid., 127, for αἴ κα), and τέσσαρες (beside τέτορες), διακόσιοι, χίλιοι (cf. Thumb-Kieckers, S. 95, 97, 99; Szemerényi, loc. cit.; Uguzzoni, op. cit. p. 77). There is no reason to assume, with Arena (op. cit. p. 18 and n. 87) that *-δεδιωκότα represents the expected outcome of a form explained in terms of Laconian phonology if the perfect formation in question was derived from the corresponding aorist and not inherited from *gʷe-gʷi-. In any case, there can be no doubt that such gemination of the root initial consonant would have been levelled by analogy to the rest of the paradigm.

¹⁸ Uguzzoni, op. cit., 74f., has recently observed other potential isoglosses linking Laconian and Heraclean and her arguments have been endorsed by A. Morpurgo-Davies and D. M. Lewis (CR. 21, 1971, 120f.). This evidence suggests a modification rather than a contradiction of traditional statements regarding the notorious absence of

This possibility of deriving -δεδίωκα* by analogy to its corresponding aorist obviates the need to accept δι- as the straightforward phonological reflex of an earlier labiovelar. In default of more direct support from Laconian or Tarentine, any account of Heracl. ἐνδεδιωκότα necessarily remains tentative. On the other hand, the morphological explanation, in my judgement, offers a preferable alternative to the phonological account which proposes ἐνδεδιωκότα as unique evidence against a sound law clearly suggested by the rest of the data.

428 Humphrey Street,
New Haven, Connecticut 06511

E. D. Francis

isoglosses linking Heraclean and Laconian (cf. J. Chadwick, in CAH. II, ch. xxxix, Cambridge 1964, p. 9). Note that the attestation of ἐνδεδιωκότα does not necessarily presuppose the existence of a present ἐνδιώ, as Uguzzoni (op. cit. p. 65; cf. LSJ. 560) seems to imply.

Indo-European *eu* in Germanic

It is often assumed that I.-E. *eu* had a threefold development in Germanic that led to the rise of three different diphthongs from which each dialect derived its own. Such an assumption—which rests on the supposition that the two elements of *eu* developed in the same way as the two vowels *ě* and *ü* did in Germanic—implies that I.-E. *eu* was retained before *u* of the following syllable but developed to *iu* before a syllable containing *i* or *j* and to *eo* when a mid or low vowel followed in the next syllable¹.

The postulation of *eu*, *iu*, and *eo* as “common parent” Germanic diphthongs is of course impossible in view of the development of I.-E. *eu* in Bible Gothic, where the original diphthong appears as *iu* in all positions. It remains to be seen whether such a postulation is plausible for the other Germanic languages of the “Old” period.

The assumption of a common North and West Germanic *eu* before *u* of the following syllable is reasonable enough, for the *iu* that we find in this position in Runic Old Norse, Old High German, and Old Saxon seems to have developed later than the *iu* before *i* or *j* of the next syllable that we find in all the old North and West Germanic languages². But the postulation of a common N. and WGmc. *eo* before a mid or low vowel presents serious problems. In Primitive Old Norse, I.-E. *eu* appears as Runic *eu* except before *i*, *j*, or *u* of the following syllable, where,

¹ See, e.g., Karl Luick, *Historische Grammatik der englischen Sprache* (1914–1940; rpt. Oxford 1964), § 124, H. E. Pinsker, *Historische Englische Grammatik*, 3rd ed. (München 1969), § 19.3, and Adolf Noreen, *Abriß der altsländischen Grammatik*, 2nd ed. (Halle 1905), § 1.

² In Old High German and Old Saxon the change of *ě* to *i* before *u* of the following syllable occurs before *u* < *ō* (e.g. in the 1st pers. sing. pres. ind.) as well as original *u*.

as we have seen, it is *iu*. In Old Icelandic and Old Norwegian, Runic *eu* appears, except when subject to *R*-mutation, as *iū* (= *iū* < Runic *iu* when not subject to mutation) before *g*, *k* and normally *f*, *p*, otherwise as *iō*. This West Norse differentiation of Runic *eu* into *iū* and *iō* is not to be found in East Norse: Old Swedish has only *iū* (later *ȳ* after *r* and postconsonantal *l*), like Old Danish (in which it later generally develops to *ȳ* except before *l*), whereas Old Gutnish has *iau*.

Noreen, who originally assumed that West Norse *iō* was derived from a PrGmc. *eo*³, later abandoned this view in favour of a new formulation of the development of I.-E. *eu* in Old Norse. According to this theory, I.-E. *eu* was at first retained, but became *iu* before *i* or *u* of the following syllable and before *R*; *iu* then changed—apart from mutation—to *iū*, whereas *eu* developed to *iōu*; this triphthong then became *iau* in Old Gutnish but developed to *iū* in East Norse and to *iū* before *g*, *k*, *f*, *p*, to *iō* otherwise in West Norse⁴. It is, however, very doubtful whether a common Old Norse *iōu* should be assumed at all, since its postulation would necessitate the formulation of the phonetically implausible development *eu* > *iōu* > *iū* for Old Swedish and Old Danish, as well as for a number of West Norse words. Finnish loanwords and Old Norse inscriptions with *iōu* or *iau* are inconclusive in this respect, since they may well originate from a dialect exhibiting them and do not necessarily reflect a stage in the development of Old Norse as a whole, though they do show that originally the use of these triphthongs was not restricted to Gothland.

What, then, was the development of Runic *eu* and *iu* in Old Norse? Three dialectal types should be distinguished with regard

³ Adolf Noreen, Geschichte der nordischen Sprachen. In: Pauls Grundriß der germ. Philologie, 1st ed. (Straßburg 1891), I 450, Altländische und altnorwegische Grammatik, 3rd ed. (Halle 1903), § 56, and Abriß der aisl. Grammatik, §§ 14, 15. Cf. B. Kahle, Altländisches Elementarbuch (Heidelberg 1896), §§ 97–101.

⁴ Adolf Noreen, Geschichte der nordischen Sprachen. In: Pauls Grundriß der germ. Philologie, 3rd ed. (Straßburg 1913), §§ 44, 45, 159, 110, and Aisl. und anorw. Grammatik, 4th ed. (Halle 1923), §§ 56, 100, 101. Cf. Siegfried Gutenbrunner, Historische Laut- und Formenlehre des Altländischen (Heidelberg 1951) §§ 29.1, 45.III.

to these diphthongs. In one type, Runic *eu* developed to *iu* before *R*. A subsequent shift of stress affected both *iu* and *eu*, which coalesced—apart from mutation—in *iū*. This dialectal type is represented by Old Swedish and Old Danish. In another type, however, *eu*—instead of undergoing shift of stress to *iū*—developed to *iqu*, which eventually changed to *iau*, as in Old Gutnish. In a third type—represented by West Norse—Runic *eu* developed to *iu* not only before *R*, but also before *g, k, f, p*, whereas in other positions it became *eo*; both *iu* (includung *iu* < Runic *iu*) and *eo* eventually underwent shift of stress, which resulted—apart from mutation—in *iū* and *iō*, respectively.

The distribution of West Norse *iū* and *iō* is almost exactly paralleled by that of two Old High German dialects. For though in Franconian Old High German—as well as in Old Saxon—I.-E. *eu* appears as *iu* before *i, j, or u* of the following syllable and as *eo* (later *io*) before a mid or low vowel of the next syllable, in Alemannian and Bavarian Old High German I.-E. *eu* appears as *iu* also before a mid or low vowel of the following syllable when a labial or velar consonant (except PrGmc. *h*) intervenes. Kluge's view⁵ that UOHG. *iu* in this position (as well as West Norse *iū* < Runic *eu*) reflects a common Primitive Germanic development cannot of course be accepted, for such an assumption would imply the formulation of the phonetically absurd development *eu* > *iu* > *eu* in those dialects—such as Franconian Old High German, Old Saxon, and Old English—where I.-E. *eu* was not affected by a following consonant. On the other hand, Luick's suggestion⁶ that in Upper Old High German *eu* first developed to *eo* and then reverted to *eu* to become *iu* before labials and velars when a mid or low vowel followed in the next syllable should be rejected as utterly implausible. Two dialectal types are to be distinguished here: in one, represented by Franconian Old High German and Old Saxon, I.-E. *eu* developed to *iu* only before *i, j, and u* of the following syllable; in the other, represented by Alemannian and Bavarian Old High German,

⁵ Friedrich Kluge, Urgermanisch. In: Pauls Grundriß der germ. Philologie, 3rd ed. (Straßburg 1913), § 129.

⁶ Luick, § 79, n.

I.-E. *eu* became *iu* not only before *i, j, u* of the following syllable, but also before a labial or velar consonant (except PrGmc. *h*)⁷.

In Old English, I.-E. *eu* appears as northern Northumbrian *io* before *i* or *j* of the following syllable, *eo* before *u* (*o*) of the next syllable, *ea* otherwise. Southern Northumbrian, however, has *io* before *i* or *j* of the following syllable, *eo* otherwise. The same obtains in early Mercian, whereas in later Mercian *eo* and *io* are completely confused, with *eo* eventually ousting *io*. In Kentish, a similar confusion results in the ultimate falling together of *eo* and *io* in *io* (*ia*). West Saxon exhibits, even in its earliest texts, an indiscriminate use of *eo* and *io*, either of which can also occur in a number of words instead, or by the side, of *ie*, the normal West Saxon representative of I.-E. *eu* before *i* or *j* of the following syllable. Eventually, *io* is ousted by *eo* in all positions.

Now, in the earliest Old English texts *eu* (phonemically *ēu* after the rise of *eu* < *ě*) can occur before mid or low vowels, and the second element of this diphthong—as well as that of *iu* (phonemically *īu* after the rise of *iu* < *ī*)—was soon lowered to *o*, irrespective of the vowel of the next syllable. These circumstances, which obviously show that OE. *eo* was the result not so much of a lowering due to a mid or low vowel in the next syllable as of an independent lowering of the less prominent element of a falling diphthong, were explained away by Luick⁸ with the assumption that in Primitive Old English the second element of a PrGmc. *eo* was identified through “partial levelling” with that of a PrGmc. *iu*. Apart from the fact that the process of “partial levelling” is in itself implausible (why should analogical levelling affect *only* the second element of *eo*?), an assumption of this kind is unnecessary here, unless one insists on postulating *eu*, *iu*, and *eo* in spite of incontrovertible evidence pointing to a Primitive Old English differentiation between *eu* and *iu* in which *eo* has no place. Nor can the distribution of *ea* and *eo* in northern Northumbrian be regarded

⁷ This second type was later replaced by the first. See, e.g., W. Braune-W. Mitzka, *Althochdeutsche Grammatik*, 12th ed. (Tübingen 1967), § 47, n. 7.

⁸ Luick, § 79.

as a reflection of a differentiation between a PrGmc. *eo* and a PrGmc. *eu*⁹. Here, as in the other Old English dialects, the second, less prominent, element of *ēu*—as well as that of *iu*—was lowered to *o*, which was later unrounded to *a* except before *u* (*o*) of the next syllable.

From what has so far been said, it is obvious that it is only in Franconian Old High German and Old Saxon that we can postulate *eo* before a mid or low vowel of the next syllable. In Runic Old Norse and in East Old Norse there is no trace of it, and in West Old Norse the conditions under which *iō* develops do not fit in with those under which the alleged PrGmc. *eo* is supposed to have arisen. This applies also to UOHG. *eo*, whereas OE. *ēo* develops independently of the vowel in the next syllable.

It is therefore only reasonable to conclude that the postulation of *eu*, *iu*, and *eo* as “common parent” North and West Germanic diphthongs representing I.-E. *eu* is hardly justified. The same is true of the assumption of a Primitive Germanic (or rather North and West Germanic) differentiation between *iu* (whether before *i*, *j*, *u* or before *i*, *j* only) and *eo*¹⁰, since, as we have seen, the only differentiation that can satisfactorily be postulated is that between N./WGmc. *eu* and N./WGmc. *iu*, the latter being restricted to positions before *i* or *j* of the following syllable.

A further discussion of the development of I.-E. *eu* in Old English may conveniently be inserted at this point. It was stated above that either *ēo* or *īo* can occur in a number of words instead, or by the side, of WS *ie*. Sievers¹¹ assumed that in these words *ēo* was analogically introduced into a position in which it was followed by *i* or *j* in the next syllable and that this analogically introduced *ēo* was then mutated to *īo*. Such a process (Halb-umlaut), in itself rather unconvincing, becomes even more implausible when one considers that this new *īo* is then made to develop again to *ēo*. Luick’s suggestion¹² that *īo* was developed

⁹ Luick, § 127.

¹⁰ See, e.g., E. Prokosch, *A Comparative Germanic Grammar* (Philadelphia 1939), § 39 and W. Steller, *Abriß der altfriesischen Grammatik* (Halle 1928), § 1.

¹¹ E. Sievers, *Zum angelsächsischen Vokalismus* (Leipzig 1900), p. 44.

¹² Luick, § 191, n. 5.

from an *iy* whose second element had been identified, through "partial levelling", with that of *ēu* is even less satisfactory.

The problem should perhaps be considered in connection with that of the confusion between *io* and *ēo* which characterizes West Saxon as well as Kentish and Mercian Old English. In Kentish, where *io* eventually ousted *ēo*, this confusion was due to the fact that in certain types of speech the first element of *ēo* had begun to change to *i* when the second element of the diphthong was still *u* and was thus capable of exercising a raising influence on *e*. The tendency, of course, continued to operate even after the second element of the diphthong had been lowered to *o*, and *io* eventually became the dominant Kentish form.

But in West Saxon and Mercian Old English—where *ēo* ultimately ousted *io*—the explanation of the confusion between *ēo* and *io* cannot be phonetic; for why should the first element of I.-E. *eu* be raised to *i* only to be lowered again to *e*? A more satisfactory explanation seems to be that the use of *io* by the side of *ēo* in both West Saxon and Mercian was due to contamination with a dialect—almost certainly of the Kentish type—in which *ēu* and *iu* had fallen together in *iu* owing to the raising influence of the second element of the diphthong. This kind of contamination must have occurred first in pre-literary West Saxon and only later in Mercian; for whereas in early Mercian *ēo* and *io* were still in great measure distinguished, by the time of our oldest West Saxon manuscripts the digraphs *ēo* and *io* (that is *eo* and *io* in words having PrGmc. *eu*) had become equivalent in force, though probably *ēo*, not *io*, was already the actual diphthong behind them.

But whereas in Mercian the use of *io* by the side of *ēo* eventually brought about a complete obliteration of the original distinction between *ēu* and *iu*, in West Saxon—where *iu* had been affected by *i*-mutation¹³—the historical differentiation survived, though somewhat disturbed. As we have seen, a number of words can

¹³ Luick's suggestion—§ 191, n. 4—that *iu* underwent *i*-mutation in all the Old English dialects and that a PROE. *iy* later reverted to *iu* in Anglian and Kentish is another example of what the love for uniformity of development can lead to.

have either *eo* or *io* instead, or by the side, of WS. *ie*. Two explanations are possible here. Either *eu* had been analogically introduced into these words before *iu* came to be used by the side of *eu* or the new *iu* succeeded in replacing *ie* (or its antecedent) only when assisted by the analogy of forms in which a mid or low vowel followed in the next syllable. Whichever of these two explanations we choose to select as the more satisfactory, the variation between *eo* and *io* in these words can only be explained from the fact that the two diphthongs became interchangeable as soon as contamination with the dialect in which *eu* had become *iu* in all positions occurred.

On the basis of what has just been said and of the conclusions reached earlier in this article, it is now possible to point out certain similarities and dissimilarities in the development of I.-E. *eu* in the various Germanic dialects. Apart from Gothic, in which *eu* developed to *iu* in all positions, all the other Germanic languages shared the change of *eu* to *iu* before *i* or *j* of the following syllable. The tendency *eu* > *iu* was not, however, always restricted—as in Old English and Old Frisian¹⁴—to this position, for in some dialects it was stronger than in others. Thus, in certain dialects—such as Franconian Old High German and Old Saxon—*eu* became *iu* also before *u* of the following syllable. In others, *eu* developed to *iu* not only before *i*, *j*, and *u* of the next syllable, but also before certain consonants, such as *R* in East Norse, *R*, *g*, *k*, *f*, *p* in West Norse, and labials and velars (except PrGmc. *h*) in Upper Old High German. Moreover, in at least one type of Old English—Kentish—*eu* became *iu* in all positions owing to the raising influence of the second element of the diphthong. Finally, Old English as a whole stands out among the other Germanic languages for its independent lowering of the second element of both *eu* and *iu*.

Via Brigata Lupi, 8,
Bergamo/Italia

Fausto Cercignani

¹⁴ In Old Frisian, I.-E. *eu* appears as WFr. *ia* (*ie*), EFr. *iā* except before *i* or *j* of the following syllable, where West Frisian exhibits *iu*, East Frisian *iū*.

Length and Monophthongization in Gothic

Length

The last twenty years have witnessed a large number of scholarly papers devoted to the question of which vowels, and how many, were distinctive in Gothic¹. The majority of these writings were attempts to apply the methods of taxonomic phonemics to classic phonological problems. The conclusions of these writers were for the most part vastly different from those of the more historically-oriented scholars of the nineteenth and early twentieth centuries, partly because they asked different questions from those of their predecessors, and partly because they attached different interpretations to traditional problems. Scholars applying taxonomic phonemic approaches may be divided, however roughly, into two groups: (1) those who persist in recognizing distinctive vowel length for Gothic, but believe that the digraphs *ai* and *au*, and perhaps *iu*, always represent monophthongs, and (2) those who rejected both distinctive length and diphthongal pronunciation². Taxonomic phonemic studies have thus reopened a question assumed decisively settled in the nineteenth and early twentieth centuries; namely, the question of whether Gothic has a functional feature of vowel length or tenseness, or both, or neither, and the related issue of how many vocalic oppositions, if any, are based on length.

¹ E. g., the following works of J. W. Marchand: The Sounds and Phonemes of Wulfila's Gothic, Vowel Length in Gothic, Das akrophonische Prinzip und Wulfila's Alphabet, ZfdA. 86 (1956) 265–275; Über *ai*, *au* im Gotischen, PBB. Halle 81 (1959) 436–455; E. P. Hamp, Gothic *ai* and *au* Again, Language 34 (1958) 359–363; Bennett, Gothic Spellings and Phonemes: Some Current Interpretations; and Penzl, Orthography and Phonemes in Wulfila's Gothic, pp. 217–230.

² A proponent of the first view is Moulton, The Phonemes of Gothic, pp. 76–86, while Marchand is one of the firmest supporters of the second view.

The conflicting views of traditionalists, structuralists and, most recently, generative phonologists have resulted in radically different vowel inventories, and at present chaos reigns.

We begin by providing a diagrammatic survey of the various divergent inventories. Wright's³ system may be regarded as typical of that for the more traditional Germanists:

short vowels		long vowels	
i	u	ei [i]	ū
ē		ē	ō
a		ā	
diphthongs			
ai		iu	
au			

This traditional system is an etymological arrangement and assessment of the basic graphic system which, as in Vennemann⁴, may be framed in the following distinctive feature diagram:

	— back	+ back	
		— round	+ round
+ high	i ei		u
+ low	ai e	a au	ō

High monophthong or falling diphthong: iu
Some scholars also claim diphthongal values for some instances of *ai*, *au*

Relying heavily on comparative historical and etymological evidence, Mossé⁵ proposes the following system:

³ Wright, Grammar of the Gothic Language p. 25.

⁴ Vennemann, Phonology of Gothic Vowels p. 92.

⁵ Mossé, Manuel de la langue gotique p. 58.

short vowels		long vowels	
i	u	ī	ū
ɛ	ø	ē	ō
	a	ē	ō
diphthongs		ā	
	iu		

Representative structural inventories are provided by Bennett⁶ and Hamp⁷, where the latter gives a revision and schematization of Marchand's⁸ conclusions:

Bennett (1959)

⟨ei⟩	i	u	⟨w⟩
⟨i⟩	ī	U	⟨u⟩
⟨e⟩	e	o	⟨o⟩
⟨ai⟩	ɛ	o	⟨au⟩
		a	⟨a⟩

Hamp (1958)

⟨ei⟩	i	ü	⟨iu⟩
⟨i⟩	ī	u	⟨u⟩
⟨e⟩	e	o	⟨o⟩
⟨ai⟩	ɛ	o	⟨au⟩
		a	⟨a⟩

Generative phonologists have also arrived at widely divergent inventories, as shown by Buckalew⁹, Voyles¹⁰, and Vennemann¹¹:

⁶ Bennett, The Phonemic Status of Gothic *w hw q* pp. 427–429.

⁷ Hamp, Gothic *ai* and *au* Again pp. 359–363.

⁸ Marchand, The Sounds and Phonemes of Wulfila's Gothic pp. 117–123, 135.

⁹ Buckalew, A Generative Grammar of Gothic Morphology pp. 10–28.

¹⁰ Joseph B. Voyles, Gothic and Germanic. Language 44 (1968) 720–746.

¹¹ Vennemann, Phonology of Gothic Vowels pp. 126–130.

Buckalew (1964)

monophthongs		diphthongs	
i	u	ii	iu
e	o	ai	au
a			

Voyles (1968)

short vowels		long vowels	
i	u	ī	ū
ɛ		ē	ō
	a	ē	ō
a		ā	

Vennemann (1971)

Systematic Phonemic Vowels

i	u	ī	ī	ū
		ē		ō
a		ē	ā	ō

For [+ Foreign] words, add /ɛ ɔ ū ū/.

Systematic Phonetic Vowels

i	u	ī	ī	ū
		ē		ō
ɛ	a	ē	ā	ō

For [+ Foreign] words, add [ū] and [ü].

From the above survey we see that traditional comparativists and generative phonologists alike, with the exception of Buckalew, retain length, while structuralists have generally rejected length as a distinctive feature with phonological reality.

With the exception of *ei*, Gothic has no orthographic sign of length. The digraph *ei* is always etymologically long and functions in the graphemic-phonemic opposition *i/ei* = /i: ī/. This opposition is modeled after Greek, where ει always represents a high front vowel in the fourth century, while ι could represent

a short or long high front vowel¹². The differentiation *i* vs. *ei* must therefore reflect a phonetic reality, but nothing prevents the interpretation that *ei* was a vowel of different quality than that of *i*, say [i] opposed to [I], rather than of different quantity. Since there are no other vowels which need be construed long according to the script, one will have done away with length, and at the same time remained more ‘faithful’ to the orthography of the corpus. This is precisely Marchand’s¹³ line of argumentation in rejecting length for Gothic. Marchand cites internal evidence, the lack of accents and, furthermore, the indeterminacy of accents as specific indicators of length in other older Germanic dialects, and he concludes that length was probably no longer phonemic in Gothic. Lack of indication of length in the script is far from a conclusive demonstration of lack of length as a distinctive feature in the language. Both Latin and Greek had surface phonetic length, but Latin did not mark length at all, while Greek marked length for only two vowels, but these are the alphabets from which the Gothic script was primarily devised. Moreover, the Gothic speech community was in close contact with the Slavic speech community which was in the process of losing distinctive surface length in the Wulfilian period. Neither lack of orthographic indication of length, nor comparative evidence from other Germanic dialects which indicate length, however imprecisely, are decisive arguments for the presence or lack of length. It is the function of the feature of length in rules, such as those for ablaut and the rule for *ei* ~ *ji*, i.e., rules which must have a difference between long and short vowels in the environments in order to work properly, that provides decisive arguments in favor of positing length for Gothic. It is however, a moot point whether height, tenseness, duration or bisegmentality, all of which have been proposed, is at issue in the opposition *i* : *ei*, or the opposition *u* : *ū* < **uŋh*.

¹² E. H. Sturtevant, *The Pronunciation of Greek and Latin* (Philadelphia, Linguistic Society of America, 1940), p. 41; Braune, *Gotische Grammatik*, arts. 16, n. 3; Krause, *Handbuch des Gotischen*, art. 49, n. 2; Hempel, *Gotisches Elementarbuch* p. 16.

¹³ Marchand, *The Sounds and Phonemes of Wulfila’s Gothic* pp. 131–134.

Distinctive ablaut differences are correlated to the opposition *i/ei* and serve, in conjunction with other information, to derive the proper ablaut grade from the root. First Class strong verbs in *ei* have *i* or *ai* in the past participle, just as in the preterite plural, etc., e.g., *greipan* : *gripans*, *gateihan* : *gataihans*. In the preterite dual and plural and in the preterite subjunctive, verbs in *ei* have *i* or *ai*, e.g., *gripum*, *gataihum*.

Another important distinction between *ei* and *i* is that, whereas /i/ is lowered to /ɛ/ ⟨ai⟩ before /h hw r/, /i/ is not, cf. *gateiha* (J. 16.25): *taihun*, *leihwan* (mt. 5.42) : *saihwan*, *skeirs* : *wairpan*. This also holds for *i* < **iyh*, as *þeihan* < **þiyan*, *þreihan* < **þriyan*¹⁴.

Concerning the possibility of /ū/ in Gothic, Moulton¹⁵ accepts the traditional view and cites only etymological evidence. On the other hand, Marchand¹⁶ rejects etymological evidence and relies on the orthography alone. He contends that: “If Wulfila had needed to distinguish between /u/ and /u:/, he would surely have found a way of doing so.”¹⁷ Marchand’s hypothesis is repeated practically verbatim by Jones¹⁸, but Jones goes on to suggest that /ū/ based on Gk. *ou* and the analogy of Goth. *au* was open to Wulfila. However, Gk. *ou* represented [u·] and is normally reflected in stressed syllables by *u* in Gothic¹⁹. As we have seen, Wulfila followed the Greek model which afforded the means to distinguish several *i*-sounds, but neither the Greek nor the Latin systems distinguishes two variants of *u*, or of *a* for that matter. Length was a surface realization in both. As Vennemann²⁰ states: “the classical orthographies were a model to emulate, not to surpass.” Note, moreover, that in fourth-

¹⁴ For the etymological evidence, see Feist, *Vergleichendes Wörterbuch...* pp. 493b–494a, 501b–502a.

¹⁵ Moulton, *The Phonemes of Gothic* p. 81.

¹⁶ Marchand, *Vowel Length in Gothic* pp. 79–88.

¹⁷ The quote is actually from O. F. Jones, *The Case for a Long u-Phoneme in Wulfilian Gothic*, *Orbis* 14 (1965) 404, but this is in effect, Marchand’s contention in his “*Vowel Length in Gothic*”.

¹⁸ Jones, *The Case for a Long u-Phoneme ...* p. 404.

¹⁹ Sturtevant, *The Pronunciation of Greek and Latin* p. 47; Braune, *Gotische Grammatik*, art. 13, n. 1.

²⁰ Vennemann, *Phonology of Gothic Vowels* p. 95.

century Greek *u* does not represent an *u*-sound, but probably an *ü*-sound²¹. Orthographic *u* replaces *o* four times: *uhtedun* (Mk. 11.32), *gakrotuda* (L. 20.18), *supuda* (Mk. 9.50) and *sunjus* (Eph. 1.13, Am. A). Alternatively, *o* replaces *u* once: *ohteigo* (Tim. 4.2, Am. B). These variants have been employed to indicate that *u* = /ü/. However, we also have instances where *o* replaces etymologically short *u*, e.g., *faiho* (Mk. 10.23) for *faihu* (Mk. 14.11). Graphemic alternation of *u* ~ *o* in the manuscripts does not prove that *u* and *o* were qualitatively similar for Wulfila, nor that *o* represents /ü/, and these deviant spellings were probably introduced by post-Wulfilian scribes. Again, the orthographic evidence alone is not sufficient to support or vitiate an hypothesis of length.

Lowering of /i/ is paralleled by lowering of /u/, whereby /u/ > /ɔ/ <au> before /h hw r/. However, /u/ > **uŋh* does not appear as *au* in these environments, e.g., *þuhta* (L. 19.11), *þuhtus*, *huhrus* (L. 4.25), *juhiza* (L. 15.12). Note, too, *skura* (Mk. 4.37, L. 8.32) for anticipated **skaura*, cf. OIc. *skúr*, OE, OHG *scūr*.

The above phonetically conditioned lowering rules delineate the contrasts /i : ī/ and /u : ū/, and these contrasts are supported by etymological evidence. Not to assume the contrast necessitated by these rules would severely complicate the grammar, and they provide the firmest internal evidence for two quantities of *i* und *u* in Gothic. There are, of course, exceptions to the lowering rules, but these exceptions can easily be handled by restricting the rules to application in stressed syllables alone. This would account for unshifted *i/u* in *fidur-*²², the common enclitic particle *-uh*, possibly < **unh*²³, the conjunction *nih* and *-ur* in loan words, e.g., *spaikulatur* (Mk. 6.27 1×). However, *spaikulatur* could be based on the Greek accusative in *-ora* and after borrow-

²¹ Sturtevant, The Pronunciation of Greek and Latin pp. 43–44; Bennett The Phonemic Status of Gothic *w hw q* pp. 427–428.

²² Eric Hamp suggested (privately) that the *u* is preserved due to a preceding **u*: **kʷetur-* > **petur-* > **febwur-* > **fedur-* > *fid(u)ur*.

²³ For a discussion of the various proposed etymologies of *-uh*, see Jones, The Case for a Long *u*-Phoneme . . . p. 394 and O. Jones, The Interrogative Particle *-u* in Germanic, Word 14 (1958) 220.

ing used with undifferentiated nominative and accusative forms. The single anomalous exception to the stress condition is the defective paradigm *hiri*, *hirjats*, *hirjib* instead of **hairi*, etc. which remains a mystery. A primitive form of *i*-umlaut could have played a role, i.e., *her + i* > *hir + i*. On the other hand, *hir-* may represent “a syntactically integrated vowel gesture,” as Vennemann²⁴ suggests without formal association with the base form *her*.

The lowering rule proves only that /u/ and /ū/ have not merged in the environment in which this rule operates. Putative minimal pairs such as *runa* (Mk. 4.11, cf. OIc. *rúnar*, OE *rūn*, OS, OHG *rūna*), “mystery,” vs. *runa* (L 8.43), “running,” do not prove merger in other environments, given *u* as the sole representative of both short and long *u*.

There is, of course, no indication of lowering or shortening of *ā* < **ayh*, and historically there was no /ā/ in pre-Gothic with which *ā* < **ayh* could have merged. The evidence for Gothic /ā/ is primarily etymological and each of the few occurrences of /ā/ is entirely predictable; namely, only before /h/, e.g., *fahan*, *hahan*, *unwahs*, *brahta*, *þahta*, *andaþahts*, *þaho*. Then, too, /ā/ is used to render *ā* in foreign words, e.g., *Silbanus* (*Silvanus*), *Peilatus*.

The evidence for /ē/ and /ō/ is primarily etymological and orthographic in the transliteration of loans. Goth. *e* = Gk. *ē*, e.g., Goth. *Kreta*, *Kefas*, but we also find a few instances where Goth. *e* = Gk. *i*, e.g., *Naen* = *Nain*. Exceptionally we also find *i* for regular *e* in native forms, as *tawidideina* (L. 6.11) for regular **tawidedeina*, certainly a scribal error. Goth. *ai* = Gk. *ē* uniquely in *Neikaudaimus* (Skeir. 8, 1×) = Gk. *Neikódēmos*, otherwise Goth. *Nikaudemus*. We frequently find *ei* ~ *e*, particularly in Luke, e.g., *qeins* for *qens* (L. 2.5), *leikeis* (L. 4.23, 5.31) for *lekeis*. This alternation is surely due to later scribal practice. Note *birikei* (2Cor. 11.26), *bireikjai* (1Cor. 15.30) vs. *birekjai* (L. 8.23)²⁵. Despite the apparent possibility of formaliz-

²⁴ Vennemann, Phonology of Gothic Vowels p. 100.

²⁵ For further details on *e* ~ *ei* alternation with examples, see Braune, Gotische Grammatik, art. 7, n. 2; Krause, Handbuch des Gotischen, art. 55, n. 3; Kieckers, Handbuch der vergleichenden gotischen Gram-

ing the alternation *e* ~ *ei* in terms of phonetically conditioned rules, this alternation was probably due to later scribal practice, if not error.

We have already noted *u* ~ *o* alternation. Goth. *o* regularly transliterates Gk. *ō*, but also infrequently Gk. *o*, e.g., *Antiokja* = *Antiócheia* (beside *Antiaukia* 2Tim. 3.11).

Once again, the orthographic evidence is an inconclusive basis for positing length for *e* and *o*, and we now turn to phonological rules where length must be a factor. First, however, we note that there is a special morphophonemic rule which shifts *e/o-u* to digraphic counterparts *ai/au* respectively before vowels in etymologically related forms:

5)

$$\left\{ \begin{array}{l} e \\ \{o\} \\ \{u\} \end{array} \right\} \rightarrow \left\{ \begin{array}{l} ai \\ au \end{array} \right\} / \underline{V}$$

stojan : *stauida*
seps : *saian*
bauan **būan*
bnauan **bnūan*
trauan **trūan*

This shift is also observable in loans where Gk. *ōV* = Goth. *auV*, as *Trauada* = *Trōás*.

Finally, it is the *ei* ~ *ji* rule in correlation with Sievers' Law which provides decisive evidence for the length of *e/o*. In accordance with Sievers-Edgerton, we have *ei* after long syllables and *ji* after short syllables, and this alternation may be diagrammatically outlined as follows:

matik p. 24; and Marchand, Sounds and Phonemes in Wulfila's Gothic pp. 64–66, with references for a discussion and reappraisal of the evidence with further occurrences. That *ē²* is never written *ei* says nothing. Note that *ē¹* consistently appears as *e* in, e.g., *jer* (20×), *redan* (10×). We thus have confusion of *ei/e/i*, but this does not permit us to conclude that *e/ei/i* had coalesced ([i:]?) in the dialects of the scribes.

<i>brukeiP</i> (Tim. 1.8)	and not <i>*brukjiP</i>
<i>sokeiP</i> (J. 6.26)	<i>*sokjiP</i>
<i>weneiP</i> (J. 6.45, 1 Cor. 1.13)	<i>*wenjiP</i>
<hr/>	
<i>bidjiP</i> (J. 15.7, 16.24)	<i>*bideiP</i>
<i>hugjiP</i> (Gal. 5.10)	<i>*hugeiP</i>

These alternations necessitate length for *e/o*, as well as *u*, and this conclusion is firmly supported by etymological evidence. We conclude, then, that Gothic *o*, *e*, *ei* represent long vowels, /ō ē ī/ respectively, that *a* before /h/ is always long and everywhere predictable as long, and that instances of *u* represent /ū/ where the lowering rule does not apply.

Monophthongization

Proponents of monophthongization have somewhat better arguments than those who would reject length. First, there is the ambiguity of the signs *ai* and *au*, which many scholars have found unnatural in a newly created alphabet. Then there is the fact that no other Germanic language preserved final diphthongs and hence it is unlikely that Gothic did, yet they are written *ai* and *au*. Moreover, some instances of Gothic *ai* were thought to be almost certainly from PGmc. **ē*, e.g., *habaida*, which could therefore never have been diphthongs. Since so many sounds which must have been monophthongs were written *ai* and *au*, the argument goes, why not assume all *ai*'s and *au*'s to have been monophthongs?

In the following discussion of monophthongization we shall attempt to determine whether or not monophthongization took place, and if so, the quantity and quality of the resulting monophthongs in specific environments. We shall also make the traditional distinction between *ai* and *au* in stressed and unstressed position. Discussion of these digraphs in absolute final position is relegated to the following section.

The ambiguity of *ai* and *au* is not so great as it appears at first glance, because before vowels *ai* must be [ē] < **ē* and *au* must be [ō] < *ō**, and in the reduplicating syllable *ai* must derive from **e*.

No better arguments have been founded on the evidence of loan words and foreign names. Often a Greek or Latin short *e* or *o* is transliterated by a Gothic *ai* or *au*, and a diphthong *eu* or *au* by the graphs *aiw* or *aw*: *Iairusaulwma* for Gk. *hierosólyma*, *Paitrus* for *Pétrós*, *laiktjo* for Lat. *lectio*, *aiwlaugja* for *eulogía*, *Pawlus* for *Paulos*²⁶.

Aside from the general danger of arguing from the uncertainties of loanwords, especially when the precise dialects borrowed to and from are unknown, and the dates as well, the very examples given are sufficient to cast doubt upon the thesis of consistent monophthongization. After all, to represent the sounds of [ɛ] or [ɔ] what other Gothic spelling is possible but *ai* and *au*? The only other conceivable possibility would have been a letter-for-letter transliteration, e.g., **Petros*, **Ierosolwma*, which would have been even worse, since *ai* and *au* have at least sometimes the values [ɛ, ɔ], but *e* and *o* never. And what of the second syllable of the same two names in which Gk. *o* is Goth. *u*? Recall that Gmc. *o* is also reflected as *u* in Gothic. If the difference is explained by the Greek accentuation, one is immediately committed to a theory of transcription rather than transliteration, and one will have to explain why pre-accentual Gk. *o* is Gothic *u* in *Iairusaulwma*, but *au* in *aiwlaugja*. Clearly the whole argument threatens to disintegrate into speculation about some hypothetical Greek dialect, and or the personal penchants of unknown Gothic scribes. The other examples are susceptible of the same kind of reasoning: if the diphthong to be represented is [ɛu], the only Gothic possibilities are *aiw* or *aiu*, and there are compelling reasons for the selection of *aiw*: first, *upsilon* is usually transliterated by *w*, and second, if the *upsilon* were at that time and in that dialect pronounced with some spirancy, *w* would be the logical choice. As for *Pawlus*, the *w* might be for spirancy, but also in order to make absolutely unambiguous the pronunciation in non-Gothic name.

Nevertheless, it is apparent that in order to treat the alternations of *ai* with *aj* and *au* with *aw*, the underlying forms of the *ai*'s and *au*'s which are etymologically diphthongs must be sequences of two vowels in Gothic, whatever phones they might

²⁶ See Mossé, *Manuel de la langue potique*, art. 27.5-6.

have been. And similarly for length, which is necessary for the simplest grammar of Gothic, as well as for the most perspicuous history.

No evidence has ever been presented for monophthongal pronunciation of Wulfilian Gothic *ai*, *au* (and *iu*) in stressed position deriving from etymological diphthongs, except the argument of spelling consistency which we have disposed of above. The following chart of reflexes of Proto-Germanic stressed diphthongs in the other early dialects shows (without going into detail) general retention of diphthongal pronunciation, except for **ai*, **au* in Old Saxon and **ai* in Old English:

Gothic	OIC.	OHG.	OE.	OS.
ai	ei	ei (early ai)	ā	ē/ā
au	au	ou (early au)	ēa	ō
iu	iu/io	iu/eo	ēo	iu/eo

The comparative evidence thus clearly supports a phonetic interpretation of [ai, au, iu] for stressed position in native etyma, and, in the absence of evidence to the contrary, we assume that the Gothic surface forms are the same as the underlying forms.

In the first section of the following chapter we argue for monophthongal pronunciation of *ai*, *au* in unstressed position, again on both structural and comparative grounds, thus making our interpretation of Gothic phonetics conform more nearly to the phonetics of the other early Germanic dialects than any other recent treatment.

Final *ai* and *au*

Having established diphthongal values for some stressed *ai* and *au*, we now turn to the problem of establishing the values of these digraphs in absolute final position. As with *ai* and *au* in other positions, some scholars claim diphthongal values for these digraphs in absolute final position, while others claim monophthongal values²⁷.

²⁷ For references to earlier studies, see O. F. Jones, Gothic *au* in Inflectional Syllables, *Language* 34 (1958) 33; and his Gothic *ai* in Inflectional Syllables, *Language* 32 (1956) 633; and cf. Hamp, Gothic *ai* and *au* Again. Our treatment is largely based upon Jones' two excellent studies.

The morphological evidence for *-au#* is given in Table 1 following.

Table 1
Morphological evidence for Gothic *-au#*

	Goth.	OHG.	OS.	OFr.	OE.	OIC.
pres. opt. 1st sg.	<i>-au</i>	<i>-e</i>	<i>-e</i>	<i>-e</i>	<i>-e</i>	<i>-a</i>
pret. opt. 1st sg.	<i>-jau</i>	<i>-i</i>	<i>-i</i>	<i>-i/e</i>	<i>-i</i>	<i>-a</i>
pres. pass. opt. 1st sg.	<i>-aidau</i>	—	—	—	—	—
pres. pass. opt. 2d sg.	<i>-aizau</i>	—	—	—	—	—
pres. pass. opt. 3d sg.	<i>-aidau</i>	—	—	—	—	—
pres. pass. opt. pl.	<i>-aindau</i>	—	—	—	—	—
imp. 3d sg.	<i>-adau</i>	—	—	—	—	—
imp. 3d pl.	<i>-andau</i>	—	—	—	—	—
“eight”	<i>ahtau</i>	<i>ahto</i>	<i>ahto</i>	<i>achta</i>	<i>eahta</i>	<i>átta</i>
			<i>ahte</i>	<i>ahte</i>		
<i>u</i> -decl. gen. sg.	<i>-aus</i>	<i>-ō</i>	<i>-o</i>	<i>-a</i>	<i>-a</i>	<i>-ar</i>
<i>u</i> -decl. dat. sg.	<i>-au</i>	<i>-iu</i>	<i>-o</i>	<i>-a/e</i>	<i>-a</i>	<i>-iu</i>
“or”	<i>aiþpau</i>	<i>eddo</i>	<i>eddo</i>	<i>iefta</i>	<i>eðða</i>	<i>eða</i>
“then”	<i>þauh</i>	<i>dōh</i>	<i>thōh</i>	<i>thāch</i>	<i>ðēah</i>	<i>þá</i>

With the exception of the second weak conjugation in *-o* and the first weak conjugation in *-jau*, the 1st sg. pres. opt. regularly ends in *-au*. There is a clear distinction between the West Germanic ending *-e* and the Gothic and Norse endings. The West Germanic ending is generally derived from IE. **-oi-m* > *-ai(n)* > *-ē* > *-e* in weakly stressed position, although some scholars have regarded this desinence as analogical. A variety of interpretations have been proposed for the Gothic and Norse endings. Perhaps the least plausible is Krahe's ²⁸Suggestion that Goth. *-au* < Gmc. **-ayu(n)* < IE. **-oy-m* with loss of inter-vocalic *-y-*. The traditional handbook explanation is given by Kieckers²⁹ with *-au* from the IE. subjunctive *-ō* + the particle

²⁸ Hans Krahe, Germanische Sprachwissenschaft. II. Formenlehre (Sammlung Göschen 780; Berlin, Walter de Gruyter and Co. 1965), p. 108.

²⁹ Kieckers, Handbuch der vergleichenden gotischen Grammatik, p.192; cf. Prokosch, A Comparative Germanic Grammar p. 216, who views *-o* as an indicative + enclitic *-u*, an implausible view. In the second weak conjugation Gothic has *-o* in the 1st pers. sg. in both the pres.

-u, while Hirt³⁰ posits derivation from IE. *-ōm* or *-ām*, the most plausible explanation which has the advantage of accounting for both the Gothic and Norse desinences without further complication. If we accept Hirt's view, then Gothic *-au* may be regarded as a monophthong [ɔ] with loss of length in weakly stressed position.

The 1st sg. pret. opt. in *-jau* is generally regarded as analogical on the basis of the pres. opt., i.e., *-i* < *-im* + *-au* from the present. Granted acceptance of Hirt's explanation of the pres. sg. desinence, then the pret. sg. desinence is also to be interpreted as a monophthong. The Norse ending has presumably also undergone analogical reformation, while the West Germanic endings derive from *-im* without analogical reformation.

With the exception of final *-u*, the opt. mediopassive endings are identical to the Greek opt. middle endings, cf. Gk. *-oito/-ointo* and Goth. *-aidau/-aindau* and note Skt. *-īta/-īran*. The traditional explanation, as given by Kieckers³¹, is that *-au* was transferred from the 1st sg. active as a redundant opt. marker to Gmc. **-aida/-ainda*. The possibility of such a reformation by extension of *-au* appears assured by the parallel of the Sanskrit subjunctive:

singular	plural
1. <i>-ai</i>	
↓	
2. <i>-se</i> → <i>sai-</i>	
3. <i>-te</i> → <i>-tai</i>	3. <i>-nte</i> → <i>-ntai</i>

Addition of the particle *-u* to **-aida/-ainda* seems implausible. Alternatively, Hirt³² derives the mediopassive endings from IE.

indicative and optative. The indicative form probably derives from IE. thematic **-āyō* > *-ōyō* > *-ō* with regular loss of intervocalic *-y-*, while opt. *-o* has been regarded as an injunctive. A thesis of transfer of indicative *-o* to the optative is highly improbable, and contraction of *-ō-* + *i* may have been at issue here, cf. OHG. *salbo* and OS. *salbō(ie)*. Finally, *-ō-* + IE. **-ām/-ōm* would also yield *-ō* in the optative, a much simpler and more probable interpretation of this desinence.

³⁰ Hirt, *Handbuch des Urgermanischen* pp. 185–186.

³¹ Kieckers, *Handbuch der vergleichenden gotischen Grammatik* p. 194.

³² Hirt, *Handbuch des Urgermanischen* pp. 135–136.

*-ōm/-ām and cites the parallel of the Sanskrit 3d-person middle endings -atām/-antām. Both Hirt's view and the transfer theory seem equally plausible and in both we would have to assume monophthongal value for -au in the opt. mediopassive.

The isolated Gothic imperatives in -au have long remained a crux in Germanic morphology, and here, too, a variety of explanations have been given³³. There are only three occurrences of the 3d-person imperative, and this may indicate either that the formation was late and secondary or that it was on the wane at the time of Wulfila: *atsteigadau* (Mt. 27.42, Mk. 15.32), *lausjadau* (Mt. 27.43), *liugandau* (1Cor. 7.9). Markey suggests that the 3d-person imperatives ultimately derive from *-tō(d) and that -au was transferred from the formally comparable and semantically related opt. mediopassive to avert homonymy caused by coalescence of the indicative mediopassive and imperative on the one hand and the preterite of the indicative active and imperative on the other hand, e.g., *salboda* : *salbodau* < **salboda*. Given *-e-tō/-o-ntō as original forms for the 3d-person imperative, levelling of thematic -o- from the plural to avert merger of **nimida* and *sokida* and the operation of the laws of final syllables, there would have been merger of the imperative and indicative mediopassive:

Imperative	Indicative Passive	Optative
-o-tō — *-ada	: -ada	-aidau
-o-ntō — *-anda	: -anda	-aindau

Use of the active optative for the 3d-person imperative in the overwhelming majority of occurrences in Gothic and loss of the 3d-person imperative in the other dialects with only traces of the middle (e.g., OE. *hätte*, OIc. *heite*) point to the recent transfer of -au in Gothic. If we accept Markey's theory, then we must assume monophthongal value for -au in the Gothic imperative.

³³ For a research history and details of the interpretation given here, see the forthcoming paper by T. L. Markey, Gothic Imperatives in -au, *Studia Linguistica* (1972). I am grateful to Thomas Markey for providing this reference and for permitting me to read his paper in manuscript. See further, O. F. Jones, The Interrogative Particle -u in Germanic, *Word* 14 (1958) 219.

It is highly unlikely that Gothic *ahtau* with *-au* derives from IE. **oktōu*, given final *-a/o* in the other Germanic dialects, cf. the table of morphological evidence given above (Table 1, p. 125). Note, further the variant spelling *ahtudin* (L. 1.59, 1×) for anticipated **ahtaudin*, cf. *ahtautehund*, *ahtaudogs*. Unique *ahtudin* is, however, attested from a portion of Luke in which we frequently find *u* ~ *au* alternation³⁴. Nevertheless, as Jones³⁵ points out, *u* here suggests monophthongal value for *-au* in *ahtau*, but *u* in *ahtudin* could have been influenced by compounds, e.g., *fotubaurd* (Mt. 5.35, L. 20.43, Mk. 12.36), *harduhairtei* (Mk. 10.5), *filuwaurdei* (Mt. 6.7) with *-u-*. At best *ahtudin* provides ancillary support for positing monophthongal value for *-au* in *ahtau*. Uniform derivation from IE. **oktō* would be an attractive alternative, cf. Goth. *twa* < **dwo* = Gk. *dúo* beside *dúō*, where Gk. *dúo* is the uninflected form of the nominative (Lat. *duo* may be due to iambic shortening or represent the uninflected form). In West Germanic we find *-a/o* in the earliest forms with later reduction of *-a/o* to *-e* as in later Frisian texts. OS. *ahte* in both manuscripts of the comparatively late Freckenhorster Heberolle (K and M) poses no problem if we assume that the proto-text had numbers later altered to *ahte* after reduction had taken place³⁶. We conclude that *-au* in Gothic *ahtau* = [ɔ].

In addition to the conjunction *aiþpau* and the compound adverb *þauh* (< *þa* + *uh*), as listed on the table of morphological evidence for Gothic *-au*#, we also find *nauh*, cf. OHG., OS. *noh*, OFr. *noch*, uncompounded *þau*, cf. OHG. *dō*, OS. *thō*, OE., OIc. *þā* and the conjunction *jau* with *-au* or *-auh* in absolute final position. If these forms in *-au* derive from IE. *-ām*, as suggested by Paul³⁷, then, in line with our interpretation of the 1st sg. pres. opt., *-au*# in these forms represents a monophthong. This thesis would also simplify derivation of the forms in other dia-

³⁴ For this account of Gothic *ahtau* we have relied on T. L. Markey, Old High German (Bavarian-Allemanian) *dei*, KZ. 86, 2 (1972) 200–201.

³⁵ Jones, Gothic *au* in Inflectional Syllables pp. 35, 38.

³⁶ See A. Walde, Die germanischen Auslautgesetze (Halle, Max Niemeyer 1900), p. 57.

³⁷ H. Paul, Die Vokale der Flexions- und Ableitungs-silben in den aeltesten germanischen Dialecten, PBB. 4 (1877) 383–391.

lects. Note, however, OE. *ðeah* = Goth. *þauh* where *au* may well represent a diphthong, given OE. *ea* as the regular reflex of Gmc. **au*, e.g., Gmc. **baum* > OE. *bēam*.

Goth. *aipþau* may well represent a compound of *aip* + *þau*, and this derivation is supported by comparative evidence: OIc. *eða*, OE. *eðða* (beside *oððe*), OS. *eddo*, OHG. *odo*. On the basis of comparative evidence we contend that *-au* in *-þau* is a monophthong.

Of the Gothic nominal desinences only the genitive and dative singular of the *u*-declension derive from Gmc. *-au*:

gen. sg. <i>-aus</i>	< IE. *-ous	Cf. Lith. <i>-aūs</i> , Skt. <i>-ōh</i>
dat. sg. <i>-au</i>	< IE. *-ē/ōu	Cf. Skt. <i>-áu</i> , OCS. <i>-u</i>

We can be reasonably certain that Proto-Germanic had diphthongal *-au* [au] in these desinences, but this does not necessitate assuming that Gothic preserved diphthongs and particularly not in light of monophthongization in the other older dialects.

The Old High German gen. sg. in *-ō* is a relic, e.g., *fridoo* (Benedictine Rule), cf. *frido* (Isodore, Interlinear Hymns), *wito* (Keronian Glosses), replaced by *-es* from the *a*- and *i*-stems. For Proto-Norse we posit *-ōR* > OIc. *-ar*. OS. regularly has *-ies* analogically from the *ja*-stems. Therefore Proto-Germanic **-aus* > **-auz* WGmc. **-ōR* > *-ō* > *-o/a* vs. NGmc. *-ōR* > *-ar*. We assume that monophthongization was carried out in WGmc. before loss of *-R*. Loss of *-R* is, of course, not specifically WGmc. as indicated by runic dat. pl. *gestumR* (Stentoften, c. 650) vs. OIc. *-um/-om*, Goth. *-am*, WGmc. *-um*. It is difficult to fix a date for the loss of *-R*. Citation of Ostrogothic *Ufitahari*, *Gudilub* is inconclusive and Rhenish *Aflims* merely shows late retention in the same position as the runic dat. pl., but it appears likely that West Germanic loss of *-R* < *-z* was carried out + 300 A. D. and certainly before the Anglo-Saxon *landnám* c. 450³⁸. From this we infer that monophthongization may well have been carried out in pre-Wulfilian Gothic. Transcription of Greek loans where Goth. *-auC#* = *-o C#* lends further support to a thesis

³⁸ Karl Luick, *Historische Grammatik der englischen Sprache* (Cambridge, Mass., Harvard University Press 1964), Vol. 1.2, art. 629, n. 3, art. 632.

of monophthongal value for *-au-* in the gen. pl., e.g., *alabalstraun* (L. 7.37) = *alábastron*, *bwssaun* (L. 16.19) = *bússon*. Then, too, we find *-us* ~ *-aus* for Gk. *-os* in the nom. sg. of masc. nouns: *aipiskaupus* = *epískopos* vs. *Barteimaius* = *Bartimaios*. However, terminal Gk. *ou* may have caused confusion between *-us* and monophthongal *-aus* in the Gothic genitive. Finally, note gen. sg. *daupus* (L. 1.79) vs. *daupaus* (Mt. 26.66), one of five instances of *-us* for *-aus* in the corpus.

The dative singular derives from IE. *-ēu, an endingless locative with lengthened grade of the stem formant³⁹. With shortening Gmc. *-eu* > *-iu* in Proto-Norse (*magiu*) and Old High German. Old High German *-iu* is only sporadically attested in early texts and glosses, e.g., *sitiu*, *fridiu*, *hugiu*, *sigiu*, *suniu* (Benedictine Rule, Interlinear Hymns, Isidore, Monsee-Vienna Fragments, Freising Pater Noster). Regular OHG. *-e* is an analogical reformation after the *a-* and *i-* stems, cf. OS. dat. sg. in *-i/ie* beside *sunu* (M), *suno* (C 1×). The Old Saxon dat. sg. in *-o/u* and the Old English dat. sg. in *-u* (beside *-o/a*, later *-e*) presumably derive from the *o*-grade alternate, IE. *-ōu, but the Old English dat. sg. may have been reshaped after the gen. sg.⁴⁰ Contrary to the traditional handbook thesis, we suggest derivation of Goth. *-au* from the *o*-grade. This would greatly simplify the grammar rather than introducing a highly restricted rule to shift *ē* → *a/u* and is empirically motivated. Note *hwammeh* < **hwammeu* rather than **hwammauh* or **hwammah*, cf. *þammuh* **þammauh*. Finally, note that we find eight occurrences of *-u* instead of regular *-au*, cf. *in wulþu* (L. 9.26) and *in wulþau* (L. 9.31), *Paitru* (Gal. 2.7 A) and *Paitrau* (B). It is difficult to explain this alternation unless we assume that *-au* in final position was not pronounced [au], but rather [ō].

Morphological evidence for *-ai* in final syllables is given in Table 2.

From Table 2 we may see that we have only six instances of *-ai* in absolute final position: imper. 2d sg., pres. opt. 3d sg.,

³⁹ Kieckers, Handbuch der vergleichenden gotischen Grammatik p. 116.

⁴⁰ Karl Brunner, Altenglische Grammatik (3d ed.; Tübingen, Max Niemeyer 1965), art. 271, n. 1.

ō-decl. dat. sg., fem. i-decl. dat. sg., nom. pl. masc. pron., and the particle *sai*.

Table 2
Morphological evidence for Gothic -ai#

	Goth.	OHG.	OS.	OE.	OIC.
pres. ind. 2d sg.	-ais	-ēs	-es	-as	-er
pres. ind. 3d sg.	-aiþ	-ēt	-ed	-að	-er
pres. ind. 2d pl.	-aiþ	-ēt	-iad	-að	-eþ
past participle	-aiþs	-ēt			
imper. 2d sg.	-ai	-e	-e/a	-a	-e
imper. 2d pl.	-aiþ	-ēt	-iad	-að	-eþ
pres. opt. 2d sg.	-ais	-ēs	-es	-e	-er
pres. opt. 3d sg.	-ai	-e	-e	-e	-e
pres. opt. 2d dual	-aits	—	—	—	—
pres. opt. 2d pl.	-aiþ	-ēt	-e(n)	-e(n)	-eþ
ō-decl. dat. sg.	-ai	-(u)	-(u)	-e	
fem. i-decl. gen. sg.	-ais	-i	-i	-e	
fem. i-decl. dat. sg.	-ai	-i	-i	-e	
nom. pl. masc. pron.	þai	dē	thē	þā	þeir
dat. pl. pron.	þaim	dēm	thēm	þæm	þeim
particle	sai	sē	—	—	—

Streitberg⁴¹ equates the Goth. particle *sai*, “look, behold”, with the Old English pronoun *se* and claims that it represents an ossified nom. sg. identical to Lith. *saī* with deictic -i, cf. OSC. *se*, “dieses”. However, *sai* regularly translates *ide*, *idoū* and was apparently associated with *saihwan*, but note *sai* = éstō (2Cor. 12.16, 1×), probably an error for *sijai*, *siai*. This particle is reflected in Old High German as *sē* and in the compound *sēnonu*, and Streitberg’s equation of Goth. *sai* = OE. *se* is thus vitiated, according to Markey⁴², by Goth. *wai* = OHG. *wē*, OE. *wā*, *wā*, OIC. *vei*. Markey’s comparative argument supports positing monophthongal value for -ai in *sai*.

The nom. pl. masc. demonstrative pronoun *þai* < IE. *toi undergoes monophthongization in West Germanic to ē/ā with subsequent diphthongization of ē to ea/ia/ie in Old Saxon and

⁴¹ Streitberg, *Urgermanische Grammatik* p. 268.

⁴² T. L. Markey, *Old High German (Bavarian-Allemannian) dei* p. 198.

Old High German. OIc. *þei-r* receives *-r* from nominal inflections. Monophthongization in West Germanic must have taken place before the onset of secondary diphthongization of *ē*, and the first instances of digraphs for underlying *ē* date from 772 in Frankish⁴³. Similarly, we have monophthongization in the dat. pl. but failure of the resulting long monophthong to undergo diphthongization. Lack of diphthongization in the dat. pl. is presumably due to primary occurrence in weakly stressed position. There is no reason against assuming that *ai* in *þai* and *þaim* had monophthongal value and that these forms are generalizations of weakly stressed alternates. In the dat. sg. masculine Proto-Germanic must have had a set of alternates **þaimm-*/*þamm-*. Both formants are reflected in Old Swedish with *þæm*, *þem* < **þaimmu* and *þem* < **þammu*, cf. OSC. masc. and nt. sg. loc. *tomi* beside inst. *tēmī*. The diphthongal alternate is found in Old Icelandic and Ingvæonic: OE. *þām*, *þæm*, OFr. *thām*, OIc. *þeim*. Lack of indication of length relegates OS. *them* to an ambiguous position. Gothic, like Old High German, merely generalized the monophthongal alternate, while North Germanic, Ingvæonic and, quite possibly, Old Saxon generalized the diphthongal alternate. Gothic *þamma* vs. *þaim* cannot, of course, be cited as evidence of monophthongization. Finally, note *gahlaibaim* instead of *gahlaibam* (J. 11.16) vs. *gahlaibim* in the Naples document. This alternation seems natural only if we assume that *ai* represented a monophthong.

In the dat. sg. masc. *o*-declension IE. **-o-ei* > Gmc. **-ai* > **ē* > *-e* in Old English, Old Icelandic, Old Saxon, Old High German and Old Frisian. In the dat. sg. fem. *ō*-declension IE. **-ā-ei* > Gmc. **-āi* > *-ai* with shortening of *-ā-* before IE. *ā* > Gmc. *ō*, yielding Goth. *-ai* vs. early OE. *-æ*, classical OE. *-e*. In North Germanic, Old Saxon and Old High German, however, we find reflexes of Gmc. **-ō* < IE. **-ā*, an instrumental rather than a true dative as in Gothic and Old English. On the evidence of early monophthongization in Old English we cannot infer

⁴³ Irmengard Rauch, *The Old High German Diphthongization* (Janua Linguarum, Series Practica, Vol. 36; The Hague, Mouton and Co. 1967), pp. 98–99.

monophthongal value for Goth. *-ai* in the dat. sg. The dat. sg. of the feminine pronouns *pizai*, *izai*, *hwizai* and *ainai-hun* are formed analogically after the *ō*-declension. Cf. Goth. *izai* and OE. *hiere* with *-ai* vs. *-e*. OE. *hiere* shows regular Ingæonic levelling of *h*- throughout the feminine from the masculine *he* and *ie*-vocalism from the acc. sg. *hīe* < IE. **ey-ā-m*, cf. Lat. *eam*, Ombr. *eam*.

Derivation of the gen. and dat. sg. of the fem. *i*-stems is problematic, but we propose the following derivational history in line with the traditional handbook view⁴⁴:

gen. sg. IE. *-oi-s > -ais > -aiz > -āR > OIc. -ar Goth. -ais
IE. *-ei-s > -iz > -i > WGmc. -i
Cf. Osc. -eis

dat. sg. IE. *-ēi > -i > WGmc. -i > (Goth. -ai)
Cf. Hom. Gk. -ēi

On the basis of OIc. -ar and by the same reasoning employed above for positing monophthongal value for *au* in the gen. sg. of the *u*-stems, we contend that *ai* in the gen. sg. of the *i*-stems was monophthongal, cf. pp. 129sq. West Germanic generalized *e*-grade alternate which with regular loss of *-r* and shortening of *-i-* yielded *-i*. Note early OE. *uyrdi* with *-i* vs. classical OE. *-e*⁴⁵.

The dat. sg. derives from an endingless locative with lengthened grade of the stem formant, cf. dat. sg. -*au* of the *u*-stems. Here, as in the dat. sg. of the *u*-stems, it appears much simpler to posit an underlying -*ōi*. However, there is no comparative evidence for the *o*-grade and we would then have to assume early paradigmatic levelling of *o*-quality from the genitive which seems unlikely. Moreover, monophthongal value of *ai* in the dat. and gen. sg. is supported by declension of proper nouns borrowed from Latin into Gothic which were based on the Latin 1st declension, i.e., genitive (+ *-s*) and dative in -*ae* < archaic

⁴⁴ Krahe, Germanische Sprachwissenschaft. II. Formenlehre p. 30.

⁴⁵ Brunner, Altenglische Grammatik, art. 269, n. 1.

Latin *āi/ai* respectively, e.g., *Asiais, Asiai* = *Asiae*, and Latin *ae* certainly had monophthongal value in the fourth century⁴⁶.

In the 3d weak conjugation we find *ai* in pre-final and absolute final position as outlined above, p. 131. In this position Goth. *ai* = OHG. *ē*, OS. *e/a*, OIc. *e*; that is, Goth. *ai* is reflected as a monophthong in the other early dialects. The early Vandalian inscription *froja armes* = Goth. *frauja armais* is an indication of post-Wulfilian monophthongal value for *ai* in the 3d weak conjugation⁴⁷. Recently, Jasanoff⁴⁸ has argued that the 3d weak class is a Germanic continuation of a thematic middle inflection in the present contrasted with forms built on a stem in **-ē-*, the late Indo-European deverbative suffix usually associated with a “stative” value, in one or more non-present categories, cf. OHG. *dagēn* and Lat. *tacēre*. Details of the reconstruction proposed by Jasanoff need not concern us here, for our primary interest is the value of the formant *-ai-* < **-ē-*. A similar independent replacement *-ē- → -ai-* is found in Hittite, cf. Hitt. *dāi* beside IE. **dhē-* and *wanteš-* < **wante- (?)* beside later Hittite *wantai-*, “be warm”⁴⁹. Finally, note Hitt. *gangai*, “hangs”, beside Gothic intransitive *hāhan* < **hayh-ai-*. This replacement may well have resulted in a diphthong in pre-Wulfilian Gothic as evidenced by the feminine personal names *Lubaini* (CIL. XIII 3622), *Vanaenia* (CIL. XIII 3624) related to Goth. *lubains*, cf. OHG. *lobēn*, Lat. *lubēre*, *wanains*. Nevertheless, given the comparative evidence of early monophthongization in the other dialects, we might posit monophthongal value [ɛ] for *-ai-*. Alternatively, one could argue that the replacement *-ē- → -ai-* simply did not take place in North and West Germanic, though there is no positive means of determining this. However, having

⁴⁶ Jones, Gothic *ai* in Inflectional Syllables pp. 637–638.

⁴⁷ See *ibid.*, p. 634, for further details.

⁴⁸ Jay Jasanoff, The Germanic Third Class of Weak Verbs, Indo-European Studies, Special Report to the National Science Foundation (Cambridge, Mass., The Foundation 1972), pp. 232–274, conclusion cited p. 252.

⁴⁹ See Calvert Watkins, The Denominative Statives in **-ē-*, Indo-European Studies, Special Report to the National Science Foundation (Cambridge, Mass., The Foundation 1972), pp. 175–177.

made probable a monophthongal value for desinential *-ai-* in other morphological categories, it seems reasonable to assume that pre-Gothic *-ai- > -ē-* by the time of Wulfila. Note that Wagner⁵⁰ has convincingly shown that weak verbs like *kunnaip* were produced by a derivational process whereby stative stems in **-ē-* were formed to underlying perfects in late Indo-European. Note Goth. *munaiþ: man* and *witaiþ: wait* which correspond term to term to *ē*-statives and perfects in other branches of Indo-European. In line with the arguments advanced above, we posit monophthongal value for *-ai-* in verbs like *kunnaip*. Synchronic evidence for *-ai-* representing [ē] is furnished by the noun *armaio* built upon the third weak verb *arman*, which must contain a monophthong (otherwise **armajo*), but which cannot be from lowering of **ē*, cf. *saian/saiso* (otherwise **armēda*, **habēda*). We must therefore assume the stem vowel of the third weak class to be [ē] < **/ai/*, with monophthongization, and subsequent rule reordering for *armaio* so that the monophthongization rule precedes the rule *i → j* before vowels, or in other words that *armaio* is analogic for **armajo*, but does indicate an underlying diphthong and thus bears out Jasanoff's analysis.

Finally, there remain the forms of the thematic optative with secondary endings in *-ai-* in pre- and absolute final position where *-ai- < IE. *-oi-*. The traditional thesis that *-oi-* is further segmentable into *-o-* + *-i*, the *o*-grade of the thematic vowel plus the zero grade of the athematic optative suffix **-ye/i-*, may be untenable⁵¹. Following Watkins⁵², the earliest optative paradigm is reconstructable as follows:

Singular	Plural
<i>-oi-so</i>	<i>-oi-me/o</i>
<i>-oi(tao)</i>	<i>-oi-te</i>
<i>-oi</i>	<i>-oi-ro</i>

⁵⁰ Heinrich Wagner, *Zur Herkunft der ē-Verba in den indogermanischen Sprachen* (Zürich, Dissertationsdruckerei Leemonn 1950), *passim*.

⁵¹ Calvert Watkins, *Indogermanische Grammatik 3.1. Formenlehre. Geschichte der indogermanischen Verbalflexion* (Heidelberg, Carl Winter 1969), p. 230.

⁵² Ibid., p. 232.

With the rise of diathesis the original paradigm was split into active and middle with subsequent addition and or substitution of the productive endings of the *mi*-conjugation to form the active:

Singular	Plural
IE. Gothic	IE. Gothic
-ōm, -ām > -au	-oi-mē > -aim-a
-oi-s > -ais	-oi-te > -aiþ
-oi-(t) > -ai	-oi-nt > -ain + -a
Dual	
1. -oi-wē > -aiwa, cf. OSC. <i>veděvě</i>	
2. -oi-tes > -aiþs > -aits, cf. OIc. *þauþ-sk > þautsk	

The opt. suffix *-ai-* is reflected as a monophthong *-ē-* in the other dialects and by reason of spelling consistency we posit [ē] for the Gothic optative suffix as for the 3d weak class suffix. Moreover, note early monophthongization in Old English before loss of *-r*, cf. OE. *bere* and OIc. *berer* with *-aiz* > *-ēR* *-er/-e* in Old Icelandic and Old English respectively, cf. *-aiz* > Proto-Norse *-āR* > OIc. *-ar* in the gen. sg. of the feminine *i*-stems. We assume levelling of *e*-quality in the 2d sg. from the 3d sg. in *-e/i* already attested in seventh century runic inscriptions⁵³.

We conclude that Gothic *ai* and *au* in final position represented the monophthongs [e] and [o] respectively. Many scholars have argued that it is quite likely that Gothic preserved diphthongs in final position, or at least could have, because it is attested so much earlier than the other dialects. In fact, final diphthongs are reconstructed for Proto-Germanic mainly on the evidence of Gothic, and it may be asserted that, if Gothic does not have them, then our reconstructions will have to be modified⁵⁴. Gothic is, after all, one of the dialects which has been considered to give positive evidence for setting up unaccented *oi/ou* for

⁵³ Jones, Gothic *ai* in Inflectional Syllables p. 637, n. 1.

⁵⁴ We are thus in agreement with Markey's conclusion that "... monophthongization [of *ai* in absolute final position] was complete by the time of our earliest records from the dialects" (Markey, Old High German [Bavarian-Allemannian] *dei* p. 199).

Indo-European. In the foregoing discussion we have relied heavily on comparative evidence and tacitly placed great weight on two seemingly plausible premises: first, that monophthongization in Gothic affected weakly stressed final syllables earlier than it affected stressed syllables and second, that the Gothic development of the Auslautgesetze may have been more similar to those of the other older dialects than has traditionally been assumed. Note, too, that while North and West Germanic fail to preserve Proto-Germanic diphthongs in final position, they do preserve them in accented syllables. Another basic assumption is that, while final *ai* and *au* represented monophthongs in Wulfilian Gothic, they need not have done so in pre-Gothic. We may preserve the traditional reconstructions with *au* and *ai* for Proto-Germanic as a secure operating principle for historical derivation.

Bibliography

- Allen, W. Sidney. *Vox Graeca. A Guide to the Pronunciation of Classical Greek*. Cambridge, Cambridge University Press 1968.
- *Vox Latina. A Guide to the Pronunciation of Classical Latin*. Cambridge, Cambridge University Press 1965.
- Bennett, W. H. Gothic Spellings and Phonemes: Some Current Interpretations. In: Taylor Starck Festschrift. Edited by Werner Betz et al. The Hague, Mouton 1964. Pp. 19–26.
- The Monophthongization of Gothic *ái*, *áu*, *Language* 25 (1949) 15–21.
- Bethge, R. *Vokalismus des Gotischen, Laut- und Formenlehre der altgermanischen Dialekte*. Edited by Ferdinand Dieter. Leipzig, O. R. Reisland, n. d. Pp. 21–35.
- Braune, Wilhelm. *Gotische Grammatik mit Lesestücken und Wörterverzeichnis*. Edited by Ernst A. Ebbinghaus. 16th ed. Tübingen, Max Niemeyer Verlag 1961.
- Bremer, Otto. Germanisches *ē*, *PBB*. 11 (1885) 1–76.
- Buckalew, R. E. A Generative Grammar of Gothic Morphology. Unpublished Ph. D. dissertation, University of Illinois 1964.
- Ebbinghaus, Ernst A. Gotisch *iu*, *Journal of English and Germanic Philology* 59 (1960) 597–599.
- Feist, Sigmund. *Vergleichendes Wörterbuch der gotischen Sprache*. 3d ed. Leiden, E. J. Brill 1939.
- Hamp, Eric P. Gothic *ai* and *au* Again, *Language* 34 (1958) 359–363.
- Hechtenberg-Collitz, Klara. Syllabication in Gothic, *Journal of English and Germanic Philology* 6 (1906) 72–86.

- Hirt, Hermann. *Handbuch des Urgermanischen, Teil 1: Laut- und Akzentlehre*. Heidelberg, Carl Winter 1931.
- Jasanoff, Jay H. *The Germanic Third Class of Weak Verbs, Indo-European Studies*. Calvert Watkins, Principal Investigator. Special Report to the National Science Foundation—Report Harvard-Linguistics 01–72. Cambridge, For the Foundation 1972.
- Jellinek, Max Hermann. *Geschichte der gotischen Sprache. Grundriß der germanischen Philologie*, Vol. I, No. 1. Berlin and Leipzig, Walter de Gruyter and Co. 1926.
- Jones, Oscar F. The Case for a Long *u*-Phoneme in Wulflian Gothic, *Orbis* 14 (1965) 393–405.
- Gothic *ai* in Inflectional Syllables, *Language* 32 (1956) 633–640.
- Gothic *au* in Inflectional Syllables, *Language* 34 (1958) 33–39.
- Gothic *iu*, *Language* 34 (1958) 353–358.
- Gothic *iu* and *ju* in Transcriptions of Foreign Names, *Journal of English and German Philology* 61 (1962) 73–76.
- Nonsyllabic Allophones of Gothic /w/, *Language* 36 (1960) 508–515.
- Kieckers, Ernst. *Handbuch der vergleichenden gotischen Grammatik*. München, Max Hueber Verlag 1928.
- Krahe, Hans. *Germanische Sprachwissenschaft*. Vol. I: Einleitung und Lautlehre. Vol. II: Formenlehre. 5th and 6th eds. resp. Sammlung Göschen 238, 270. Berlin, Walter de Gruyter and Co. 1965–1966.
- *Historische Laut- und Formenlehre des Gotischen. Zugleich eine Einführung in die germanische Sprachwissenschaft*. Heidelberg, Carl Winter 1948.
- Krause, Wolfgang. *Handbuch des Gotischen*. 3d ed. München, C. H. Beck 1968.
- Lee, A. van der. Zur Aussprache der gotischen Diagraphen *ai* und *au*, *Festgabe für L. L. Hammerich*. Copenhagen, Naturmetodens Sprog-institut 1962. Pp. 125–152.
- Lehmann, W. P. The Proto-Indo-European Resonants in Germanic, *Language* 31 (1955) 355–366.
- Luick, Karl. *Historische Grammatik der englischen Sprache*. Vols. 1.1–1.2. Cambridge, Mass., Harvard University Press 1964.
- Marchand, James W. Das akrophonische Prinzip und Wulfila's Alphabet, *ZfdA* 86 (1956) 265–275.
- Gotisch. In: *Kurzer Grundriß der germanischen Philologie bis 1500*. Vol. I. Edited by Ludwig Erich Schmitt. Berlin, Walter de Gruyter and Co. 1970. Pp. 94–122.
- Hatten die Goten vor Wulfila eine Schrift?, *PBB* 81 (1959) 295–302.
- The Sounds and Phonemes of Wulfila's Gothic. Unpublished Ph. D. dissertation, University of Michigan 1955.
- Über *ai*, *au* im Gotischen, *PBB* 81 (1959) 436–455.
- Vowel Length in Gothic, *General Linguistics* 1 (1955) 79–88.

- Markey, T. L. Gothic Imperatives in *-au*, *Studia Linguistica* 26, 1 (1972) 42–47.
- A Note on Germanic Directional and Place Adverbs, *Studia Linguistica* 24, 2 (1971) 73–86.
- Old High German (Bavarian-Allemannian) *dei*, *KZ*. 86, 2 (1972) 193–206.
- Marstrander, G. J. S. *De gotiske runeminnesmærker*, *NTS*. 3 (1929) 25–157.
- Mossé, Fernand. *Manuel de la langue gotique*. 2d ed. Paris, Aubier Editions Montaigne 1956.
- Moulton, William G. The Phonemes of Gothic, *Language* 24 (1948) 76–86.
- Must, Gustav. The Gothic Genitive Plural in *-e*, *Language* 28 (1952) 218–221.
- Noreen, Adolf. *Abriß der urgermanischen Lautlehre. Mit besonderer Rücksicht auf die nordischen Sprachen zum Gebrauch bei akademischen Vorlesungen*. Straßburg, Karl J. Trübner 1894.
- Paul, Hermann. Die Vocale der Flexions- und Ableitungssilben in den ältesten germanischen Dialecten, *PBB*. 4 (1877) 315–475.
- Penzl, Herbert. Orthography and Phonemes in Wulfila's Gothic, *Journal of English and Germanic Philology* 49 (1950) 217–230.
- Prokosch, Eduard. *A Comparative Germanic Grammar*. Philadelphia, Linguistic Society of America 1939.
- Rauch, Irmengard. The Old High German Diphthongization: A Description of Phonemic Change. (*Janua Linguarum, Series Practica*, 36.) The Hague, Mouton 1967.
- Scherer, Wilhelm, *Zur Geschichte der deutschen Sprache*, 2d ed. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1878.
- Schulze, Ernst. *Gotisches Glossar*. Magdeburg, Gebrüder Baensch 1848.
- Schwarz, Ernst. Goten, Nordgermanen, Angelsachsen. *Studien zur Ausgliederung der germanischen Sprachen*. (*Bibliotheca Germanica*, 2.) Bern, A. Francke Verlag.
- Schwyzer, Eduard. *Griechische Grammatik auf der Grundlage von Brugmanns griechischer Grammatik*. Vol. I. 2d ed. München, C. H. Beck 1953.
- Sehrt, Edward H. *ai* und *au* im Gotischen, *Theodor Frings Festschrift*. Edited by Elisabeth Karg-Gasterstädt und Johannes Erben. Berlin, Akademie Verlag, n. d. Pp. 1–11.
- Streitberg, Wilhelm, ed. *Die gotische Bibel*. 4th ed. Heidelberg, Carl Winter 1965.
- *Gotisches Elementarbuch*. 5th and 6th eds. Heidelberg, Carl Winter 1920.
- *Urgermanische Grammatik. Einführung in das vergleichende Studium der altgermanischen Dialekte*. Heidelberg, Carl Winter 1963.
- Sturtevant, E. H. *The Pronunciation of Greek and Latin*. 2d ed. Philadelphia, Linguistic Society of America 1940.

- Stutterheim, C. F. P. Gothic and Phonology, *Lingua* 21 (1968) 443–454.
- Twaddell, W. F. The Prehistoric Germanic Short Syllables, *Language* 24 (1948) 139–151.
- Vennemann, Theo. German Phonology. Unpublished Ph. D. dissertation, University of California, Los Angeles 1968.
- The Phonology of Gothic Vowels, *Language* 47 (1971) 90–132.
- Voyles, Joseph B. Gothic and Germanic, *Language* 44 (1968) 720–746.
- Wagner, Heinrich. *Zur Herkunft der ē-Verba in den indogermanischen Sprachen*. Zürich, Dissertationsdruckerei Leemonn 1950.
- Walde, Alois. *Die germanischen Auslautgesetze. Eine sprachwissenschaftliche Untersuchung mit vornehmlicher Berücksichtigung der Zeitfolge der Auslautsveränderungen*. Halle, Max Niemeyer 1900.
- Watkins, Calvert. The Denominative Statives in *-ē-. Indo-European Studies. Calvert Watkins Principal investigator. Special Report to the National Science Foundation, Report Harvard-Linguistics 01–72. Cambridge, The Foundation 1972.
- Indogermanische Grammatik. Vol. III. 1: Formenlehre: Geschichte der indogermanischen Verbalflexion. Heidelberg, Carl Winter 1969.
- Wienold, Götz. On Umlaut in Gothic, *Orbis* 16 (1967) 185–196.
- The Pre-Gothic Monophthongizations and Wulfila's Graphemic System, *Folia Linguistica* 3 (1969) 134–144.
- Wijk, L. E. van. De klinkers der Oergermaanse stamsyllaben in hun onderling verband. Bilthoven, J. D. de Boer 1936.
- Wright, Joseph. *Grammar of the Gothic Language*. Oxford, Oxford University Press 1910.

Department of Linguistics, Box E,
Brown University,
Providence/Rhode Island

Richard Beck

Solutions and Problems from Speyer

1. Speyer *ainlibim*

It would be too much to hope for that the new Speyer fragment should present us with a vast array of unsuspected novelties; the nature of the text itself precludes that. It is nevertheless to be expected that we should be able to glean from it some important fresh information both obvious and less so.

Elfriede Stutz¹ has already pointed to four lexical items on which we may register gains. A less dramatic accretion to our knowledge is to be found in line 6 with the word *ainlibim*, since it confirms a point on which there was formerly room for doubt.

The numeral for 'eleven' is attested but once in the CA, in this same case form, at K 15,5. In that passage the tradition shows variants of 'eleven' and 'twelve'; it has been assumed of course that *ainlib-* renders 'eleven', and that is entirely reasonable. But there is nevertheless room for numerical uncertainty in the textual intent; and since the hapax *ainlib-* is visibly *ONE+lib-* in morphology, we may residually ask from what point the Gothic numeral system counted ONE. This is not a pedantic uncertainty.

The similarity of the Germanic and Baltic 'teens has long been noted; now the Old Lithuanian ordinal for '11' is *liekas*, i.e. 'lib-' as it were. I have just shown (*Baltistica* 8, 1972, 55–6)² that such a syntax, with ONE deleted, is very archaic, in fact of Indo-European date. We might then legitimately wonder whether *ONE+lib-* meant properly 'liekas' (expanded with the clarifying numeral expressed) or conceivably '1 + 11 = 12'.

¹ KZ. 85 (1971) 85–95. I am grateful to my friend William Bennett for having kindly drawn my attention to this article while I was abroad, and to the author for having favoured me so promptly with an offprint.

² Contrary, for example, to Kieckers' account, *Handbuch* 1960, p. 176–177.

Our Speyer text appears to confirm for us that *ainlib-* meant, as in other Germanic languages, $\ddot{\epsilon}v\delta\epsilon\kappa\alpha$ ³.

2. Speyer *farwa* 'form'

The interest of this new word has been adequately pointed and documented since the initial publications by Stutz and by Scardigli on the Speyer fragment. But its etymology remains unsettled, and I do not think the attempt by Szemerényi (Language 48, 1972, 8–9) brings us any closer. Szemerényi adduces the group represented by Skt. *kṛp-* (fem.), Av *kəhrp-*, Lat. *corpus*, Mid. Ir. *cri* (fem.). He is able to assume an original labiovelar for the initial by not accepting my addition of Welsh *cryf* Bret. *kréñ(v)* Vannetais Bret. *kriù* 'strong, robust' (Études celtiques 9, 1960, 139–140) to this set. Szemerényi's reason for rejecting my inclusion of the British Celtic forms in this set is on grounds of the meaning; I am not convinced by his reason, but it is not my purpose to argue the question here—after all, the grounds for our difference consist in a matter of individual judgement that is difficult to calibrate at best, and the really good etymology, in any event, imposes itself immediately. What I propose to do here is simply to point to the weak formal aspect of Szemerényi's suggestion.

Szemerényi thinks that **kʷerpos* > **kʷorpos* > Lat. *corpus* is regular. For some of my recent views on such sequences, with particular reference to Lat. *uerpa*, see AJP. 92 (1971) 86–88. Then for the Germanic he posits **kʷorpó-* > (by metathesis) **farhwá-* > (Verner's Law) **farzwa-* > *farwa-*. These assumptions strike me as weak in the following respects:

1. Metathesis without motivation is certainly undesirable if it can be avoided.
2. Szemerényi claims that *s*-stems should be *e*-grade (but is *tempus* really known to be **e*-grade?). That is certainly true of verb bases; but can we really be sure that under these nouns

³ Crimean Gothic of course shows a presumably re-shaped *thiin-ita* (see Jellinek, Geschichte 1926, p. 141), with the elements in Greek order.

there was actually a living and productive verb to *kṛp-* in the IE. that we recover? Moreover, there certainly were nouns of this type not in *e*-grade; cf. the work of Ernout and Chantraine. What about OIr. *mag* and Lat. *latus* beside OIr. *leth*? It seems to me the error here is in assuming that because we can agree on the dominant mode of formation for a class there were no forms in existence that departed from this—no minor rules or rule-exceptions, to use the parlance of generative grammar.

3. Szemerényi's assumption complicates the ablaut picture. At least **kṛp-os* > *corpus* has the virtue of conserving the ablaut.

As an alternative possibility, but without any strong claim for its correctness, I offer the following suggestion for a pairing of *farwa* with a known etymon of obviously acceptable meaning whereby at least an assumption of metathesis would be avoided; that is, the consonantism would be perfectly regular, although one step of ablaut adjustment would need to be assumed. If we represent *farwa-* as **por(k)-uó-* or **porə-uó-* it is possible to relate the base to Greek *πρέπω*, Armenian *erewim* 'appear(ance)'. The latter pair shows the obscure Greek (apparently shared by Armenian, a significant joint feature) root-extension in **p*; cf. *μέλπω*, etc. The difference in vocalism and its sequence would be that seen e.g. in the word family to which Russ. *porosit'* belongs; such vocalisms were of course revised on the basis of the zero grade. But the original shape of this root would still remain most tenuous.

University of Chicago,
The Department of Linguistics,
5845 South Ellis Avenue,
Chicago, Illinois 60637

Eric P. Hamp

Gothic 'soh þan gilstrameleins frumista' and the Germanic Adjective Declension

The Gothic sentence *soh þan gilstrameleins frumista* (Lk. 2,2) presents an interesting grammatical problem which may also be of importance from a more general point of view, i.e. in the framework of Germanic comparative syntax. The problem concerns the form *frumista* which is the nominative singular feminine, *strong* declension of *frumists* 'first'. As is well known in Gothic syntax superlatives may follow the weak or the strong adjective declension. After a demonstrative or the definite article we expect the weak declension. The consequence of this is that after *soh* 'this', nominative singular feminine bearing on *gilstrameleins* 'enrolment', we should have the nom. sg. *weak* declension of *frumists*, i.e. *frumisto* and 'this first enrolment' should then be translated **soh gilstrameleins frumisto*. This means that in the attested text we have an apparent exception to the current syntactic use of the adjective declensions in Gothic and in the Old Germanic languages in general. This is however not the case and it can be proved that the exception is only apparent. *frumista* instead of *frumisto* is indeed only an exception if it is understood as an attributive adjective bearing on *gilstrameleins* and determined by *soh*. Things are different if we suppose for a moment that *frumista* is not an attributive adjective but a predicative adjective. Predicative adjectives are indeed generally strong. The problem is then to show that the sentence still makes sense when *frumista* is understood as a predicative adjective. Literally we would have *soh þan gilstrameleins frumista warþ at ...* = 'this enrolment happened (as the) first (one) when ...' and not 'this first enrolment happened when ...' Word order is no argument to decide in favour of a predicative adjective since, as is well known, the attributive adjective is currently placed after the noun it refers to in Biblical Gothic. This means that

the position of *frumista* would be the same in any case. A better argument is what we find in the Greek text. There we have a verb *πρώτη...ε'γένετο* i.e. literally 'first happened' and not 'this first enrolment happened' which would have been something like (ἀντη) ἡ πρώτη ἀπογραφή and such a construction could only be rendered as *soh þan gilstrameleins *frumisto* in Gothic. Considering this, a predicative use of the adjective appears to be a skilful attempt to render the Greek phrase *πρώτη ε'γένετο*. We may also add that if many modern translations have 'this first enrolment' with an attributive adjective, M. Luther has "Diese Schätzung war die allererste", much as in Gothic. The passage under discussion here is not the only one. We have a similar case in *soh framaldra dage managaize libandei miþ abin...* (Lk. 2, 36). Literally 'this (one) old (of) many days living with (her) husband'. We have also *soh framaldra* and not *soh framaldo*, i.e. a strong form instead of a weak form because *framaldra* is understood as a predicate: 'this one (being or was) old' and not as an attribute: 'this old one'. Summing up we can say that contrary to what one would be tempted to assume at first sight, *frumista* in *soh þan gilstrameleins frumista warþ at...* (Lk. 2, 2), is not an attributive adjective determined by *soh* and bearing on *gilstrameleins* but a predicative adjective. This is then no exception to but rather a confirmation of the general syntactic rule regulating the use of the strong and weak adjective declensions in Gothic and in the other Old Germanic languages. By the way it also confirms the exceptional talent of the Gothic translator.

Bd. Charle-Magne, 45
Bruxelles,
Université Libre

Christian Peeters

Ahd. *wār* und awn. *værr*

Bei der Besprechung von Brian T. Regans Arbeit 'The Gothic Word'¹ führte meine Überprüfung der dort zusammengestellten Verwandten von gt. *allawerei*, *tuzwerjan*, *unwerjan* und *unwerei** zu einem Ergebnis, das in wichtigen Punkten von Regans Ansatz abweicht. Da die Begründung dieser Abweichung den Rahmen der Besprechung gesprengt hätte, andererseits aber eine Veröffentlichung von einigem Interesse sein dürfte, will ich an dieser Stelle meine Auffassung näher erläutern.

Der Vergleich der gm. Adjektive, die auf eine Grundlage (gm.) *wēr-* zurückzuführen, fördert eine beträchtliche Bedeutungs- vielfalt zutage, die veranschaulicht werden kann durch die Gegenüberstellung von ahd. *wār* 'wahr, richtig' und awn. *værr*, für das die Bedeutungsansätze der Handbücher weit auseinander- gehen — ich erwähne 'sich aufzuhalten berechtigt' (Möbius), 'peaceful, safe' (Cleasby-Vigfusson), 'freundlich, ruhig' (de Vries), womit aber noch lange nicht alle Vorschläge erschöpft sind. Den Versuchen, alle diese Bedeutungen auf eine gemeinsame Grund- lage zurückzuführen² stellt sich zunächst das semantische Hinder- nis entgegen, daß 'wahr' einerseits kaum die Grundbedeutung sein könnte, andererseits aber außergermanisch sehr gut ver- gleichbar ist: ahd. *wār* bildet zusammen mit lt. *vērus* und air. *fir* gleicher Bedeutung eine der wichtigsten lt.-kelt.-gm. Isoglossen, während Wörter, die mit dem awn. Adjektiv semantisch näher zusammenhängen können, auf das Germanische beschränkt sind. Zu diesen semantischen Bedenken kommt ein formales Argument, dem unter den gegebenen Umständen große Bedeutung zuzu- messen ist: Der Unterschied in der Form zwischen ahd. *wār* und awn. *værr*. Das ahd. Adjektiv ist ein *o*-Stamm, der durch die

¹ S. demnächst in IF. 79

² Vor allem bei Sigmund Feist, *Vergleichendes Wörterbuch der gotischen Sprache*, 3. Aufl. Leiden 1939, s. v. *tuzwerjan*.

vergleichbaren lt. und kelt. Wörter einwandfrei gestützt wird, das awn. Adjektiv zeigt Umlaut und ist somit ein alter *i*-, *ja*- oder allenfalls *u*-Stamm. Bei dieser Sachlage scheint es angezeigt zu sein, zuerst einmal die beiden Gruppen für sich zu untersuchen, und sich dann erst die Frage vorzulegen, wie sie eventuell zusammenhängen könnten.

Befassen wir uns zunächst mit dem weiter verbreiteten Adjektiv **uēro-* 'wahr'. Belegt sind ahd., as. *wär*, afr. *wēr*; lt. *vērus* (auch 'angemessen' u. dgl.); air. *fir* (auch 'echt, richtig' u. dgl.), cymr. *gwir*. Formal und semantisch paßt hierzu das Kompositum **kom-uēro-* in cymr. *cywir* 'wahr, richtig, ehrlich, treu, zuverlässig'. Die Bedeutungen 'wahr' und 'treu' treten häufig innerhalb derselben Wortsippe auf, wobei vor allem die Bedeutung 'wahr' als die sekundäre erwiesen werden kann — als Beleg verweise ich auf d. *treu* neben e. *true* 'wahr', dessen Bedeutungsspezialisierung als sekundär erwiesen werden kann. Wir können also zunächst einmal vermuten, daß semantisch von 'treu, zuverlässig' auszugehen ist, wonach sich das Simplex auf die Bedeutung 'wahr' spezialisiert hätte. Weitere Anknüpfungsmöglichkeiten lasse ich zunächst beiseite und wende mich der zweiten Gruppe zu:

Bei deren Behandlung ist es üblich, von awn. *værr* als dem Simplex auszugehen, mit dem die Wörter der übrigen Sprachen (und andere nordische Wörter) komponiert sind³. Dieses Verfahren mißachtet ein sehr wichtiges Argument aller Bedeutungsuntersuchungen nordischer Wörter: Die nordischen Sprachen haben bereits in vorliterarischer Zeit die unbetonten Präfixe verloren, so daß die Bedeutung eines Simplex in den nordischen Sprachen historisch auf die Bedeutung eines Simplex, einer Präfigierung oder einer Mischung aus beidem zurückgehen kann. Es wäre deshalb angesichts der Tatsache, daß das in Frage kommende Simplex nur im Nordischen belegt ist und mit Rücksicht auf die schlecht faßbare Bedeutung des nordischen Wortes die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, daß präfigierte Formen

³ Mit Ausnahme von Wilhelm Wissmann, *Nomina Postverbalia in den altgermanischen Sprachen*, 1. Teil, Göttingen 1932 (Beihefte KZ. 11), S. 115–121. Wissmann verfällt allerdings in das umgekehrte Extrem und trennt awn. *værr* völlig von den gotischen Wörtern ab.

zumindest mitgewirkt haben, und um diese Frage zu klären, müssen zunächst die Wörter der Sprachen betrachtet werden, die die Präfixe nicht verloren haben. Den besten Ausgangspunkt bietet dabei **tuz-wērja-*, belegt in ahd. *zurwari*. Dieses nur in Glossen bezeugte Adjektiv bedeutet vor allem 'verdächtig', lt. *suspectus*, vom trojanischen Pferd (Gl II 648, 26 zu Aeneis II 36), von der Lockspeise des Vogelfängers (II 462, 14 zu Prudentius, *Hamartigenia* 814), von den Fluren, die Feinde verbergen können (II 652, 34 zu Aeneis III 550) oder — dem Herodes in den Mund gelegt — von den neugeborenen Kindern Bethlehems (II 456, 14 zu Prudentius, *Liber Cath.* XII 105). Ferner bedeutet es 'mißtrauisch, argwöhnisch', lt. *suspiciosus* in einer Glossa zur Benediktiner-Regel, Kap. 64 bei den Eigenschaften, die ein Abt nicht haben soll (Gl II 53, 45) und schließlich glossiert es *scandalizatus esse* 'Anstoß nehmen' an einer Stelle der *Vitae Patrum* (Gl II 733, 1). Das Abstraktum *zurwari* bedeutet 'Argwohn, Mißtrauen', lt. *suspicio* (Gl II 107, 36 bei der Bestimmung des Conc. Nic., daß Priester nur Frauen in ihrem Haushalt haben dürfen, die zu Argwohn keinen Anlaß geben); ferner erscheint es als Glossa zu *superstitio* in einer Aufzählung der Sünden, die der Teufel unter die Menschen bringt (Gl II 461, 5 zu Prudentius, *Hamartigenia* 395) — vielleicht meinte der Glossator aber *suspicio* 'Argwohn', was sinngemäß sehr gut an die Stelle passen würde. Ein zweites Abstraktum, *zurwarida*, bedeutet 'Ärgernis', lt. *scandalum* (in der alem. Benediktiner-Regel Kap. 13 und 65, sowie Gl I 291, 17 zu Exod. 10, 7) und 'Argwohn' (Gl II 151, 28 zu der oben erwähnten Stelle des Conc. Nic. und II 168, 55 zur *Cura pastoralis* 3, 11).

Das Vorderglied dieser Bildung geht zurück auf das grundsprachliche Kompositionsglied **dus-* 'schlecht, schwer, miß-', dem nach Ausweis der Einzelsprachen ein **su-* 'gut, leicht, wohl-' (oder eine entsprechende Partikel) und das negative **n-* 'nicht, un-' gegenüberstanden. Im Germanischen ist **dus-* nur noch in dem nordischen *tor-* einigermaßen lebendig, die übrigen Mundarten zeigen es allenfalls in Relikten, unter welche auch ahd. *zurwari* zu rechnen ist. Das Hinterglied *-wari* könnte entweder ein Verbaladjektiv (Adjektiv der Möglichkeit) oder ein Substantiv (im Rahmen einer Bahuvrihi-Komposition) enthalten;

seine Bedeutung wäre etwa — ohne damit die Wortart festlegen zu wollen — 'Vertrauen'. Da *zurwari* teils aktivische, teils passivische Bedeutung hat ('der schwer vertraut' — 'dem schwer zu vertrauen ist') käme die Deutung als Bahuvrihi eher in Frage, andere Möglichkeiten sind aber nicht ausgeschlossen. Auf die Nebenbedeutung 'Anstoß, Ärgernis' wird noch einzugehen sein. — An die aktivische Variante der Hauptbedeutung läßt sich dann ohne weiteres das nur einmal belegte abgeleitete Verb des Gotischen anschließen: Mk 11,23 *þishazuh ei qipai du þamma fairgunja: ushafei þuk jah wairp þus in marein, ja ni tuzwerjai in hairtin seinamma*, . . . 'wer aber zu diesem Berge spräche „erhebe dich und wirf dich ins Meer“ und darauf in seinem Herzen vertraut . . .' (= 'und nicht wie einer ist/handelt, dessen Vertrauen gering ist'). — Das Awn. bildet das semantisch entsprechende Wort von einem anderen Stamm: *tortryggr* (vgl. ahd. *zurtriuwi*); noch stärker weicht die Bildung des Ae. ab: *ortrywe* (vgl. ahd. *urtriuwi*).

Gehen wir gleich zu der Frage über, ob es neben **tuz-wérja-* ein Korrelat mit einem Vorderglied der Bedeutung 'gut, leicht, wohl-' gab. Im Awn. — in dem der Bildungstyp ja noch lebendig ist — werden solche Adjektive mit *auð-*, seltener mit *hóð-* gebildet. In unserem Fall tritt das zweite Vorderglied auf: wir haben awn. *hóð-værr* 'verträglich, friedfertig', von Tieren 'zahm'. Nach unserem Ansatz müßte von einer Grundbedeutung 'der leicht vertraut, der ein leichtes Vertrauen hat' auszugehen sein. Weniger typisch ist die entsprechende Bildung des Ahd., *mitiwarī*, dessen Bedeutung etwa aus folgenden Stellen hervorgeht: In Willirams Paraphrase des Hohen Liedes (zu 6, 3) dient es zur Charakterisierung der Geliebten (lt. *suavis*) — die Paraphrase erläutert dies mit *miteuuare bist du, quia fraternalm pacem diligis*; im ahd. Isidor (ed. Hench, 149, 4) wird *mansuetos in Jesu* wiedergegeben mit *dhea mitwarun in Jesuse*, der Sinn ist ungefähr 'sanftmütig', ebenso wie in der alem. Benediktiner-Regel, Kap. 2, bei der Forderung, daß der Abt die Sanftmütigen (lt. *mites*) aufmuntern soll. Die Bedeutung ist also wie bei dem nordischen Wort 'verträglich, friedfertig, sanftmütig' — das Kompositum ist wohl zu erklären als 'dessen Vertrauen mit (etwa = „dabei“) ist'.

Auffällige Schwierigkeiten bietet nun der Anschluß des hiermit vergleichbaren ae. Wortes, *monþwære* mit genau entsprechender Bedeutung. Das Hinterglied könnte ohne weiteres mit **wērja-* gleichgesetzt werden, das Vorderglied **manþ(a)-* wäre semantisch isoliert, ließe sich aber in — wiederum genau gleichbedeutenden — komponierten Adjektiven der verwandten gm. Sprachen nachweisen: ahd. *manmunti*, *mammunti* und as. *maðmunti* 'friedfertig, sanftmütig' gehören wegen ihrer auffälligen Gestalt sicher zusammen und erfordern damit eine Grundform gm. **manþ(a)-mundja-* (im As. mit Ausfall des Nasals vor Spirant mit Ersatzdehnung, im Ahd. mit Assimilierung des Dentals an die umgebenden Nasale)⁴. Demgegenüber ist für die synchronische Betrachtung des Ae. eindeutig von *mon(n)* + *þwære* auszugehen; darauf weist vor allem der Zusammenhang mit dem gut bezeugten *geþwære*⁵ (vielleicht sind auch *efenþwære* und

⁴ Alf Torp und Hjalmar Falk, Wortschatz der Germanischen Sprach-einheit, Göttingen 1909 (Vergleichendes Wörterbuch der Indogermanischen Sprachen von August Fick 4, III), S. 130 stellen das Vorderglied zu ahd. *menden* 'sich freuen' usw. — man wird wohl an die Wurzelform **ment-* der idg. Wurzel **men-* 'denken, gedenken' anknüpfen müssen. Das Hinterglied ist kaum das gm. Wort für 'Hand', sondern der Reflex von idg. **mṇ-ti-* 'Gedanke, Denken' — im Gm. sonst allerdings nur komponiert und in der Bedeutung 'Andenken, Gedächtnis' bezeugt. Das Wort ist aber auf jeden Fall ein Relikt, so daß es früheres Wortgut bewahrt haben kann. Vgl. noch awn. *hóglyndr* 'friedfertig' zu *lund* 'Gesinnung'.

⁵ Das in den Wörterbüchern angesetzte Simplex *þwære* kann dem Ae. nicht zugeschrieben werden — die angeblichen Belege sind Überlieferungsfehler: Für das Adjektiv geben Bosworth und Toller (einschließlich der Korrekturen des Supplementbandes) zwei Stellen, *Leechdoms* III 162, 11, dessen *man and þwære* durch die Parallelhandschrift als verderbtes *monþwære* erwiesen wird (vgl. Förster, ASNSL. 128, 1912, 298) und Soliloquien (ed. Endter) 34, 16 (nur in einer Handschrift überliefert); für die Ableitung *þwarian* Boethius (ed. Sedgefield) 131, 4, wo eine Handschrift *þrarað* (sic!) hat, die andere *geðwærað* — erstes also sicher verderbt; für *þwærnesse* Chronicle 827, Hs. E, wo in anderen Handschriften (insgesamt vier) durchwegs *geþwærnesse* steht; und schließlich in den Aldhelm-Glossen (ed. Napier 2525) *hwærlæhte* (sic, vgl. Napiers Anm. zu 66) — auch diese Glosse ist nur einmal belegt. Es zeigt sich also, daß sämtliche Simplex-Formen, die an mehrfach überlieferten Stellen stehen, auf Überlieferungsfehlern beruhen (z. T.

unþwære selbständige Bildungen⁶). Ferner wird diese Analyse gefordert durch die nicht seltenen Schreibungen mit *-nn-*, so daß der Zusammenhang innerhalb der ae. Wortsippe unserer etymologischen Deutung widerspricht. Nun sind zunächst einige außerenglische Belege für *monþwære* anzuführen, deren Seltenheit allerdings eine Entlehnung aus dem Englischen wahrscheinlich macht: Einmal ahd. *mand(a)wari*, das nur in der Tatian-Übersetzung auftaucht. Die Überlieferung weist eindeutig auf eine Fuge vor dem *w*⁷, man muß deshalb entweder annehmen, daß das Wort bereits im Ae. bei der — möglicherweise sehr frühen — Entlehnung so analysiert wurde, oder daß im Tatian eine volksetymologische Angleichung an *mitiware* vorgenommen wurde⁸. Zum andern awn. *mannværr*, das nur spät und vereinzelt auftaucht, aber ebenfalls eine Fuge vor dem *v* voraussetzt, weil das *þ* sonst nicht assimiliert worden wäre. Schließlich findet sich ein möglicher Hinweis auf eine Analyse in *monþ + wære* auch im Ae. selbst, und zwar in der selteneren Form *modþwære*, die meist als Variante zu *monþwære* auftaucht⁹. Die sprachlichen und philologischen Zusammenhänge machen es unwahrscheinlich, daß bei ihm ein selbständiges Kompositum mit *mōd-* vorliegt — viel eher zeigt sich hier die regelrechte Entwicklung von **manþ(a)-wērja-* zu **mōþ-wære*, das dann unter dem Einfluß der

an ersichtlich verderbten Stellen); es bleiben nur zwei Fälle an Stellen, die nur einmal überliefert sind. Da nun die betreffenden Texte an anderen Stellen ebenfalls die *ge*-Form haben und diese in der ae. Literatur reich bezeugt ist, muß auch an den beiden verbleibenden Stellen zu *ge-þwær-* emendiert werden.

⁶ *efenþwære* ist nur einmal belegt, ein *efengeþwære* gar nicht. Zu *unþwære* und *modþwære* s.u.

⁷ Durch die Form *mandawari* und die Schreibung *uu* statt *u*, vgl. Tatian, ed. Sievers, 2. Aufl. Paderborn 1872, § 8, 2. Das *-a-* ist allerdings nicht als Reflex eines Kompositionsvokals zu werten, da es nach schwerer Silbe steht.

⁸ Gegen diese Auffassung kann ins Feld geführt werden, daß *mitiware* möglicherweise auf das Oberdeutsche beschränkt ist.

⁹ Varianten paralleler Handschriften vor allem in der Übersetzung von Gregors Dialogen. Vgl. noch Lambeth-Psalter 24, 9 *modþwære t þa manðwæran*; der Regius-Psalter hat an der entsprechenden Stelle *manswæs*, das sonst nicht belegt und deshalb sicher auch eine Umdeutung einer derartigen Grundlage ist.

Formen mit einem Stamm *-þwære* zu *modþwære* umgedeutet worden wäre¹⁰.

Um den Widerspruch dieser Analysierungsmöglichkeiten aufzuhellen, müssen wir uns zunächst mit den Etymologisierungsmöglichkeiten von *-þwære* befassen. Ich lasse das kontroverse *monþwære* zunächst beiseite und gehe aus von *geþwære*, für das als Bedeutung 'einmütig, übereinstimmend' und 'sanftmütig, friedlich' anzusetzen ist. In gleicher Form (also **-þwérja-*) findet sich in den verwandten Sprachen nichts Vergleichbares¹¹, aber man kann versuchen, an die Verbalwurzel *þwer-* anzuknüpfen. Diese ist im Ae. vertreten durch *geþweran* 'rühren', vor allem 'Milch zu Butter rühren' u. dgl. Neben dem paradigmatischen Part. Prät. *geðworen* taucht dabei in der Dichtung ein *geðuren* auf, das den lautgesetzlich zu erwartenden Schwund des *w* vor *u* zeigt und deshalb sicher ein vom Paradigma abgetrenntes Relikt ist. Die Belege sind Beowulf 1285 *hamere geðuren* (von einem Schwert) und ganz entsprechend in dem Rätsel vom Schlüssel (Trautmann 89) *min heafod is homere geðuren*, sinngemäß wohl 'mit dem Hammer geschmiedet' (wodurch die Ausgangsbedeutung natürlich noch nicht bestimmt ist). Glücklicherweise kommt die Form noch in einem anderen Kontext vor, bei der Übersetzung der Metra des Boethius (20, 134), wo im Laufe einer Abhandlung über die vier Elemente gesagt wird *eorðe is hefigre oðrum gesceaftum, þicre geðuren*¹² 'die Erde ist schwerer als das übrige Geschaffene, dichter *geðuren*'. Nach diesen Kontexten zu schließen muß es sich bei *geðuren* um das Ergebnis eines Verdichtens, Kompakt-Werdens handeln, und man könnte sich das Rühren der Milch zu Butter als Ausgangspunkt vorstellen. Die außergermanischen Zusammenhänge weisen nun aber darauf hin,

¹⁰ Möglicherweise ist diese Deutung überhaupt nur orthographisch, denn *d-þ* hätte im Ae. (auch über die Fuge hinweg) *tt* werden müssen (vgl. Sievers-Brunner § 201, 4). Es läge hier also seine 'pseudo-etymologische' Schreibung vor.

¹¹ Das von F. Holthausen, Altenglisches etymologisches Wörterbuch, 2. Aufl. Heidelberg 1963, S. 373 angegebene ahd. *dwari* gibt es nicht; es dürfte wohl aus *mandwari* (s. o.) herausgelöst sein.

¹² The Paris Psalter and the Metres of Boethius, ed. George Philip Krapp, New York & London 1932, S. 181: Das MS. hat *geðuruen*. Die Prosa-Fassung derselben Stelle (ed. Sedgefield 80, 30) hat nur *þiccre*.

daß die Erklärung komplizierter sein muß: Zunächst ist zuzugeben, daß die Bedeutungsverhältnisse der Wörter, die auf eine Lautform idg. **tuer-* zurückgehen, ziemlich undurchsichtig sind. Ich habe in meinem Wörterbuch der gm. starken Verben¹³ einige Formen zusammengestellt, die auf die Bedeutung 'durcheinander-rühren' u. dgl. weisen — das erstarrte ae. Partizip gehört aber ziemlich sicher in einen anderen Zusammenhang: Zu lit. *tvérti* 1. 'fassen, verbinden', 2. 'aushalten' (u. a.) gehört als altertümliche Partizipialform *tvirtas* 'fest, stark, hart, beständig', ebenso lett. *tvīts* und — mit anderem Suffix und abweichender Intonation — aksl. *tvrbdz* 'hart, fest, sicher' und seine Nachfolger. An einem Zusammenhang mit der semantisch und morphologisch genau parallelen ae. Form ist kaum zu zweifeln, so daß angenommen werden muß, daß sich im Ae. die Sippe (idg.) **tuer-* 'rühren, durcheinanderbringen' mit einer anderen Sippe **tuer-* 'halten, festhalten' u. dgl., im Partizip Praet. 'fest, dicht', vermischt hat.

Nun ist ersichtlich, daß die Bedeutung von *gebwære* ('einemütig, übereinstimmend', gelegentlich geradezu 'verbunden') ohne weiteres auf eine Verbalbedeutung 'halten, festhalten, verbinden' zurückgehen kann — nur haben wir im Germanischen ein solches Verb nicht (mehr) bezeugt, und auch eine eindeutige dehnstufige Ableitung fehlt. Auf der anderen Seite wäre auch von *-wērja-* in der Komposition mit *ga-* zu einer Bedeutung 'einemütig' zu kommen ('zusammenstimmend' gegenüber etwa ahd. *zurwari* 'scandalizatus', *zurwarida* 'Ärgernis' = 'Mangel an Übereinstimmung, Ablehnung'); ziemlich sicher gehört in diesen Bereich die Bedeutung 'sanftmütig, friedlich', die ja für die Komposita mit *-wērja-* typisch ist. Ich komme deshalb zu folgender Hypothese, die ich zwar nicht in allen Punkten beweisen kann, aber doch durch obige Ausführungen wahrscheinlich gemacht zu haben glaube:

- 1) Die Vorstufe des Altenglischen besaß ein **manþ(a)-wērja-* 'verträglich' und ein **ga-wērja-* 'verträglich, übereinstimmend',

¹³ Vergleichendes und etymologisches Wörterbuch der germanischen starken Verben, den Haag 1970 (Janua Linguarum, Series Practica, 85), S. 528.

sowie ein nicht genau faßbares Wort — in der Form vermutlich **ga-þwērja-*, in der Bedeutung etwa 'verbunden, zusammenhängend' o.ä. (vgl. lit. *tvérti* 'halten, fassen, verbinden' usw. und seine Sippe).

2) Da das Vorderglied des späteren *monþwære* undurchsichtig war (*mon-þwære* oder *monþ-wære*), und da **gewære* neben einem semantisch ähnlichen *geþwære* stand, wurden die verschiedenen Formen als zusammengehörig aufgefaßt und zu einer Sippe *-þwære* vereinheitlicht. Eventuelle weitere Komposita von *-wērja-* wurden ebenfalls angeglichen. Eine erst späte Umbildung der zu erwartenden Form **mōþwære* ist vermutlich *modþwære*, eine weitere vereinzelte Ausnahme wird noch zu behandeln sein.

Als nächstes das Kompositum mit *alla-*: Im Gotischen haben wir ein Abstraktum auf *-ei* in *sa dailjands in allawerein*, dem Sinn nach etwa 'gebend aus vollem Herzen, ohne Vorbehalt'; awn. *þlværr* (in dieser Form nur einmal, häufiger ist aber das Adverb *þlværliga* und das Abstraktum *þlværð*) charakterisiert vor allem das Anbieten der Gastfreundschaft, bedeutet aber auch unmittelbar 'gastfreundlich, entgegenkommend'; ae. *ealwerlic do* 'benigne fac (Sion)' (Psalm 50,19) ist ein Hapax¹⁴, ebenso (für die ahd. Stufe in dieser Bedeutung) ahd. *alawaroru betu* 'benigna intercessione' (Gl II 99, 33), etwa 'freundliche Unterstützung' (Conc. Sard. IX, eine andere Fassung bietet *bonum suum auxilium*), mhd. *alwære* 'einfältig'. Auszugehen ist offenbar von einem Wort, das ein Geben oder Helfen ohne Vorbehalt charakterisiert — unter Berücksichtigung unseres Bedeutungsansatzes und des im Awn. vorherrschenden Kontextes etwa 'der volles Vertrauen hat (zu einem Gast, den er nicht kennt)'. Das mhd. Wort geht wohl von 'zutraulich, arglos' aus und hat dann die bekannte Bedeutungsverschlechterung (nhd. *albern*) erfahren.

Bevor wir uns nun weiter der Frage zuwenden, ob awn. *værr* ein echtes Simplex oder der Reflex eines Kompositums ist, müssen wir noch eine auf das Nordische beschränkte Gruppe von Komposita untersuchen, die aus dem Rahmen des seither behandelten

¹⁴ *Psalterium Davidis Latino-Saxonicum vetus*, ed. J. Spelman, London 1640. Das Wort hat sich offensichtlich der Vereinheitlichung des Anlautes bei der Sippe *-wērja-* im Ae. entzogen.

fällt, die Gruppe *eiga þingvært/héraðsvært/landvært* 'das Recht haben, auf dem Thing anwesend zu sein (sich im Bezirk/Land aufzuhalten)'. Diese Fügung gehört zu einer vorwiegend in der Rechtssprache belegbaren Konstruktion, in der das Neutrum eines Adjektivs als Abstraktum gebraucht wird, um in Verbindung mit *eiga* ein Recht auf etwas zu kennzeichnen, vgl. etwa *eiga kirku-lægt* 'das Recht haben, auf dem Friedhof begraben zu werden', auch aufgelöst *eiga lægt at kirkju*. Andere Beispiele sind *eiga (þing-) fært, (heiman-, þing-) gengt, kvæmt (þing-) reitt, vígt* — aus ihnen ist deutlich zu ersehen, daß die betreffenden Fügungen stark von der Bedeutung eines zugehörigen Verbs abhängen, und daß die Adjektive wie Adjektive der Möglichkeit aufgebaut sind. In den von uns zu analysierenden Fällen muß also die semantische Komponente 'das Recht haben zu' in *eiga* + Form des Neutrums gesucht werden, in dem Adjektiv selbst muß lediglich enthalten sein 'auf dem Thing anwesend', 'im Herað/Land lebend', entsprechend bei der aufgelösten Form *eiga úvært i héraðum*. Damit kann es sich bei diesem *-vært* kaum um etwas anderes handeln, als um ein Adjektiv der Möglichkeit zu *vera* in der Bedeutung 'bleiben'¹⁵ und die Frage ist, ob auch das Simplex *værr* ganz oder teilweise so aufzufassen ist.

Betrachten wir zunächst diejenigen Belege von *værr*, die nicht unpersönlich konstruiert sind. Als ersten, Heraldskvæði 2: *Víg vas Valkyrja (værar né váru)* 'kampfgeput war die Walküre, ... waren sie (sc. die Walküren) ja nicht'; *værr* steht offensichtlich im Gegensatz zu *vígr* und kann deshalb kaum etwas anderes heißen als 'friedfertig'. Diese Bedeutung ist nicht mit einem Verbaladjektiv von *vera* zu erklären, sie vergleicht sich aber genau mit ae. *geþwære* etwa in der Überschrift zu Kap. 46 von Alfreds Übersetzung der Cura Pastoralis: *Ðætte on oðre wisan sint to monianne ða geðwæran, on oðre ða ungeðwæran* 'daß die Friedfertigen (lt. *pacati*) auf andere Weise zu ermahnen sind als die Ungebärdigen'. Das awn. Wort ist deshalb sicher auf **ga-wērja-* zurückzuführen. Als nächstes ein Beispielsatz aus

¹⁵ Vgl. noch *láta héraðsvist sína* 'das Recht zum Aufenthalt im H. verlieren' (-*vist* gehört eindeutig zu *vera*) und die Analyse von *værr* bei Theodor Möbius, *Altnordisches Glossar*, Leipzig 1866, S. 487.

dem 1. grammatischen Traktat¹⁶ (vermutlich ein Zitat): *Svá er morg við uér (ver) sinn uér (vær), at varla of sér hon af honum nær.* Ich gebe die Übersetzung von Einar Haugen (der andere Übersetzungen im wesentlichen entsprechen): 'Many a woman is so fond (*uér*) of her husband (*uér*), that she can hardly keep her eyes off him'. Der zweite Teil des Satzes ist zwar nicht ganz eindeutig, dürfte aber den Sinn von *værr* ausreichend bestimmen. Nehmen wir aber den Beleg aus dem 4. Traktat gleich hinzu¹⁷: *Nú er vær konan færi 'jetzt sind . . . Frauen sehr selten'*. Sinngemäß wird an beiden Stellen eine Bedeutung wie 'treu' verlangt — auch diese wird man kaum bei einem Adjektiv der Möglichkeit zu *vera* 'bleiben' suchen, obwohl man eine Bedeutungsbrücke schon konstruieren könnte. Näher liegt aber auch hier der Vergleich mit ae. *geþwære*, das gelegentlich im Sinne von 'übereinstimmend mit dem Willen von jemand' gebraucht wird, vgl. etwa Alfreds Übersetzung des Boethius¹⁸ *forðæmþe þu noldest on eallum ðingum bion geþwære þæs unrihtwisan cyninges willan Piodrices?* 'Weil du vor allem nicht mit dem Willen des ungerechten Königs Theoderich in Übereinstimmung sein wolltest' = 'weil du dich ihm nicht fügen wolltest'. Das ergäbe für die beiden awn. Stellen sinngemäß etwa 'gleichgesinnt', evtl. 'fügsam', was sehr gut passen würde. In einem weiteren Beleg (dem einzigen der Lieder-Edda) bezieht sich *værr* auf eine Sache: Es ist die Rede von Heimdall *i væru ranni* (Grm 13.3), sinngemäß etwa 'im behaglichen Haus'. Auch dies ist kaum zu erklären als 'zum Aufenthalt geeignet'¹⁹, weil aus einer solchen Ausgangsbedeutung die positive Konnotation nicht unmittelbar zu gewinnen wäre. Eher haben wir auch hier an ae. *geþwære* anzuknüpfen, etwa in 'The Gifts of Men'²⁰:

¹⁶ First Grammatical Treatise, ed. Einar Haugen, Lg. Monograph 25 (1950); die Stelle S. 17.

¹⁷ Ich folge der Ausgabe Edda Snorra Sturlusonar II, Kopenhagen 1852, S. 218 (IV 11).

¹⁸ King Alfred's Old English Version of Boethius, ed. Walter John Sedgefield, Oxford 1899, S. 62, 7.

¹⁹ So etwa in dem Glossar zu den Liedern der Edda von Hugo Gering, 5. Aufl. Paderborn 1923, S. 207.

²⁰ The Exeter Book, ed. George Philip Krapp and Elliot van Kirk Dobbie, New York & London 1936, S. 139, Zeile 84f.

Sum bið leofwende
hafað mod ond word monnum geþwære

‘Manche sind liebenswürdig — ihr Sinn und Wort ist mit den Menschen in Einklang’ = ‘den Menschen angenehm, gefällig’. Auch die nordische Stelle haben wir wohl so aufzufassen, obwohl bei *værr* kein Dativ steht: Heimdall ist ‘in dem Haus, das ihm zusagt, das ihm angenehm ist’. Damit haben wir für persönlich konstruiertes *værr* (dem noch weitere Belege hinzugefügt werden könnten) die Parallelität mit ae. *geþwære* und damit eine Grundform **ga-wērja-* erwiesen.

Die Belege mit unpersönlich konstruiertem *værr* sind weniger klar. Eindeutig scheint mir allenfalls eine Stelle aus der Olafs Saga Tryggvasonar zu sein, wo der König nach heftigen Vorwürfen des Skalden Hallfreðr gegen Kálfr zu den beiden sagt: *eigi er ykkr saman vært*²¹ ‘ihr könnt nicht zusammenbleiben’. Man könnte zwar auch hier an ‘übereinstimmend’ o.ä. anzuknüpfen versuchen — aber dann wäre eine persönliche Konstruktion zu erwarten, weshalb es hier näher liegt, von einem Partizip der Möglichkeit zu *værr* (*saman*) auszugehen (‘euch ist es nicht zusammenzubleiben’). Weiter könnte man etwa anführen das Gespenstergericht in der Eyrbyggja-Saga, wo die Gespenster in kunstvoll formulierten Phrasen auf den Urteilsspruch antworten²²; Þori Viðlegg mit *Setit er nú meðan sætt er* ‘Gesessen ist nun, so lange zu sitzen war’ und Þorgríma *Verit er nú meðan vært er* ‘Geblieben ist nun, solange zu bleiben war’ — aber es kann sich auch um Wortspiele handeln, die eine übertragene Bedeutung, bzw. im Fall von *vært* ein etymologisch nicht zugehöriges Wort verwenden, beides etwa im Sinne von ‘angenehm, erträglich’. Ähnliche Mehrdeutigkeiten mit weniger Anhaltspunkten zur Beurteilung zeigen sich auch bei den übrigen Belegen von unpersönlich konstruiertem *værr*²³. Wir kommen damit

²¹ Formanns Sögur 2, Kopenhagen 1826, S. 58.

²² Eyrbyggja Saga, ed. Hugo Gering, Halle 1897 (Altn. Saga-Bibliothek, 6), Kapitel 55, S. 196f.

²³ Vgl. die Belege bei Möbius (s. Anm. 15) und An Icelandic-English Dictionary by Richard Cleasby, Gudbrand Vigfusson, William A. Craigie, Oxford 1957. Der Beleg aus der Gísla-Saga bei Cleasby-

zu dem Ergebnis, daß bei dem Simplex *værr* sowohl Reflexe eines **ga-wērja-*, wie auch Reflexe eines Adjektivs der Möglichkeit zu *vera* sicher vorauszusetzen sind, das eine bei den persönlichen Konstruktionen, das andere zumindest bei einem Teil der unpersönlichen, die sich aber im übrigen einer präzisen Deutung meist entziehen. Dies scheint mir den Schluß nahezulegen, daß der Nachfolger von **ga-wērja-* nach dem Präfixverlust mit dem zunächst nur beschränkt verwendbaren Adjektiv der Möglichkeit von *vera* lautlich zusammenfiel, worauf auch die Bedeutungen einander angeglichen wurden.

Nach der Klärung dieser Frage können nun auch die Komposita mit *un-* besser beurteilt werden. Keine Schwierigkeiten machen die gt. Ableitungen *unwerei** 'Mangel an Vertrauen, Unglauben' und *unwerjan* 'Einspruch erheben': Für sie ist auszugehen von einem Adjektiv der Bedeutung 'der kein Vertrauen hat, der nicht vertraut', beim Verbum wohl eher 'der nicht zustimmt'. Awn. *úværr* dürfte dagegen ausschließlich als Negation zu *værr* aufzufassen sein und damit in keinem Fall auf einfaches **un-wērja-* zurückzuführen sein. Als Bedeutungen sind belegt 'unverträglich' und (unpersönlich konstruiert) 'unerträglich, zuwider, unangenehm'. Schwierigkeiten bestehen auch bei dem einmal belegten ae. *unþwære* 'uneins' zusammen mit zweimal belegtem *unþwærnes* 'Zwist, Streitigkeit'. Beide Bedeutungen sind ungleich viel häufiger in Formen mit *-ge-* (*ungeþwære*, *ungeþwærnes*) belegt, so daß hier mit der Möglichkeit gerechnet werden muß, daß nicht **un-wērja-*, sondern **un-gawērja-* vorauszusetzen ist. Für ersteres könnte aber die Verbal-Ableitung *geunþwærjan* 'ablehnen, nicht einverstanden sein, abweichen' sprechen.

Es hat sich damit ergeben, daß bei der Sippe *-wēr-* das bloße Zusammenstellen lautgleicher Wörter nicht ausreicht — teils müssen lautlich abweichende Formen angeschlossen (ae. *geþwære*) teils lautgleiche Formen abgetrennt werden (awn. *værr* zu *vera*).

Vigfusson zählt nicht, da er auf einer Konjektur beruht (das erhaltene MS. hat *betra*, die Abschriften eines anderen, verlorenen MS. haben *vera*, das zu *værra* emendiert wird).

Solche Abgrenzungsschwierigkeiten zeigen sich noch in einem dritten Bereich: bei ahd. *-wāri* gegenüber dem Simplex *wär*. Wir finden im Ahd. *alawari* und *gawari* als Verstärkungen von *wär*, was zumindest im zweiten Fall nicht ursprünglich gewesen sein kann. In einzelnen Fällen sind bei diesen Wörtern auch noch abweichende Bedeutungen belegbar: auf *alawaroru betu* wurde bereits hingewiesen, beim anderen Kompositum ist anzuführen die Glosse *foederatus*: *kauuaare* (Gl I 410, 24 zu I Sam. 11.1) und vielleicht auch die Notker-Stelle *Cnāde mir daz dū geuuāre sīst an dīnen uuórten* (ut iustificeris in sermonibus tuis Psalm 50,6): das kann sein 'daß du wahr seiest an deinen Worten' oder 'daß du übereinstimmend seiest mit deinen Worten' — im zweiten Fall wäre ae. *geþwære* unmittelbar zu vergleichen. Im allgemeinen gehört ahd. *gawāri* aber semantisch zu *wär*, und dieser Zusammenhang ist am leichtesten mit der Annahme zu erklären, daß die Komposita mit *-wāri* (die ja kein zugehöriges Simplex bei sich hatten) sekundär auf das Simplex *wär* bezogen wurden, worauf ein zweifacher Ausgleich eintrat: die Komposita wurden semantisch vom Simplex beeinflußt und das Simplex übernahm zum Teil die Stammform des Kompositums — bei Notker z. B. kommt auf jede 25. unflektierte Form von *wär* ein *wāri* ohne daß ein Bedeutungsunterschied festgestellt werden könnte.

Es bleibt uns die Frage nach der morphologischen Deutung dieser Adjektive auf gm. **-wērja-*. Nach unserer Zusammenstellung kann es sich kaum um etwas anderes handeln als um Bahuvrihi-Komposita mit einem Kompositions-Suffix *-ja-* (gegebenenfalls ursprünglich *-i-*). Wir hätten also auszugehen von einem Substantivum **wēr-*, dessen Stammform nicht sicher bestimmbar ist. Nun gibt es ein vor allem im Germanischen belegtes Femininum, das eventuell mit dieser Grundlage gleichgesetzt werden könnte²⁴: awn. *varar* pl. 'Versprechen, Verpflichtung', ae. *wær* 'Treue, Übereinkunft, Bündnis', *wærloga* 'Vertragsbrecher', as. *warlogo* 'Hinterlistiger', ahd. *wara* 'Vertrag', sowie — außerhalb des Germanischen — aksl. *věra* 'Glaube, Vertrauen,

²⁴ Vgl. hierzu und zum Folgenden die Ausführungen von Wissmann (s. Anm. 3).

Treue'²⁵. Die Bedeutungen lassen sich ohne Schwierigkeit auf 'Vertrauen, Treue' zurückführen — zu 'Vertrag, Bündnis' vgl. besonders gt. *triggwa* 'Bund, Bündnis' neben ahd. *triuwa* 'Treue'. Formal könnte hier das Femininum des Adjektivs **uēro-* in der Funktion eines Abstrakta vorliegen — oder aber auch umgekehrt der Reflex eines Wurzelnomens, aus dem das Adjektiv **uēro-* erst (mit Hilfe des Suffixes *-o-*) gebildet wäre. Letztere Annahme würde vor allem die Dehnstufe aller dieser Bildungen einigermaßen plausibel erklären. Wir hätten dann auszugehen von einem Wurzelnomen **uēr-* 'Vertrauen; Treue; Zustimmung'²⁶, das einerseits im Gm. und Sl. zu einem *f(a)-*-Stamm umgebildet worden wäre, andererseits im Gm., Kelt. und Lt. die Grundlage eines Zugehörigkeits-Adjektivs **uēro-* 'durch Vertrauen charakterisiert' = 'zuverlässig', spezialisiert zu 'wahr', abgegeben hätte, und schließlich im Gm. auch als Hinterglied von Bahuvrihi-Adjektiven erscheinen würde (*-*wērja-*). Dieses Wurzelnomen könnte noch unmittelbar im Griechischen bezeugt sein, wo wir homerisch (ἐπὶ) ἥρα φέρειν 'jemandem einen Gefallen tun', nachhomerisch ἥρα + Gen. 'zugunsten von' vorfinden. Dies könnte als 'jemandem Vertrauen erweisen' o.ä. verglichen werden, doch gibt die erstarrte gr. Wendung zu wenig sichere Anhaltspunkte zur Beurteilung dieser Frage²⁷.

²⁵ Die Frage einer möglichen Entlehnung des sl. Wortes aus dem Germanischen scheint mir noch nicht endgültig beantwortet zu sein. Daß das Wort im Gotischen nicht vorkam, ist keineswegs sicher (so viel Gotisch haben wir nicht belegt, daß wir dies entscheiden könnten), und daß das gm. Wort sehr wahrscheinlich nicht 'Glaube' bedeutete, ist kein Gegengrund: auch Lehnwörter können ihre Bedeutung weiterentwickeln.

²⁶ Meines Erachtens handelt es sich um eine einheitliche Bedeutung, die eine bestimmte ethische Haltung charakterisierte. Da unsere ethischen Vorstellungen heute anders sind, können wir keine genaue moderne Entsprechung geben.

²⁷ Auch die sekundäre Univerbierung ἐπίηρος 'gefährlich, angenehm' mit ἐπιήρανος 'wohlgefährlich, willkommen' kann nichts entscheiden, würde aber ganz gut in unseren Zusammenhang passen; desgleichen ἐρίηρες Pl., selten im Sg. ἐρίηρος, Beiwort zu ἐταῖρος (und in der Odyssee) zu ἀοιδός. Man übersetzt 'traut, lieb', aber 'getreu' wäre z. B. genausogut möglich.

Es ist vielleicht ganz interessant, in diesem Zusammenhang auf die parallelen Probleme bei dem Wort *treu* hinzuweisen: Bei diesem haben wir im Gt. als Simplex einen *a*-Stamm *triggws* 'treu', in den übrigen gm. Sprachen einen mit *ga-* komponierten *ja*-Stamm; daneben steht das gemeingermanische Abstraktum **triuwō-* 'Treue', gt. 'Bund, Bündnis'. Geht man hier von dem *a*-stämmigen Adjektiv als Grundlage aus, so ist der mit *ga-* komponierte *ja*-Stamm zumindest ungewöhnlich. Geht man dagegen von dem Substantiv aus und setzt zwei verschiedene Adjektivbildung an (die in diesem Fall gleichbedeutend wären), so lösen sich die morphologischen Schwierigkeiten ziemlich glatt.

Es wären dann auf der voreinzelsprachlichen Seite noch einige Fragen zu klären, die hier nur angedeutet werden können: Einmal die Frage nach einer möglichen verbalen Grundlage des hier vorausgesetzten Wurzelnomens. Sie ist meines Erachtens zu finden in **uerə-* 'achten', einerseits 'sinnlich achten, wahrnehmen, hüten', andererseits übertragen auf moralische und religiöse Vorstellungen (lt. *vereor* 'scheuen, verehren')²⁸. Die Beurteilung und Abgrenzung der zu dieser Sippe gehörigen Formen ist aber ein Problem für sich, das hier nicht aufgegriffen werden soll.

Als zweites die Komposita cymr. *cywir* 'treu, wahr' usw. (s.o.) und lt. *sevērus* 'ernsthaft gesetzt', dann auch 'streng, grausam'. Sind sie ebenfalls Bahuvrihi-Komposita des vorauszusetzenden Wurzelnomens? Für cymr. *cywir* ist der Fall nicht sicher zu entscheiden, ich würde aber die Deutung als Bahuvrihi ernstlich in Betracht ziehen. Lt. *sevērus* wird in der Regel mit awn. *værr* in der Bedeutung 'freundlich' (und gr. *ἠρα*) verglichen und als 'ohne Freundlichkeit' erklärt. Diese Deutung ist schon vom Lateinischen her bedenklich, denn *sevērus* hat kein langes (erstes) *e* wie *sēcurus* ('ohne Sorge') und andere Wörter dieses Typs, außerdem haben wir bei der Besprechung von awn. *værr* ge-

²⁸ Bei Julius Pokorny, *Indogermanisches etymologisches Wörterbuch I*, Bern und München 1959, S. 1164 unter *uer-* 'gewahren, achtgeben'. Auch von dem unter *uer-* 'feierlich sagen, sprechen' (S. 1162f.) aufgeführten dürfte einiges hierher gehören.

sehen, daß es ein voreinzelsprachliches Simplex **uērjo-* mit der Bedeutung 'freundlich' sehr wahrscheinlich nie gegeben hat. Ich würde bei *sevērus* auch nicht von 'streng, grausam' als Grundbedeutung ausgehen (da dieser Ansatz die Bedeutung der Ableitungen *asseverare* 'versichern' und *perseverare* 'beharren' nicht ausreichend erklärt), sondern von 'ernst, gesetzt'. Die natürlichste Deutung schiene mir dann zu sein, von einem Kompositum unseres Wurzelnomens (oder gegebenfalls des thematischen Adjektivs) mit dem Reflexiv-Pronomen auszugehen, etwa mit der Bedeutung 'von sich selbst aus zuverlässig, treu (in bezug auf die Einhaltung moralischer oder religiöser Gebote)'. Lautlich wäre dann im Vorderglied allerdings *so-* zu erwarten (vgl. *socors*) — aber die lautliche Erklärung des *se-* in *sevērus* bereitet auf jeden Fall Schwierigkeiten und bedarf einer speziellen Aufhellung durch die lt. Lautgeschichte.

CH-1713 St. Antoni,
Grebach (Obermonten)

Elmar Seebold

The Non-unique Graphic System of Weakly Stressed Old Saxon Vowels

The system of the weakly stressed vowels in Old Saxon represents a problem in phonological structures that underlie a non-unique assignment of graphs in an ancient language. The weakly stressed vowels in Germanic languages in general are in the process of weakening or centralizing. E. Prokosch discusses the decline from three possible morae to one at the most¹; S. Kuhn postulates one weakly stressed phoneme /ə/ with two allophones [ɪ] and [ə] for Anglo-Saxon ca. 700²; W. Moulton constructs a three vowel system /e/, /a/, and /o/ for Old High German³; and the Low German dialects exhibit a single /ə/ reflex of weakly stressed vowels. If the same process is already well along in the speech of the scribes for the *Heliand*, then the undefined weakening will be in competition with the conservatism of the graphic systems.

The graphic alternations for weakly stressed Old Saxon vowels have been largely unexplained by traditional handbooks and variously treated by three scholars in terms of post-Bloomfieldian linguistics. Twaddell postulates a four phoneme system by the nonstatistical treatment of Old Saxon suffixal graphemic alternations:

$$\begin{array}{ll} \langle i \sim e \rangle & /i/ \\ \langle e \sim a \rangle & /æ/ \end{array} \qquad \begin{array}{ll} \langle u \sim o \rangle & /u/ \\ \langle a \sim o \rangle & /ə/^4 \end{array}$$

¹ A Comparative Germanic Grammar (Philadelphia 1939), pp. 133–140.

² On the Syllabic Phonemes of Old English, *Language* 37 (1961) 522–538.

³ Zur Geschichte des deutschen Vokalsystems, BGdSL. 80 (1961) 22–31.

⁴ Graphic Alternations in Old Saxon Suffixes, *Monatshefte* 55 (1963) 225–228.

R. King constructs a similar four phoneme system for the *Heliand M*, but with greater regard for statistical adjustment of graph occurrence:

$\langle i \rangle$	$/i/$	$\langle u \sim (o) \rangle$	$/u/$
$\langle e \sim a \rangle$	$/æ/$	$\langle o \sim a \rangle$	$/o/$ ⁵

F. Oppermann derives a five phoneme system based on minimal pairs in all weakly stressed syllables of *Manuscript M*:

$/i/$	$/u/$
$/e/$	$/a/$

$/o/$ ⁶

That the five vocalic graphs are more or less accurately assigned by the M scribe in stressed syllables is supported by their consistent treatment. This stressed grapheme/phoneme correlation seems to be the fundamental source of confusion in the assignment of graphs in unstressed syllables. If the unstressed vowel system had been greatly reduced, the scribe would have had the problem of assigning five graphs to a lesser number of phonemes. Twaddell's study is self-limiting and applies exlyact to the most codified graphs, i.e. those in affix morphemes. Oppermann's system accepts minimal graph pairs as evidence of contrast; therefore if the graphs were arbitrarily assigned by the scribe and there are sufficient data for the linguist, the phonemes postulated will equal the number of graphs. King's approach is reasonable, but his conclusions are based on raw statistical evidence, which receives its major weight from affixes, in which the most codified graphs are preponderant. The disagreement among these scholars suggests that the assignment of graphs is neither completely arbitrary nor completely consistent. An examination of the graph distribution in the context of increasing gradation shows certain parameters that suggest a likely explanation for the scribal practices.

⁵ Weakly Stressed Vowels in Old Saxon, Word 21 (1965) 19–39.

⁶ The Old Saxon Vowel Phonemes under Medial and Weak Stress in the M Manuscript of the Heliand (unpublished Ph. D dissertation, University of Texas, 1959).

A nonsignificant representation of the simple vowel system would show little. The writing system is represented by the following graphs:

<i>i</i>	<i>u</i>
<i>e</i>	<i>o</i>
<i>(æ)</i>	<i>a</i>

The full list on nonaffixal unstressed vowel graph alternations has eleven members:

<i>e ~ a</i>	<i>i ~ e</i>	<i>u ~ o</i>
<i>a ~ o</i>	<i>i ~ a</i>	<i>u ~ a</i>
<i>e ~ a ~ o</i>	<i>i ~ u</i>	<i>u ~ e ~ i</i>
<i>e ~ a ~ o ~ u</i>	<i>i ~ o</i>	

>

Such a simple listing shows that any vowel graph may vary with any other vowel graph; therefore, an undifferentiated examination would yield free variation. If there is a system, its discovery must emerge through a critical examination of these variations.

It is because the affixal unstressed vowels may well have the conservative force of morpheme representation that the non-affixal unstressed vowels are the source for this study. In raw statistical terms those forms which occur more than once show a very significant number with variations, by count sixty-five with variations and one hundred and seven without. Single occurrence forms are obviously excluded from the study. One must assume that there was a tendency for a scribe to try to write the same form time after time. It also follows that he would use preferred forms for often used words. Yet, there are sixty-five forms which have unstressed vowel alternations, ranging from two to four representations of the same element. The free variations among some words make the assignment of the graphs appear arbitrary, but a closer look shows three fundamental ranges of assignment: front range, back range, and low range. The ranges can be misleading: they are not mutually exclusive, but are overlapping; and there are very low frequency violations of the ranges.

The full low range is represented by triplets⁷:

	$\langle e \sim a \sim o \rangle$		
<i>open</i>	6	1	5
<i>samo</i>	6	3	9
<i>sundar</i>	1	2	1
<i>thiodan</i>	1	11	2

Partial low range graph assignment is exhibited by doublets:

	$\langle e \sim a \rangle$	
<i>broder</i>	8	5
<i>innan</i>	10	38
<i>môdar</i>	8	15
<i>wider</i>	28	16

The other partial low range has double members:

	$\langle a \sim o \rangle$	
<i>eftha</i>	19	14
<i>fagar</i>	23	5
<i>frataha</i>	4	3
<i>samad</i>	11	3

This range has one marginal quadruplet which needs consideration:

	$\langle e \sim a \sim o \sim u \rangle$			
<i>jungar</i>	1	55	13	1

The single $\langle u \rangle$ occurrence needs no real explanation because it can be characterized as scribal error or confusion with the back range. The marginal nature of both the $\langle u \rangle$ and $\langle e \rangle$ occurrence probably allows us to assign *jungar* to either the $\langle a \sim o \rangle$ doublets or incidentally to the $\langle e \sim a \sim o \rangle$ triplets.

⁷ All forms cited are the spellings of the base form in Manuscript M. The numbers under the graphs represent the number of occurrences of each graph in the given word. Series significant to the thesis of this paper are cited with four examples; all examples in rejected series are treated. Oppermann (1959) is the basic source of material; E. Sehrt, *Vollständiges Wörterbuch zum Heliand und zur altsächsischen Genesis*, 2nd ed. (Göttingen 1966) was used to verify the basic material examined.

The front range is marked by one significant alternation:

	$\langle i \sim e \rangle$	
<i>menegi</i>	20	28
<i>nigēn</i>	9	4
<i>heti</i>	4	1
<i>arbedi</i>	4	7

The nonsignificant $\langle i \sim a \rangle$ alternation occurs in three words and never recurs more than once in a variant form:

	$\langle i \sim a \rangle$	
<i>edili</i>	10	1
<i>muni</i>	1	1
<i>tehan</i>	1	2

The $\langle i \sim o \rangle$ alternation is also of little interest in its single occurrence:

	$\langle i \sim o \rangle$	
<i>firi-wit</i>	7	1

The back range is also marked by one significant alternation:

	$\langle u \sim o \rangle$	
<i>auuh</i>	2	1
<i>lidō</i>	2	3
<i>flu</i>	73	5
<i>silubar</i>	8	2

The $\langle u \sim a \rangle$ alternation occurs in only two words. Variation occurs only once in *diubal* and twice in *wanum*. *Wanum* is the only nonsignificant alternation, besides *gar(e)wian* considered below, to appear more than once. One might suggest that it is a likely nonsignificant variation originating in the orthographic analogy with the $\langle o \sim a \rangle$ alternation in suffixes. Its very limited occurrence and isolation make it more than likely that it is nonsignificant:

	$\langle u \sim a \rangle$	
<i>diubal</i>	1	1
<i>wanum</i>	6	2

The word *gar(e)wian* and its variant forms constitute one troublesome grouping. Its unlikely nature leads one to believe that it

168 Matthew Marino, Weakly Stressed Old Saxon Vowels

signifies varying pronunciation of the epenthetic vowel between
a resonant and a semivowel:

$\langle u \sim i \sim e \rangle$
gar(e)wian 3 3 6

Such an arrangement leads one to a limited grouping of significant alternations, which have the following shape:

$\langle i \sim e \rangle /i/$ $\langle u \sim o \rangle /u/$
 $\langle e \sim a \sim o \rangle$
 $\langle e \sim a \rangle /a/$
 $\langle a \sim o \rangle$

This solution recommends itself because it seems consistent with the development of unstressed vowels in Germanic languages, it is symmetrical, and it covers the major variations that are not morphemically linked. However, the non-uniqueness of the graphic display leaves the graphemic solution in violation of invariance. Yet, the historic process of weakening understandably leads to nonunique assignment within a graphemic system because the taxonomy of graphs is disrupted only in the unstressed part of the system; the pressure for pattern does allow one to discern an interim solution to the assignment of graphs for weakly stressed Old Saxon vowels.

The University of Rochester,
College of Arts and Science,
River Campus Station,
Rochester/New York,
Dept. of English

Matthew Marino

Kritische Bemerkungen zur neueren Syntax und Semantik

0. Im folgenden tragen wir einige kritische Bemerkungen zu vier Aufsätzen vor, die in dem Sammelband

Studies in syntax and semantics. Edited by F[erenc] Kiefer. Dordrecht, D. Reidel Publishing Company (1969). (= Foundations of language, Supplementary series, 10.) ix, 242 S.

erschienen sind. Es sind diejenigen Beiträge des Buches, die uns zu einer eingehenderen Stellungnahme am meisten angeregt haben, nachdem wir die Aufgabe übernommen hatten, den Sammelband zu besprechen. Die Stellungnahmen gerieten länger, als es bei Besprechungen von Aufsätzen üblich ist, so daß wir uns im Einvernehmen mit dem Herausgeber der IF. entschlossen, die Anzeigen der übrigen in dem Sammelband enthaltenen Aufsätze wegzulassen und uns auf die Arbeiten folgender Autoren zu beschränken:

1. Brekle; 2. Fillmore; 3. Perlmutter; 4. Sgall.

1. Brekle, Herbert E[rnst]: *Generative semantics vs. deep syntax*. S. 80–90.

Unter „deep syntax“ versteht B. offenbar eine Syntax, die nach dem in Chomskys Aspects vorgeschlagenen Modell sog. Tiefenstrukturen erzeugt. Er deckt den Widerspruch auf, der in Chomskys Postulat besteht, daß Tiefenstrukturen einerseits nichtsemantischer Art sind, daß andererseits die semantische Interpretation durch sie bereits determiniert ist. So ist es trotz Subkategorisierungsapparat nicht möglich, adäquat semantische Beziehungen zwischen Verb und Objekt — etwa zwischen affiziertem und effiziertem Objekt — darzustellen, z.B. *librum lego* (mit affiziertem Objekt) gegenüber *literam scribo* (mit effiziertem Objekt), denn die zugrunde liegende syntaktische Beschreibung kann diesen Unterschied nicht fassen, obwohl er — darauf weist Fillmore (1968: 4) hin — durchaus von syntaktischer Relevanz

ist. Ferner sei es im Rahmen des Aspects-Modells nicht möglich, die Synonymie von Sätzen wie

- (a) Hans liebt die Arbeit.
- (b) Hans arbeitet gern.
- (c) Hans liebt es zu arbeiten.

darzustellen, da die Basiskomponente Kategorialsymbole wie *N*, *V* und *Adverb* erzeugt, also wortklassengebunden sei; *liebt* in (a) und (c) entspricht *gern* in (b), *Arbeit* in (a) entspricht *arbeitet* in (b) und *zu arbeiten* in (c). Die Kritik trifft insofern zu, als diese Sätze nicht einer einzigen Tiefenstruktur zugeordnet werden können; sie trifft nicht zu, insofern Chomskys Tiefenstrukturen nicht generell wortklassenbestimmt sind (Es gibt z.B. Nominalisierungstransformationen, es gibt andererseits Sätze, die Realisationen von Nominalphrasen sind); sie trifft auch nicht zu, insofern die Synonymie von Sätzen wie (a) bis (c) durch äquivalente semantische Interpretationen gewährleistet sein kann. B. fordert, daß den Beispielsätzen auf Grund ihrer semantischen Äquivalenz eine und nur eine Struktur entspreche, die bei ihm „semantic deep structure“ (S. 83) heißt. Freilich bleibt die Frage heute immer noch offen, ob semantisch äquivalente Sätze in jedem Falle aus einer und nur einer Struktur abgeleitet werden können.

“Much confusion in this regard has been created by the mistaken belief that things which are identical in meaning must have identical semantic representations. The notion ‘identity of meaning’ can perfectly well be regarded as referring to an equivalence relation defined on semantic representations and two sentences said to be identical in meaning if their semantic representations are equivalent even if not identical” (McCawley 1968: 167f.). Man kommt vielleicht aus dem Dilemma, wenn man die Menge aller jeweils in Frage kommenden äquivalenten Ausdrücke als *die eine* semantische Tiefenstruktur betrachtet.

B. fordert “a generative grammar containing a base component that generates directly univocal semantic structures of sentences, i.e. propositions or propositional concepts” (S. 83). Seine Alternative: “I propose as a theoretically possible alternative to assume two generative components within a grammatical

model: a semantic *and* a syntactic base component" (S. 83). Sog. Abbildungsregeln („mapping rules“) sollen Korrespondenzen zwischen den beiden Basen reflektieren. Wie diese „mapping rules“ zu formulieren sind, geht aus Brekles Arbeit nicht hervor. B. unterscheidet zwischen primären und sekundären semantischen und syntaktischen Ausdrücken, wobei die „mapping rules“ nur über primären Ausdrücken operieren. Nicht dargelegt wird, was primäre bzw. sekundäre syntaktische bzw. semantische Ausdrücke sind.

Während Brekles Ausführungen nahelegen, daß die beiden Basiskomponenten, die semantische und die syntaktische, nebeneinander stehen, verwirrt B. den Leser dadurch, daß er Sgall zitiert, der die semantische und die syntaktische Struktur in einer Hierarchie einordnet, bei der die Semantik primär ist (Sgall 1964).

B. deutet an, wie er sich die semantische Struktur von lexikalischen Elementen vorstellt: "It can be assumed that the semantic structure of propositional concepts can be represented by using the notation of some predicate calculus" (S. 86), wobei die Wohlgeformtheit der so entstandenen Ausdrücke durch Formationsregeln garantiert wird.

Wenn B. auch keine präzise Alternative zum Chomsky-Modell gibt, so deutet er doch — wie mit ihm gleichzeitig etwa McCawley, Lakoff, Lerot, Bach, Fillmore und viele mehr — an, welchen Ausweg man aus dem in wichtigen Teilen inadäquaten Aspects-Modell suchen könnte: nämlich die Zugrundelegung von semantischen an Stelle von syntaktischen Ausgangsstrukturen bei der Sprachbeschreibung.

2. Fillmore, Charles J.: *Types of lexical information*. S. 109–137.

2.0. Fillmore behandelt „in a very informal manner“ die Informationen, die das Lexikon innerhalb einer adäquaten Grammatik liefern muß. Wir wollen uns im folgenden auf Fillmores Kasustheorie beschränken.

2.1. Der Entwurf von Fillmores Kasus-Grammatik findet sich bereits in der Arbeit *The case for case* (Fillmore 1968). Dort heißt es: "The sentence in its basic structure consists of a verb and one or more noun phrases, each associated with the verb in a particular case relationship." Diese Kasus-Relation ist eine

„syntactic-semantic relationship“ (Fillmore 1968: 21). So besteht zwischen *rob* und *she* in (1) eine Beziehung, die F. Kasusbeziehung nennt,

(1) *She robbed the bank.*

wobei er ‘Kasusbeziehung’ und ‘Kasus’ gleichsetzt (S. 116). Bei der Verwendung des Terminus ‘case relationship’ (bzw. ‘case’) bezieht er sich „to the roles“ (S. 116), die bestimmte Nominalphrasen innerhalb des Satzes innehaben. So hat z. B. *she* in (1) die Rolle eines „AGENT“ inne, wobei F. ‘Agent’ interpretiert „as referring, wherever it occurs, as the animate instigator of events referred to by the associated verb“ (S. 115). Diese Rolle des AGENT wird von einem der „Argumente“ übernommen, die *rob* erfordert. Das Verb *rob* hat nach F. „conceptually“ (S. 115) drei Argumente.

F. postuliert, daß man diejenigen sprachlichen Entitäten, die als Nomen, Adjektiv oder als Verb auftreten, als Prädikate interpretieren kann. Wir nehmen an, daß F. den Terminus ‘Prädikat’ im Sinne der Prädikatenlogik versteht.

2. 2. F. schlägt vor, Verben als ein- bzw. mehrstellige Prädikate zu interpretieren. So spricht er von Verben, die wie etwa *rob* oder *buy* „3- or 4-argument predicates“ sind (S. 115).

Es ist uns nicht möglich, Fillmores Feststellungen bei der Zahl der Argumente hinsichtlich einzelner Verben zu überprüfen. Eine Behauptung wie “even when we say merely [...] SHE ROBBED THE BANK we understand that she took something out of the bank” (S. 115) impliziert, daß die Zahl der Argumente nicht notwendigerweise ablesbar ist am konkreten Satz. Die Verben werden als „conceptually“ *n*-stellige Prädikate interpretiert. Man muß sich freilich fragen, was hier „conceptually“ bedeutet. Warum ist bei *rob* neben den drei Argumenten, die F. angibt, nicht ein vierter Argument „conceptually“ denkbar: *with her own hands*? Man könnte die Anzahl der Argumente wohl noch weiter vermehren. Wir wollen uns hier aber auf das beschränken, was F. in diesem Zusammenhang offensichtlich zuläßt, nämlich in SHE ROBBED THE BANK „conceptually“ *something out of the bank* vorauszusetzen. Wie kann dann jedoch ausgeschlossen werden, daß *rise* in (2)

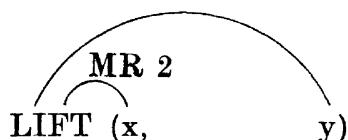
(2) John rose.

als zweistelliges Prädikat aufgefaßt wird, denn *his body* könnte ein „conceptually required“ Argument repräsentieren.

2.3. F. behauptet, daß es Kasus gebe, und zwar als Relationen. Es liegt hierbei die folgende Interpretation nahe: Ein Kasus ist eine Metarelation derart, daß einerseits ein Argument eines *n*-stelligen Prädikates und andererseits das Prädikat selber die Argumente der Metarelation sind.

(3)

MR 1



In dem Beispiel (3) hat die Metarelation MR 1 den Namen OBJECT, die Metarelation MR 2 den Namen AGENT.

2.4. Offen bleibt aber die Frage, ob man AGENT, OBJECT usw. nicht auch als „complex functions“ im Sinne von Reichenbach (1947: 122) interpretieren kann, so daß sich folgender Ausdruck ergibt:

(4) AGENT (x) =_{Df} LIFT (x, y)

Wir erwägen diese Möglichkeit deshalb, weil F. die Kasus so umschreibt, daß es nahe liegt, sie als einstellige Prädikate aufzufassen: „Agent (A), the instigator of the event“, „Object (O), the entity that moves or changes or whose position or existence is in consideration“ (S. 116); entsprechend bei den anderen Kasus.

2.5. F. behauptet, daß es Kasus gebe, und zwar derart, daß Argumente von Relationen bestimmte Rollen übernehmen können. Als mögliche Rollen kommen in Frage: AGENT, CONTER-AGENT, OBJECT, RESULT, INSTRUMENT, SOURCE, EXPERIENCER u. a., die bei F. nicht aufgeführt werden.

Wir können diese Behauptung auch in folgender Weise interpretieren: Die einzelnen Rollen — also die Kasus — sind einstellige Prädikate, die den Argumenten der jeweils vorausge-

setzten Relation zugeordnet werden, und zwar konjunktional. Wir erhalten dann für *lift* folgende Repräsentation:

(5) LIFT (x, y) & AGENT (x) & OBJECT (y)

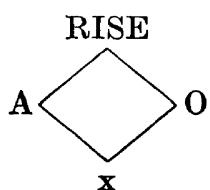
2.6. Die in den Abschnitten 3, 4 und 5 gegebenen drei Interpretationsmöglichkeiten, die wir aus Fillmores Behauptung glauben herauslesen zu können, schließen einander aus. Es ist nicht sinnvoll, im Falle der Interpretationen 4 und 5 von „case relationship“ zu sprechen, da es sich dabei jeweils um einstellige Prädikate handelt. Wir nehmen deshalb versuchsweise an, daß Interpretation 3 zutrifft.

2.7. F. behauptet, daß die Zahl der Argumente nicht immer identisch sein muß mit der Zahl der Kasus. Wir verstehen das im Sinne des Abschnitts 3 so: Zwischen einem Prädikat und einem seiner Argumente können „simultaneously“ (S. 117) mehr als eine Metarelation bestehen; so besteht zwischen dem Prädikat *rise* und dessen einzigm (von Fillmore vorgesehenen) Argument *x* in bezug auf den Satz (6)

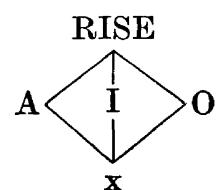
(6) John rose.

einerseits die Metarelation AGENT, andererseits die Metarelation OBJECT. Die Motivation für diese Analyse — freilich nicht die Begründung — heißt bei F. so: “Thus verbs like RISE [...] can be used intransitively, that is with one noun phrase complement; the complement may refer just to the thing which is moving upward, or it may simultaneously refer to the being responsible for such motion” (S. 116). So kann man dem Verb *rise* zwei Kasus zuordnen, aber auch drei (vgl. S. 136). Graphisch lassen sich für *rise* in bezug auf (6) folgende Repräsentationen geben:

(7) (a) nach S. 116



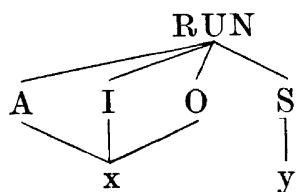
(b) nach S. 136



Warum könnte man nicht auch den Kasus EXPERIENCER (E) als Metarelation ansetzen: "the entity which receives or accepts or experiences or undergoes the effect of an action" (S. 116)? Dieser Kasus ließe sich „conceptually“ darstellen als *for himself*. Wenn man diesen Kasus nicht ansetzen kann, dann muß nach den Kriterien gefragt werden.

2.8. Für das Prädikat *run* könnte man etwa folgende Kasusstruktur annehmen:

(8)



Dabei wäre *A* der Urheber des Laufereignisses, *I* der Körper (*body*), mit dessen Hilfe der Urheber das Laufereignis bewerkstelligt, *O* die sich im Lauf bewegende Entität (*just the thing which is moving forward*, vgl. zu *rise* S. 116) und *S* der Ort, auf den das Laufereignis gerichtet ist. Wir können keinen Grund erkennen, der im Sinne Fillmores gegen diese Analyse spräche. Wir haben hier einzig versucht, ganz analog zu Fillmores Beispiel (6) ein weiteres Beispiel aus dem Englischen zu geben.

2.9. F. legt nahe anzunehmen, daß sein Kasussystem universelle Gültigkeit habe. Diese Annahme wird unterstützt durch das folgende Zitat aus Fillmore (1968: 51): "The view of universal grammar which is emerging is something like this: In their deep structure, the propositional nucleus of sentences in all languages consists of a V and one or more NP's, each having a separate CASE RELATIONSHIP [Hervorhebung von uns] to the P [proposition] (and hence to the V)".

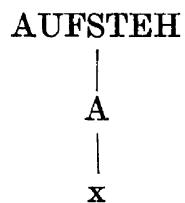
Wenn Fillmores Kasussystem universell ist, dann müssen sich auch andere Sprachen als das Englische damit beschreiben lassen.

2.10. In dem deutschen Satz (9)

(9) Der Mann steht auf.

kann dem Verb als Prädikat möglicherweise folgende Struktur zugeordnet werden:

(10)

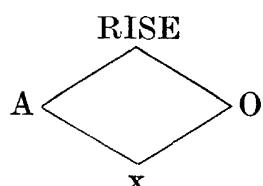


Zwischen dem Prädikat *aufsteh* und dem Argument besteht die Metarelation AGENT.

Daß diese Interpretation nicht zutreffen muß, zeigt die Parallele zum Englischen, sofern gleichbedeutenden Sätzen die gleiche Kasusstruktur zugeordnet werden soll.

In Parallele zu der Kasusstruktur (11),

(11)

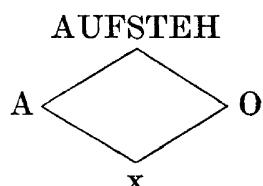


die dem Satz (12) zugrunde liegt,

(12) John rises.

können wir für den Satz (9) die Struktur (13) konstruieren:

(13)

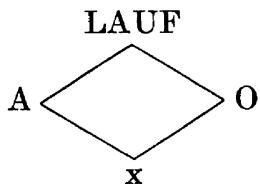


Wenn dem aber so ist, dann muß notwendigerweise auch bei (14) (a) Karl läuft.

- (b) Karl geht.
- (c) Karl schwimmt.

jeweils neben dem AGENT ein OBJECT angenommen werden, also z. B.:

(15)



Außer Betracht bleibt bei dieser Argumentation, daß allen hier behandelten Verben — auch engl. *rise* — ein direktionales Moment zukommt, vielleicht SOURCE (S) (“the place to which something is directed” (S. 116)).

2.11. Wenn gleichbedeutenden Sätzen freilich nicht notwendig die gleiche Kasusstruktur zugeordnet werden muß, dann ist (10) als Interpretation durchaus angemessen. Dann wird *rise* in (16) anders interpretiert als *aufsteh* in (17):

- (16) John rose.
- (17) Der Mann steht auf.

Daß *rise* im Englischen anders interpretiert wird als *aufsteh* im Deutschen, beruht — so könnte man vermuten — auf der Tatsache, daß *rose* in (16) und *rose* in (18) homophon sind, während in den deutschen Entsprechungen keine Homophonie gegeben ist.

- (18) The smoke rose.
- (19) (a) *Der Nebel steht auf.
(b) Der Nebel erhebt sich.

2.12. Wir müssen zugeben, daß es uns nicht gelungen ist, eine uns überzeugende Interpretation der Kasustheorie zu finden. Wir wollen uns nun der Frage zuwenden, wie Prädikat- und Kasusstrukturen an der Oberfläche sprachlicher Ausdrücke realisiert werden.

Aus der Überschrift von Abschnitt 5 bei Fillmore schließen wir, daß bei diesem Prozeß u. a. Argumente realisiert werden: “Surface realization of arguments” (S. 118). Andererseits heißt es auf S. 119, daß es Kasus sind, die realisiert werden: “[. . .] the

case realized here as THE GIRLS [. . .]". Rollen von Argumenten (also die Kasus) und die Argumente selber können demnach realisiert werden. F. zeigt weder, wie man sich die unterschiedlichen Realisationsarten, noch wie man sich die Realisationen überhaupt vorstellen soll.

2.13. In den vorhergehenden Abschnitten haben wir vorausgesetzt, daß Kasus im Sinne des Abschnitts 3 Metarelationen sind. Wenn wir trotz der in Abschnitt 6 erhobenen Bedenken jetzt doch die Interpretationen im Sinne der Abschnitte 4 und 5 berücksichtigen, werden die Schwierigkeiten nicht beseitigt, die in Folgendem bestehen:

- (a) der Bestimmung der Anzahl der „conceptually“ vorgegebenen Argumente;
- (b) der Bestimmung der Kasus zu einem gegebenen Prädikat in einem gegebenen Satz;
- (c) den Problemen, die sich am Beispiel *rise* ergaben;
- (d) den möglichen Arten der Überführung von Kasusstrukturen in Oberflächenstrukturen.

Fazit: Es ist uns nicht gelungen zu eruieren, wie die „types of lexical information“ zu verstehen sind, die sich auf die Prädikat- und Kasusstruktur beziehen. Auch die „Sample lexical entries“ haben uns nicht weitergeholfen (S. 132 ff.).

3. Perlmutter, David M.: *Evidence for deep structure constraints in syntax*. S. 168–186.

3.0. P. setzt sich mit einem Problem auseinander, das sich im Rahmen von Chomskys *Aspects* (1965) ergeben hat, nämlich “whether the insertion of lexical items into generalized phrase markers will result in illformed deep structures, and what grammatical devices are necessary to prevent this” (S. 168). Das Problem entsteht dadurch, daß es in den *Aspects* keine Vorrichtung gibt, welche über die Grenze von *S*-Strukturen hinauswirkende Restriktionen berücksichtigen könnte.

Solche Restriktionen gibt es beispielsweise bei Relativsätzen, wo nämlich gewisse Identitätsrelationen zwischen einer Nominalphrase (*NP*) des Konstituentensatzes und einer *NP* des Matrix-

satzes bestehen müssen. Die Konstituentengrammatik in der *Aspects*-Version erzeugt z. B. Strukturen wie:

- (1) der Drachentöter [der Mund groß ist] prahlt.

Aus solchen Strukturen können keine Oberflächenstrukturen abgeleitet werden, da sie wegen fehlender Nominalphrasen-Identität die Relativsatztransformationen nicht durchlaufen können.

Anstatt die Erzeugung solcher Strukturen von vornherein auszuschließen, gewährleistet das *Aspects*-Modell die Erzeugung der korrekten Oberflächenstrukturen dadurch, daß die nicht-korrektten Strukturen herausgefiltert werden, indem die entsprechende Transformationsregel (hier die Relativsatztransformation) nicht angewandt werden kann, weil die in die Transformationsregel eingehende Struktur nicht mit der Strukturbeschreibung der Transformationsregel übereinstimmt. Die Derivation wird also für diese Fälle blockiert. Diese Lösung von Chomsky hat den Nachteil, daß theoretisch eine große Anzahl von Strukturen erzeugt wird, deren größter Teil durch die Filtervorrichtung ausgeschieden wird.

Demgegenüber nimmt sich P. zum Ziel zu zeigen, daß es generalisierte Konstituentenstrukturen gibt, die nicht auf dem Wege der Transformationsblockierung als nicht-wohlgeformt charakterisiert werden können, und daß daher eine andere Art von Restriktionen angenommen werden muß, die P. „deep structure constraints“ (tiefenstrukturelle Beschränkungen, hier abgekürzt: DSC) nennt.

Im folgenden versuchen wir, die Perlmutter'sche Argumentation nachzuzeichnen, wobei wir die Gegebenheiten des Deutschen mit berücksichtigen wollen, was uns deshalb als berechtigt erscheint, weil das Prinzip der DSC offenbar nicht auf die von Perlmutter behandelten Sprachen — Englisch und Serbokroatisch — beschränkt sein soll.

3. 1. „The unlike-subject constraint“

Es gibt Komplementsätze, deren Subjekt nicht mit dem Subjekt des Matrixsatzes identisch sein darf:

- (2) I screamed for Clyde to commit himself.
(3) (a) *I screamed for me to commit myself.
(b) *I screamed to commit myself.

Innerhalb des *Aspects*-Modells kann die Erzeugung von Sätzen wie (3) nicht durch eine Transformation blockiert werden. Lakoff (1965) versucht, die Ausfilterung dadurch zu erreichen, daß er für die entsprechenden Verben (hier also *scream*) im Lexikon Merkmale annimmt, welche die Funktion haben anzuzeigen, daß bestimmte strukturelle Beschreibungen nicht zu treffen dürfen und daß bestimmte Transformationen nicht durchlaufen werden dürfen. So fordert Lakoff für das Verb *scream*:

- “(a) that the structural description of Equi-NP Deletion *not* be met, and
- (b) that Equi-NP Deletion *not* apply” (S. 171).

Wie bei Chomsky wird also auch bei Lakoff die Erzeugung nicht-korrechter Sätze durch Transformationen blockiert. Perlmutter zeigt dagegen, daß die Bedingungen, auf Grund derer die Erzeugung von Sätzen wie (3) verhindert wird, nicht transformationeller Art sind, sondern „deep structure constraints“ sein müssen.

Zwar läßt sich mit Lakoff Satz (3) (a) ausfiltern, weil in der Ableitung dieses Satzes Bedingung (a) verletzt würde, Satz (3) (b), weil in der Ableitung dieses Satzes auch Bedingung (b) verletzt würde. Aber auch der Satz (4)

- (4) I screamed to be allowed to shave myself.

dürfte nicht erzeugt werden können, weil die Struktur, die als strukturelle Beschreibung für die Equi-NP-Deletion dient, erst nach der Passivtransformation entsteht, durch die Passivtransformation aber identische Nominalphrasen an der Subjektstelle des Matrixsatzes und des Konstituentensatzes entstanden sind, wodurch die weitere Ableitung des Satzes (4) wegen der für *scream* angesetzten Bedingungen blockiert werden müßte. Satz (4) ist aber keineswegs unkorrekt.

Daraus ergibt sich für Perlmutter die Forderung, daß die genannte Restriktion nicht an einer bestimmten Stelle innerhalb der Derivation, sondern vor Beginn der Ableitung, nämlich eben als „deep structure constraint“ vorgesehen werden muß. In der

Tiefenstruktur nämlich besteht für den fraglichen Satz (4) tatsächlich keine Identität der in Frage kommenden Subjekte:

- (5) [I [screamed [PRO [allow I [I shave]_S] VP] S] VP]_S.
- $$\begin{array}{c} | \\ \text{I} \\ | \\ \text{PRO} \\ | \\ \text{allow} \\ | \\ \text{I} \\ | \\ \text{shave} \end{array}$$
$$\begin{array}{c} | \\ \text{VP} \\ | \\ \text{S} \\ | \\ \text{VP} \\ | \\ \text{S} \end{array}$$

Wir wählen zum Vergleich die deutschen Beispiele (6) bis (8) mit dem Verb *verzeihen*:

- (6) Ich verzeihe David nicht, daß er Mutters Perlen nicht gewürdigt hat.
- (7) *Ich verzeihe David nicht, daß ich Mutters Perlen nicht gewürdigt habe.
- (8) (a) Ich verzeihe dem Meteorologen nicht, daß das Wetter schlecht ist.

(b) Ich verzeihe dir nicht, daß kein Bier mehr im Haus ist.

Die Beispiele (6) bis (8) legen nahe, daß es auch im Deutschen einen „unlike-subjekt constraint“ gibt. Beispiel (8) zeigt darüber hinaus, daß es sich hierbei nicht um den bei Perlmutter später behandelten Fall von obligatorischer Identität zwischen Subjekt des Konstituentensatzes und Objekt des Matrixsatzes handelt.

Die Passivprobe scheint die Annahme des „unlike-subject constraint“ zu bestätigen:

- (9) Ich verzeihe dir, daß ich von dir verachtet werde.

Allerdings gibt es im Deutschen nun Fälle, in denen bei *verzeihen* die Subjekte identisch sind und sich doch korrekte Sätze ergeben, ohne daß Passiv vorliegt.

- (10) Ich verzeihe dir, daß ich von dir eine Ohrfeige bekommen habe.

Im Falle (10) ist der „constraint“ offenbar durchbrochen. Man kann jedoch Perlmutters These aufrechterhalten, wenn man annimmt, daß sich Strukturen etwa mit *bekommen*, *kriegen* wie Passivstrukturen transformationell beschreiben lassen, wobei anzunehmen wäre, daß Strukturen wie

- (11) (a) ich bekomme eine Ohrfeige von Peter und

(11) (b) mir wird von Peter eine Ohrfeige gegeben
auf eine beiden zugrunde liegende Struktur bezogen werden
können, also beide „passivisch“ wären.

Wesentlich schwieriger scheinen Sätze der folgenden Art zu
sein:

(12) (a) Ich werde dir nie verzeihen, daß ich deinetwegen die
Stellung verloren habe.

gegenüber

(12) (b) Ich werde dir nie verzeihen, daß ich die Stellung ver-
loren habe.

Hier dürfte es nicht ganz leicht sein, Transformationsregeln zu
formulieren, auf Grund derer die Identität der Subjekte auf dem
Wege der Derivation erst entstanden wäre, die in der zugrunde-
liegenden Struktur ursprünglich nicht bestand.

Geht man aber davon aus, daß es in Sätzen mit *verzeihen* den
„unlike-subject constraint“ gar nicht gibt, so läßt sich für die
abweichenden Sätze wie (7) keine syntaktische Erklärung geben.

Daß es bei Sätzen mit *verzeihen* noch andere „constraints“ als
den „unlike-subject constraint“ gibt, mögen folgende Beispiele
veranschaulichen:

(13) (a) Ich verzeihe dir, daß du mich betrogen hast.
(b) Ich verzeihe dir, mich betrogen zu haben.

(14) (a) Ich verzeihe dir, daß du mich dauernd betrügst.
(b) *Ich verzeihe dir, mich dauernd zu betrügen.

Abgesehen davon, daß es sich in (13) und (14) mit Sicherheit
um DSCs im Sinne Perlmutter handelt, scheint aus Beispielen
wie (14) (b) deutlich zu werden, daß bei der Einbettung von
Sätzen des hier besprochenen Typs auch andere als die bei
Perlmutter postulierten DSCs zu berücksichtigen sind, die —
soweit wir überblicken — innerhalb des *Aspects*-Modells in gar
keiner Weise beschrieben werden können. Hierzu noch einige
Beispiele:

(15) (a) *Ich verzeihe dir, daß du mich vielleicht bestohlen hast.
(b) *Ich verzeihe dir, mich vielleicht bestohlen zu haben.

- (16) (a) *Ich verzeihe dir, daß du mich fragen sollst.
(b) *Ich verzeihe dir, mich fragen zu sollen.
- (17) (a) *Ich verbiete dir, daß du mich fragen sollst.
(b) *Ich verbiete dir, mich fragen zu sollen.
- (18) (a) *Ich verbiete dir, daß du mich gefragt hast.
(b) *Ich verbiete dir, mich gefragt zu haben.
- (19) (a) *Ich verbiete dir, daß du mich fragen könntest.
(b) *Ich verbiete dir, mich fragen zu können.
- (20) (a) *Ich verbiete dir, daß du versehentlich das Fenster öffnest.
(b) *Ich verbiete dir, das Fenster versehentlich zu öffnen.
- (21) (a) *Ich verbiete dir, daß du Fieber hast.
(b) *Ich verbiete dir, Fieber zu haben.

Ähnliche „constraints“ weisen z.B. auch die folgenden deutschen Verben auf: *befehlen*, *beauftragen mit*, *empfehlen*, *raten*, *verdächtigen*, *untersagen*.

3.2. „The like-subject constraint“

P. führt seine Argumentation weiter an Hand von serbokroatischen Sätzen mit *namjeravati*:

- (22) (a) Namjeravam da idem.
(b) Namjeravam ići.
- (23) (a) Namjeravaš da ideš.
(b) Namjeravaš ići.
- (24) (a) *Namjeravam da ideš.
(b) *Namjeravaš da idem.

Er zeigt auf, daß für diese Fälle DSCs angenommen werden müssen, da z.B. die Sätze (24) nicht korrekt sind, weil das Subjekt des eingebetteten Satzes immer mit dem Subjekt des Matrixsatzes identisch sein muß. Mit Chomsky läßt sich die Erzeugung von Sätzen wie (24) nicht verhindern, denn es steht keine Transformationsregel zur Verfügung, die Sätze wie (24) herausfiltern könnte; die „Equi-NP-Deletion“ ist weder bei (24)

noch bei (22) (a) und (23) (a) wirksam. Auch Lakoffs Lösungsversuch mit Hilfe der „absolute exceptions“ scheitert.

Perlmutter schlägt einen denkbaren Ausweg vor, nämlich „that the structural description of the Equi-NP Deletion transformation be met, even though the rule need not actually apply“ (S. 180), daß also die strukturelle Beschreibung, die der Transformation zugrunde liegt, als Filter schon genüge, auch wenn diese nicht operiert. Die DSCs bei den *da*-Fällen können somit nur dadurch erklärt werden, daß es parallele Infinitivkonstruktionen gibt, bei denen die „Equi-NP Deletion“ stattgefunden hat.

Daß dieser Weg nicht gangbar ist, zeigt Perlmutter an Sätzen mit *prisiliti*, bei denen Infinitivkonstruktionen auch dann nicht möglich sind, wenn Identität zwischen den betreffenden Subjekten besteht.

(25) (a) *Prisilio me je da idem.*

(b) **Prisilio me je íci.*

(26) **Prisilio me je da ideš.*

(27) (a) *Prisilio te je da ideš.*

(b) **Prisilio te je íci.*

Es handelt sich hier — wie (25) (a) und (26) (a) zeigen — um eine Identitätsbedingung zwischen dem Objekt des Matrix- und dem Subjekt des Konstituentensatzes. Da aber bei diesem Verb die entsprechenden Infinitivkonstruktionen ausgeschlossen sind — wie Satz (25) (b) und (26) (b) zeigen —, gibt es keine strukturelle Beschreibung, die überhaupt befragt werden könnte. Also — so schließt Perlmutter — kann der immerhin denkbare Vorschlag nicht als Lösung dienen. Als einziger Ausweg bleibt die Annahme von „deep structure constraints“.

Nehmen wir mit Perlmutter an, daß solche constraints tiefenstrukturrell beschrieben werden, so kann man für folgende deutsche Beispiele behaupten, daß „like-subject constraint“ vorliegt:

(28) (a) *Ich beabsichtige zu gehen.*

(b) *Du beabsichtigst zu gehen.*

Nehmen wir den DSC als gegeben, dann dürften bei *beabsichtigten* Komplementsätzen im Passiv nicht möglich sein; denn in der der Passivkonstruktion zugrundeliegenden Struktur ist das Subjekt nicht identisch mit dem Subjekt des entsprechenden Matrixsatzes, d.h., dem „like-subject constraint“ ist in der Tiefenstruktur nicht Genüge getan. Es dürfte sich dann hier nicht um DSCs handeln. Man vergleiche aber folgende Sätze:

- (29) Kandidus beabsichtigt mit seinen politischen Purzelbäumen, auch noch vom letzten Naipling anerkannt zu werden.
- (30) Er beabsichtigt, nicht gesehen zu werden.

Diese Sätze dürften nach Perlmutter nicht erzeugbar sein, ließen sich aber innerhalb des *Aspects*-Modells erzeugen, denn nach der Passivtransformation entspricht die strukturelle Beschreibung der Bedingung für die „Equi-NP-Deletion“. Man vergleiche auch folgende Beispiele:

- (31) Er ist dabei, von allen überrumpelt zu werden.
- (32) Er kann nicht umhin, von dieser Musik mehr und mehr eingenommen zu werden.
- (33) Er strebt an, von seinen Freunden in den Bundestag gewählt zu werden.

Die den eingebetteten Sätzen entsprechenden Aktivstrukturen würden abweichende Sätze ergeben:

- (34) *Er ist dabei, daß alle ihn überrumpeln.
- (35) *Er kann nicht umhin, daß diese Musik ihn mehr und mehr einnimmt.
- (36) *Er strebt an, daß seine Freunde ihn in den Bundestag wählen.

Daß der DSC des hier besprochenen Typs innerhalb der linguistischen Theorie notwendig ist, scheint nicht zweifelhaft, denn es gibt bekanntlich Sprachen, in denen sich zwar „like-subject constraints“ und „unlike-subject constraints“ finden, wo es aber keine Infinitivkonstruktionen gibt und „Equi-NP-

Deletions“ gar nicht vorkommen, d. h. wo die Transformationen, die als Filter fungieren sollten, nicht existieren, z. B. im Makedonischen und im Bulgarischen.

3.3. Aber die Gegenbeispiele aus dem Deutschen zeigen, daß (i) möglicherweise andere „constraints“ noch zu berücksichtigen sind, daß (ii) der von Perlmutter formulierte „constraint“ mehr bewirkt als er soll und einschränkend präzisiert werden muß.

Im Hinblick auf den Passiv-Test könnte auch die Möglichkeit bestehen, daß Aktiv und Passiv gar nicht transformationell einer gemeinsamen Tiefenstruktur zuzuordnen sind, sondern daß die Wahl zwischen Aktiv und Passiv (auch der Konstruktionen vom Typ dt. *Joseph kriegt von Alois den Bierkrug weggenommen*) durch andere Faktoren determiniert wird und daß daher diese Strukturtypen bereits als Alternativen in der „Tiefenstruktur“ vorgesehen werden müssen.

Überprüft werden müßte auch, ob tatsächlich alle von P. und uns aufgeführten „constraints“ in der Tiefenstruktur — also syntaktisch — beschrieben werden können. Es ist auffällig, daß gerade solche Verben „constraints“ aufweisen, die (1) grundsätzlich sozial bedingte Beziehungen zwischen Personen signalisieren: *befehlen, beauftragen, empfehlen, auffordern zu* oder (2) Entscheidungen von Personen über das eigene Verhalten und Handeln: *beabsichtigen, nicht umhin können, sich entschließen zu* . . .

Es hieße, die Verwendungsmöglichkeiten von Sprache und auch die „Kompetenz“ des Sprecher/Hörers unangemessen zu beschreiben, wollte man in der Syntax bereits Sätze der folgenden Art mit Hilfe von DCSS oder auch mit Hilfe der Filterfunktion von Transformationsregeln ausschließen:*

- (37) Ich verbiete Ihnen, daß Ihr Sohn antikapitalistische Parolen verkündet.
- (38) Ich befehle Ihnen, nicht entgegen meinem Gefühl zu handeln.
- (39) Das Gesetz befiehlt, daß Lehre und Forschung frei sei.

* Vgl. inzwischen: Hörmann 1971.

- (40) Ich beabsichtige, daß Herr Meier am 1. Januar die neue Filiale übernimmt.
- (41) Der Lehrer verbietet den Kindern, während der Unterrichtsstunde Schluckauf zu haben.
- (42) Ich empfehle mir, dieser Lösung zuzustimmen. (Dies könnte Schiller zu sich selbst sagen.)
- (43) Willem verbietet sich jede Zigarette.

Gewiß, diese Sätze sind in einer bestimmten Weise merkwürdig. Doch liegt das nicht an der Syntax. Satz (37) z.B. ist syntaktisch vollkommen in Ordnung; merkwürdig ist nur sein Inhalt: Daß der Sprecher dieses Satzes nämlich voraussetzt, der oder die Angesprochene habe so viel Macht über den Sohn, daß der Vater (die Mutter) als Adressat des Verbots fungieren kann.

4. Sgall, Petr: *L'ordre des mots et la sémantique*. S. 231–240.

Sg. beschäftigt sich mit dem Verhältnis zwischen Wortstellung und der semantischen Interpretation von Sätzen. Es ist uns bei der Lektüre des vorliegenden Artikels nicht leicht gefallen, den „roten Faden“ herauszufinden, und wir sind daher nicht sicher, ob wir seine Absichten überhaupt angemessen beurteilen können. Der Grund dafür scheint uns in der mangelhaften Strukturierung des Textes zu liegen.

Sg. stellt zwei Konzeptionen einander gegenüber:

- (i) Bei Chomsky „et les autres transformationalistes“ (S. 231) sowie innerhalb der traditionellen Grammatik sei die Wortstellung auf rein syntaktischem Wege erklärt worden.
- (ii) Im Rahmen der zweiten Konzeption wird die Wortstellung semantisch erklärt, und zwar — im Anschluß an die Prager Schule — mit den Begriffen ‘thème’ und ‘propos’.

4.1. Den Ansatz der generativen Transformationsgrammatik lehnt Sg. — er bezieht sich hier auf Isačenko (1966) — als zweifelhaft ab; denn wenn Oberflächenwortstellungsvarianten nur durch Anwendung von Transformationsregeln gewährleistet werden — Sg. meint offensichtlich fakultative Transformationsregeln — und Transformationsregeln die Bedeutung nicht ver-

ändern, dann heißt dies, daß die so transformationell entstandenen Varianten dieselbe semantische Interpretation haben müssen. Da Sg. aber davon ausgeht, daß die Varianten Bedeutungsunterschiede widerspiegeln, ist er genötigt, diese Konzeption nicht zu akzeptieren.

4.2. Die zweite Konzeption wird demonstriert an den Beispielen (1) und (2):

- (1) Otec prišel.
- (2) Nastupila vesna.

An Hand dieser beiden Beispiele postuliert Sg., indem er sich auf Firbas beruft, zwei Verbklassen im Russischen, die dadurch definiert sind, daß bei Verben wie *prijti* das Subjekt häufiger voran- als nachsteht und daß bei Verben wie *nastupit'* das Subjekt umgekehrt häufiger nach- als voransteht.

Der Unterschied zwischen beiden Klassen sei semantisch. Klar sei ferner, daß "cette conception est liée à l'articulation de la phrase en thème et propos" (S. 231). Und unmittelbar verknüpft mit der Unterscheidung zwischen 'thème' und 'propos' ist: "l'ordre des mots" (S. 232).

Sg. behauptet nun, daß die Wortstellungsvarianten bereits in der Tiefenstruktur ("ou, avec une autre terminologie, au niveau sémantique" (S. 232) repräsentiert seien.

4.3. In den Sprachen "à ordre fixe" werde die Reihenfolge 'thème'/'propos' "par des règles de grammaire" (S. 233) bewerkstelligt. Im Englischen beispielsweise ermögliche das Passiv diese Reihenfolge für den Fall, daß das Objekt 'thème' sei: "object (profond) — verbe — acteur". Dadurch — so muß man folgern — wird die Wahl zwischen Aktiv- und Passivstrukturen gesteuert durch die tiefenstrukturell festgelegte Reihenfolge 'thème'/'propos'.

Offen bleibt die Frage, ob dies tatsächlich nur für Sprachen "à ordre fixe" gilt. Im Deutschen ist z. B. folgender Satz möglich:

- (3) Ab sofort wird von der Professorenschaft jegliche Mitarbeit an der Selbstverwaltung eingestellt.

Dieser Satz läßt sich mit Normalintonation — also unmarkiert — lesen und es dürfte schwer fallen zu verstehen, daß das Passiv

hier die gewünschte Erhaltung der Reihenfolge 'thème'/'propos' gewährleistet. Denn auch der entsprechende Aktivsatz kann mit Normalintonation — also unmarkiert — gelesen werden:

- (4) Ab sofort lehnt die Professorenschaft jede Mitarbeit an der Selbstverwaltung ab.

Was immer hier auch 'thème' und was 'propos' sei, der unmarkierte Aktivsatz hat dieselbe Reihenfolge in bezug auf die Verteilung 'thème' – 'propos' wie der unmarkierte Passivsatz. Welche grammatische Rolle könnte man also demnach dem Passiv im Deutschen zuordnen?

Selbst im Französischen, das Sg. wohl zu den Sprachen "à ordre fixe" (S. 232) zählt, gibt es Beispiele wie etwa:

- (5) De la rue on entendait chanter des chansons de corps de garde par de joyeux fêtards.
- (6) De la rue on entendait chanter par de joyeux fêtards des chansons de corps de garde.

Obwohl in beiden Fällen die eingebetteten Sätze im Passiv stehen und obwohl die beiden Sätze unmarkiert sind, sind die tiefenstrukturellen Subjekte und Objekte vertauscht.

4.4. Sg. diskutiert drei Spezifikationsmöglichkeiten der zweiten Konzeption

(i) Mit Daneš kann die Einteilung in 'thème' und 'propos' auf der Grundlage von Wortstellungsunterschieden bei verschiedenen Sätzen spezifiziert werden, die ansonsten eine "structure grammaticale (et lexicale) identique" (S. 233) aufweisen. Daß Unterschiede in der Anordnung von 'thème' und 'propos' mit semantischen Unterschieden einhergehen können, zeigt Sg. u. a. am Beispiel der englischen Sätze (7) und (8):

- (7) Every body in this room knows at least two languages.
- (8) At least two languages are known by everybody in this room.

Wie Lakoff (1971) gezeigt hat, ist Satz (8) wahrscheinlich gar nicht die Passiv-Entsprechung zu (7), so daß etwaige semantische

Unterschiede nicht auf verschiedenartige Verteilung von 'thème' und 'propos' zurückzuführen sind.

Sg. stellt fest, daß diese Spezifikationsmöglichkeit zu Schwierigkeiten führt (S. 234), ohne freilich einsichtig zu machen, worin diese bestehen.

(ii) Man kann die Einteilung in 'thème' und 'propos' auch auf der Grundlage des Kontextes spezifizieren. "Il faut exclure des cas comme nos exemples (1) — (2) du domaine de cette articulation, car une différence dans l'articulation [gemeint ist wohl sinnvollerweise: l'ordre des mots] ne peut pas, dans ce cas, être liée elle même à une différence dans l'interprétation sémantique. Deux énoncés différant seulement dans l'articulation [gemeint ist hier wohl wiederum: l'ordre des mots] en thème et propos seraient deux variantes combinatoires d'une seule phrase" (S. 234):

- (9) (1) Each of these types of description is adequate for some language.
- (2) For some language each of these types of description is adequate.

Sg. formuliert einige Bemerkungen zu dieser Spezifikationsmöglichkeit, die vom Leser offensichtlich als Anführung von Schwierigkeiten verstanden werden sollen, die sich in diesem Rahmen ergeben. Die Rezessenten sehen sich außerstande, die Relevanz dieser Bemerkungen in bezug auf die Spezifikationsmöglichkeit (ii) zu erkennen.

(iii) Die dritte Spezifikationsmöglichkeit besteht darin, daß die Verschiedenartigkeit der Verteilung von 'thème' und 'propos' einer Verschiedenheit der Tiefenstruktur und der semantischen Interpretation entspricht, wobei allerdings "la valeur cognitive" derselbe sein soll (S. 235). Dies — so scheint es den Rezessenten — ist der Vorschlag, den Sg. selbst unterbreitet.

4.5. Aus dem Vorhergehenden soll sich nach Sg. u. a. folgendes ergeben haben:

(a) Die Einteilung in 'thème' und 'propos' ist entscheidend für die semantische Interpretation, die vom kognitiven Wert unterschieden werden muß.

- (a') Die semantische Struktur des Satzes determiniert die nicht-markierte Variante der Einteilung in 'thème' und 'propos'.
- (b) Die Einteilung in 'thème' und 'propos' ist nicht identisch mit einer Verteilung der Information 'bereits bekannt' und 'neu'.
- (b') "si un des éléments du syntagme est caractérisé comme déjà connu, cet élément précède l'autre dans la chaîne obtenue après l'application d'une telle règle" (S. 237).
- (c) Die Gliederung des Satzes besteht nicht in einer Dichotomie ('thème' und 'propos'), sondern in "une échelle du dynamisme communicatif de toutes les unités [...] lexicales de la phrase". Diese These kommt überraschend, weil der vorhergehende Text nicht auf sie hinführt.
- (d) Ein Zusammenhang zwischen der Einteilung in 'thème' und 'propos' und der Wortstellung findet sich nicht nur in Sprachen mit freier, sondern auch in solchen mit fester Wortstellung.

4. 6. Die Ergebnisse, zu denen Sg. kommt, sind nicht frei von Widersprüchen, Die Untersuchung, die sich in der Hauptsache an den Begriffen 'thème' und 'propos' orientiert, bietet für diese Begriffe keine sprachwissenschaftliche Definition. Allerdings räumt Sg. ein, daß er nur "hypothèses intuitives" (S. 238) vorlegen wollte. Wir können nicht sagen, daß uns diese intuitiven Hypothesen dem Verständnis des Verhältnisses zwischen Wortstellung und Semantik nähergebracht hätten.

5. Von uns zitierte Literatur:

- Chomsky, Noam, *Aspects of the theory of syntax*. — Cambridge, Massachusetts, The M. I. T. Press (1965).
- Fillmore, Charles J., *The case for case*. In: *Universals in linguistic theory* (Edited by Emmon Bach & Robert T. Harms, London & New York & Sydney & Toronto, Holt, Rinehart and Winston, 1968, S. 1–88.
- Hörmann, Hans, *Semantische Anomalie, Metapher und Witz oder Schlafen farblose grüne Ideen wirklich wütend?* *Folia Linguistica* 5 (1971) 310—330.
- Isačenko, Aleksandr S., *O grammatičeskom porjadke slov. Voprosy jazykoznanija* 15, 6 (1966) 27–34.
- Kiefer, Ferenc, *Über Präspositionen*. [Übers. von Herbert Pütz.] [Trondheim 1971] [Inzwischen veröffentlicht:] In: *Semantik und generative Grammatik*. Hrsg. [von] Ferenc Kiefer. Frankfurt/M.,

192 H. Pütz — W. Thümmel, Zur neueren Syntax und Semantik

- Athenäum Verlag 1972 (= Linguistische Forschungen, Bd. 1/II),
S. 275—303.
- McCawley, James D., [Rez.:] Current trends in linguistics. Vol. 3:
Theoretical foundations. Ed. by Th. A. Sebeok. Language 44 (1968)
556—593.
- Reichenbach, Hans, Elements of symbolic logic. New York, The Free
Press, & London, Collier-Macmillan (1947).
- Sgall, Petr, Zum Verhältnis von Grammatik und Semantik im genera-
tiven System. In: Zeichen und System der Sprache. Bd. 3. Veröffent-
lichung des II. Internationalen Symposiums „Zeichen und System der
Sprache“ vom 8. 9. bis 15. 9. 1964 in Magdeburg. Berlin, Akademie-
Verlag 1966 (= Schriften zur Phonetik, Sprachwissenschaft und
Kommunikationsforschung. 11.), S. 225—239.

Herbert Pütz,
Sildråpeveien 62^F,
Trondheim

Wolf Thümmel,
Göttingen,
Baurat-Gerber-Straße 18